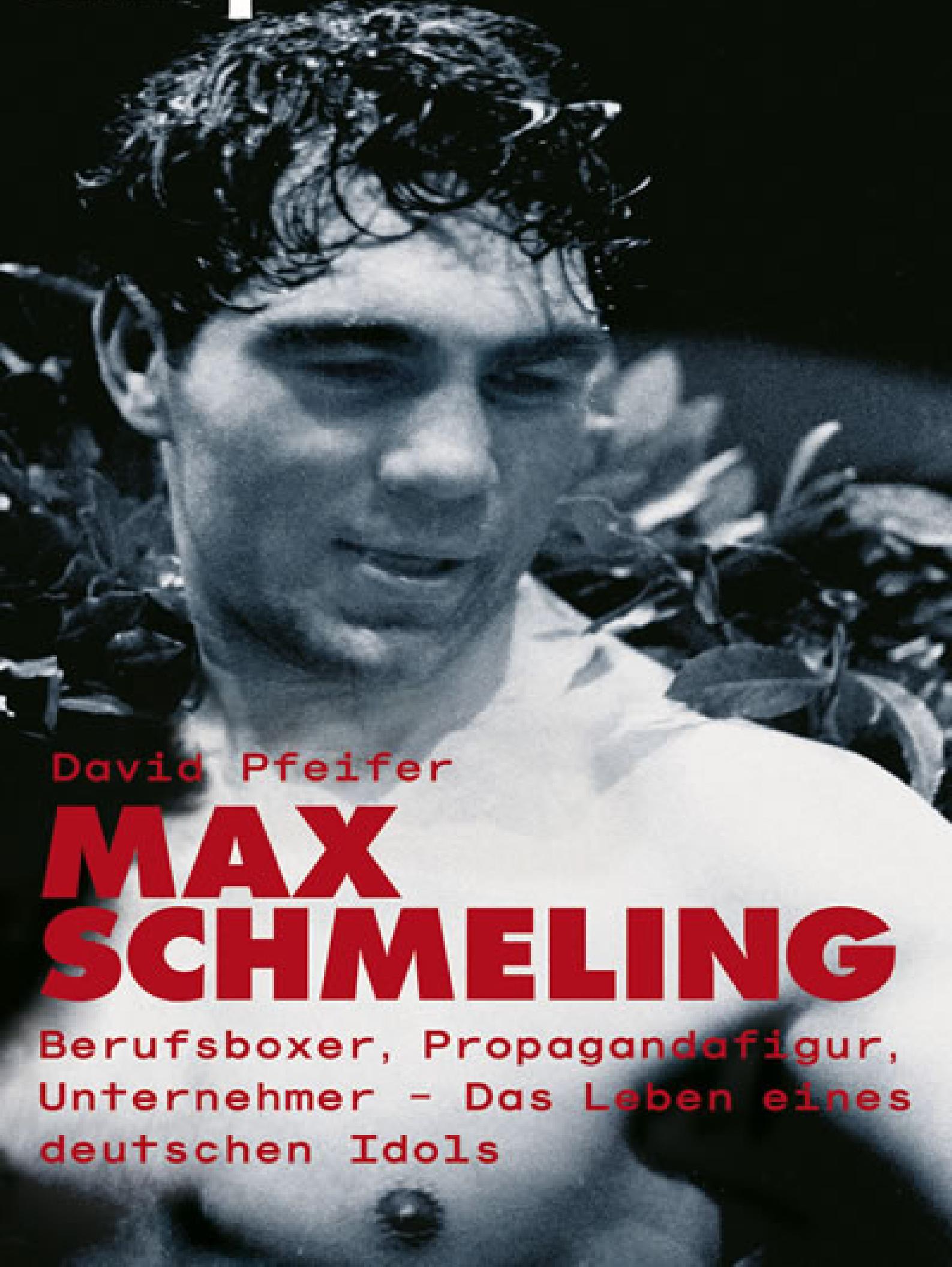


Campus



David Pfeifer

MAX SCHMELING

Berufsboxer, Propagandafigur,
Unternehmer – Das Leben eines
deutschen Idols

Max Schmeling

David Pfeifer ist Journalist und lebt in Berlin und Hamburg. Er arbeitet als Redaktionsberater für verschiedene Verlage und als Autor unter anderem für *SZ-Magazin*, *GEO*, *STERN* und *NEON*. Als Zehnjähriger stand er 1980 nachts für den letzten Weltmeisterschaftskampf von Muhammad Ali auf und ist seitdem Boxfan. David Pfeifer hat selbst Boxen gelernt, ist Experte für dieses Thema und wurde vom Magazin *GQ* als »Champion im Passivboxen« bezeichnet.

David Pfeifer

Max Schmeling

Berufsboxer, Propagandafigur, Unternehmer:
Die Geschichte eines deutschen Idols

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.
ISBN 3-593-37546-X

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlag unzulässig. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2005 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Umschlaggestaltung: Kerstin Peters
Satz: Fotosatz L. Huhn, Maintal-Bischofsheim
Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe
Gedruckt auf säurefrei und chlorfrei gebleichtem Papier.
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

Für Iris und Kerstin

Inhalt

Prolog. Der Club der starken Männer	9
1 Ende	13
2 Anfang	16
3 Ein Ziel, kein Weg	27
4 Boxer werden	31
5 Hinten anfangen	37
6 Lichter der Großstadt	49
7 Flucht nach vorn	54
8 Europa	67
9 Der Kulturmampf	74
10 Rückschlag	82
11 Schwere Zeiten	89
12 Ankommen	96
13 Heimaturlaub	117
14 Der Elfte	148
15 Der Verlierer	156

16	Boxmacht Deutschland	185
17	Der Kampf des Jahrhunderts	232
18	Zwölf Runden für die Ewigkeit	248
19	Sport und Politik	270
20	Heimat	287
21	Krieg	297
22	Wieder im Ring	315
23	Ein zweites Leben	329
24	Das Alter	347
	Dank	358
	Anmerkung des Autors	359
	Quellen	360
	Bildnachweise	363

PROLOG

Der Club der starken Männer

Der erste Weltmeister der modernen Boxgeschichte ist John L. Sullivan, genannt der *Boston Strong Boy*. 1879 ging Sullivan auf Tour durch die USA und versprach jedem Mann, der vier Runden gegen ihn im Ring überstehen würde, eine Börse von 1 000 Dollar. Gekämpft wurde meistens nach den *London Prize Ring Rules*, mit bloßen Fäusten, ohne Rundenbegrenzung. Ging ein Gegner ohne getroffen zu sein zu Boden, aus Erschöpfung oder Schmerzen, wurde er verwarnt. Am 10. März 1888 kämpfte Sullivan gegen einen seiner härtesten Konkurrenten, Charlie Mitchell, in Chantilly, Frankreich, um die Weltmeisterschaft. In einem ersten Kampf gegen Mitchell hatte Sullivan durch technischen k.o. verloren – die Polizei brach den illegalen Kampf ab, nachdem Sullivan zu Boden gegangen war. Ein zweiter Kampf platzte kurz vor Beginn, weil Sullivan zu betrunken war, um sich gegen Mitchell zu verteidigen. Die beiden trafen nun auf dem Besitz des Baron Rothschild aufeinander, es regnete in Strömen, und der Kampf musste nach der 39. Runde abgebrochen werden. Sullivan wurde als der Bessere dieses Duells angesehen.

Mehr als ein Jahr später, am 8. Juli 1889, kämpfte Sullivan gegen Jake Kilrain in Richburg, Mississippi, um eine Börse von 10 000 Dollar. Kilrains Sekundanten warfen in der 75. Runde, nach zwei Stunden und 16 Minuten, das Handtuch. Es war der letzte Meisterschaftskampf, der mit bloßen Fäusten ausgetragen wurde. John L. Sullivan ging als Weltmeister auf Städettournee, spielte Theater und trat in Va-

rietés auf. Manchmal machte er Schaukämpfe, um seine Popularität weiter auszuschlagen. Drei Jahre verteidigte er seinen Titel nicht. Als der 34-jährige, untrainierte und bereits alkoholkranke Sullivan schließlich am 7. September 1892 gegen den *Gentleman Jim* genannten James J. Corbett in den Ring stieg, wurde er in der 21. Runde k.o. geschlagen. Corbett wurde der erste Weltmeister nach den Regeln des *Marquis von Queensbury*, also durch Kampf mit Handschuhen.

Corbett konnte die Popularität von Sullivan nie erreichen. Wie die meisten der Boxer, die in den nächsten 17 Jahren den Meisterschaftstitel einander abtrotzten – bis Jack Dempsey die Krone an sich riss und der neunte Weltmeister der Boxgeschichte wurde. Am 4. Juli 1919 wurde Jess Willard, der amtierende Champion, von dem kleineren und leichteren Dempsey so übel verprügelt, dass Willard in der ersten Runde gleich siebenmal zu Boden ging. Mit seinen schnellen, harten Haken brach Dempsey dem überforderten Willard den Kiefer, das Jochbein, drei Rippen und schlug ihm drei Zähne aus. Willard brauchte neun Minuten, um einzusehen, dass er mit einem Killer im Ring stand. Am Ende der dritten Runde blutete Willard aus Rissen über den Augen und aus der Nase über das ganze Gesicht, und sein linkes Auge war durch Blutergüsse komplett geschlossen. Seine Mutter hätte ihn in diesem Zustand nicht mehr erkannt. Zur vierten Runde trat er nicht mehr an. Der Kampf wurde »Boxmord« genannt.

Dempsey wurde der populärste Weltmeister seit John L. Sullivan. Als Dempsey 1921 den europäischen Schwergewichtsmeister, den Franzosen Georges Carpentier, im so betitelten *Kampf des Jahrhunderts* besiegte, schnellte der Umsatz einer Boxveranstaltung zum ersten Mal über eine Million Dollar. Die Profiboxer waren von Jahrmarktsattraktionen zu Volkshelden geworden, die um die Ehre ihrer Nation boxten. Und sie wurden reich mit ihrem Sport. Am 23. September 1926 verlor Dempsey seinen Titel gegen Gene Tunney in zehn Runden nach Punkten.

Tunney, ein ehemaliger *Marine*, verteidigte die Weltmeisterschaft nur zweimal. Bei seinem Rückkampf gegen Jack Dempsey konnte er,

wie schon im ersten Kampf, in zehn Runden nach Punkten siegen. Tunney war der erste Weltmeister, der für seine Titelverteidigung über eine Million Dollar bekam. Nach seiner zweiten Titelverteidigung, einem drückend überlegenen k.o.-Sieg gegen Tom Heeney, legte Gene Tunney seinen Titel mit den Worten nieder: »Es gibt noch Wichtigeres als das Boxen.« Mit Jack Dempsey und Gene Tunney verlor das Sensationsgeschäft, das inzwischen in Amerika und in Europa die Menschen in Massen in die Stadien strömen ließ, innerhalb eines Jahres seine beiden größten Namen.

Der Titel des Weltmeisters lag jetzt bereit, um von einem der vielen Schwergewichtsboxer ergriffen zu werden, die sich in jeder Trainingsstunde, in jedem Kampf, bei jedem Sieg Hoffnungen machten, reich, berühmt und der elfte Kämpfer zu werden, der dem Club der starken Männer angehört.

KAPITEL I

Ende

In Hollenstedt bei Hamburg lebt zurückgezogen ein alter Mann, der wie kein zweiter in Deutschland sein eigenes Denkmal ist. Normalerweise ist in Hollenstedt so wenig los, dass die Lokalzeitung eine Meldung bringt, wenn eine neue Ampelanlage aufgestellt wird. Aber ab und zu kommen große Limousinen angefahren, und ein paar Kraftmenschen steigen federnd aus, sichtlich um ordentliches Auftreten bemüht, da sie in Umkleidekabinen aufgewachsen sind. Wer als Boxer in Deutschland etwas werden will, pilgert zu Max Schmeling, als könne der einem sein Können schenken. Axel Schulz war hier, Henry Maske, die Klitschko-Brüder, Dariusz Michalczewski. Oft waren diese Treffen eingefädelt über die *Bild*-Zeitung, die dann berichtet hat, wie der alte Mann seine jungen Nachfolger durch seine Gastfreundschaft geadelt hat.

In den hundert Jahren, die sein Leben nun schon währt, hat Schmeling dem letzten deutschen Kaiser zugejubelt, die Einführung des Rundfunks erlebt, des Fernsehens, schließlich der Computer. Er war bekannt in der Weimarer Republik, ein Star in der Nazi-Zeit und ein Volksheld in der Bundesrepublik Deutschland. Außer ihm hat das nur Heinz Rühmann geschafft. Dabei war Schmeling immer bewusst, wo er herkommt: Was er heute darstellt, verdankt er dem Boxen. Deswegen hat er all diese Kämpfer empfangen, auch nachdem er schon lange Geschäftsmann war, Handlungsreisender für Coca-Cola, Bundesverdienstkreuzträger und Pensionist. Nachdem seine Frau,

Anny Ondra, 1987 gestorben ist, hat Schmeling sich endgültig aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen. »Ich habe den Medien mein ganzes Leben lang Rede und Antwort gestanden«, sagte er zum Abschied. Wer ihm heute schreibt oder ihn anruft, bekommt eine freundliche Absage seines Sekretärs: »Wenn Sie eine Frage haben, die Herr Schmeling noch nicht irgendwann mal beantwortet hat, dann stelle ich sie ihm gern.«

Die großen Autos kommen heute seltener. Dr. Vitali Klitschko war einer der letzten Boxer, die ihn in Hollenstedt besucht haben – lange bevor er das Erbe Schmelings als Weltmeister angetreten hat. Klitschko sagt jedes Mal »Max Schmeling«, wenn er gefragt wird, ob er ein Idol, ein Vorbild hat. »Er hat uns gesagt, wenn ihr was werden wollt, müsst ihr nach Amerika gehen.«

Es hat sich einiges geändert im Schwergewichtsboxen, seit Max Schmeling Weltmeister war. Mit dem wachsenden Preisgeldern stieg auch die Konkurrenz, und die Robustheit der Boxer hat sich enorm gesteigert. Schmeling war in seiner aktiven Zeit 1,84 Meter groß und 84 Kilogramm schwer. Vitali Klitschko misst 2,02 Meter und wiegt 110 Kilogramm. Aber es gilt seit über 100 Jahren: Nur wer sich in Amerika durchsetzt, kann Weltmeister aller Klassen werden.

In Schmelings Büro bei der *Getränke-Industrie Hamburg Max Schmeling und Co. KG* in Hamburg-Bramfeld steht ein Autogramm der Klitschkos im Regal. Der Chef kommt seit 1994 nicht mehr ins Büro. Bis zu diesem Zeitpunkt war er täglich ein paar Stunden da, vor allem, um die vielen Briefe und Anfragen abzuarbeiten, die immer noch an ihn gerichtet werden. Sein Büro sieht noch so aus, als könnte er es jederzeit betreten. Dutzende Bilder hängen an den Wänden: Schmeling mit US-Präsidenten, mit deutschen Politikern, mit anderen Schwergewichtsweltmeistern. Ein Foto zeigt ihn beim Dinner mit Mike Tyson. An der Wand hängt eine Weltkarte. Kleine rote Nadeln zeigen an, wo Schmeling schon war. Eine weiße Nadel steckt dort, wo sein Gut Ponnickel lag, das heute zu Polen gehört. Auf seinem Schreibtisch steht ein Bild seiner verstorbenen Frau Anny Ondra. Es ist aus den dreißiger Jahren, ein klassisches Porträt einer Filmschau-

spielerin, traumschön und in großer Pose. So, wie er sie damals zum ersten Mal auf der Leinwand gesehen hat. Heiko Stöhr, Geschäftsführer der *Getränke-Industrie Hamburg*, fährt alle zwei Wochen von Bramfeld nach Hollenstedt, informiert den Ex-Champion über die Geschäfte und die Aktionen der einzelnen Stiftungen, die Schmeling im Laufe seines Lebens gegründet hat. Stöhr wundert sich immer wieder, wie sein Chef und Weltmeister werden konnte: »Seine Hände sind so schmal.«

Die meisten Menschen, die heute unter 70 sind, kennen Max Schmeling nur noch als Wirtschaftswunderikone, als einen, der unter mächtigen Augenbrauen hervorlugt und noch im hohen Alter die Faust zur Boxerpose ballt, wie in einer Wiederholungsschleife. Meist lächelt er. Dass er tatsächlich mal im Ring stand und einen der besten und bedeutendsten Boxkämpfe des vergangenen Jahrhunderts bestritten hat, wurde zu einem Gemeinplatz ohne sinnliche Vorstellung. Die Realität ist hinter der Legende verschwunden.

Viele Menschen denken, Schmeling sei gegen den afroamerikanischen Jahrhundertboxer Joe Louis Weltmeister geworden. Der Name Jack Sharkey sagt nur noch Insidern etwas, obwohl er Schmelings Gegner im ersten WM-Kampf war.

Von den Beteiligten an diesem Weltmeisterschaftskampf vom 12. Juni 1930 lebt außer Schmeling niemand mehr. Auch seine Gegner sind lange tot. Boxer werden nicht alt. Als würde der Ring ihr Leben verschlingen, werden sie oft kaum älter als 60. Es gibt niemand mehr, der noch mit Max Schmeling geboxt hat. Die Welt, in der er kämpfte, existiert nur noch in seinem Kopf, in Filmaufnahmen, Zeitungen, Radioaufzeichnungen und Büchern. Die Menschen sind alle weg. Nur Max Schmeling ist noch da.

KAPITEL 2

Anfang

»Der Muskelmann. Die Kretinvisage.
Der Ringheld. Der Omnipotente.
Der Filzkopf. Das Blumenkohllohr.
Der Unüberwindliche. Das Idiotenidol.«

Herbert Asmodi, »Beschreibung eines Kämpfers«

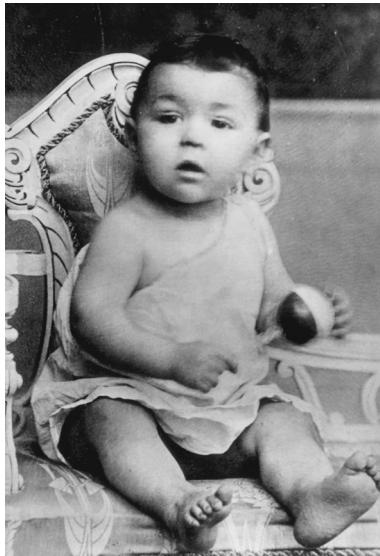
Der Erste Weltkrieg stürzte Europa in Tod und Verderben. In der Seeschlacht am Skagerrak zerschossen sich Deutsche und Briten so lange gegenseitig die Schiffe, bis fast alle Seeleute ertrunken waren. Während die zahlenmäßig überlegene britische Marine im Anschluss eine Seeblockade um Deutschland errichtete, setzten die Deutschen U-Boote ein. Deren Angreifbarkeit zwang dazu, durch Torpedobeschuss Schiffe mitsamt Besatzung und Passagieren zu versenken. Hunderte von Seeleuten, Frauen und Kindern erfroren und ertranken im Ärmelkanal. An der Westfront lagen sich deutsche und alliierte Truppen jahrelang über eine Hunderte von Kilometern verlaufende Kampflinie auf engstem Raum gegenüber. Zar Nikolaus schickte 1,2 Millionen junge Russen, darunter viele Kinder, in den sicheren Tod. Sie wurden durch feindliche Kugeln und Bajonette umgebracht, weil sie manchmal nur mit Mistgabeln bewaffnet waren. Sie wurden auf Maschinengewehrstellungen der Deutschen gehetzt, wo sie niedergeschossen wurden, ohne den Feind zu erreichen.

Erst als über 11 Millionen Menschen gestorben waren, als Bulgarien unter dem Ansturm der russischen Truppen zusammenbrach, als an der Westfront, von der Küste Belgiens bis zur schweizerischen Grenze, Tausende von deutschen und alliierten Soldaten bei immer neuen Versuchen des Landgewinns erschossen worden waren, nachdem die Alliierten in der Schlacht von Amiens so tief in die Reihen der

deutschen Truppen eingebrochen waren, dass eine Niederlage der deutschen Armee nicht mehr zu verhindern war – erst da forderte die oberste Heeresleitung unter Paul von Hindenburg am 29. September 1918 die Aushandlung eines Waffenstillstandsvertrages.

Einen Tag zuvor war Max Schmeling 13 geworden. Das Gemetzel an der Front war nur eine ferne Ahnung. Krieg, das war für die daheim Gebliebenen die Abwesenheit der Väter, der Kampf ums Essen, der täglich härter wurde. Fliegerbomben gegen zivile Ziele gab es noch nicht, und kein einziger Schuss war in den Städten abgefeuert worden, jetzt aber zog der Krieg in die Gesellschaft ein – in Gestalt Millionen zurückkehrender Soldaten. In Hamburg, wo Schmeling aufwuchs, füllten sich die Straßen mit Verwundeten, versprengten Söldnern und allerlei Glücksrittern und Gaunern, die sich von Hafen und Reeperbahn angezogen fühlten. Eine Wolke des Elends hing plötzlich über der Stadt, der Gestank verdreckter Uniformen, der nässenden Wunden, des getrockneten Schießpulvers, das immer noch an den Fingern der Kriegsheimkehrer klebte.

Seit 1906 lebten die Schmelings in Hamburg, dem Sitz der Reederei Hapag, für die Max Schmeling senior als Bootsmann die Meere befuhrt. Auch am 28. September 1905, als Max Siegfried Adolph Otto im Haus des Großvaters, August Fuchs, in Klein-Luckow in der Uckermark geboren wurde, war der Vater gerade auf See. Als er von der Geburt seines ersten Sohnes erfuhr, machte er angeblich vor



Als sein Vater auf See von der Geburt erfuhr, soll er vor Freude einen Handstand gemacht haben: Max Schmeling im Alter von etwa einem Jahr.

Freude einen Handstand vor der Kabine des Kapitäns. Amanda Schmeling, geborene Fuchs, war mit der Uckermark verwachsen. Wäre es nach ihr gegangen, hätte sie ihre Heimat nie verlassen. Aber ihr Mann fuhr zur See und musste bei jedem Heimurlaub erst noch einen Tag reisen, bevor er seine Frau sehen konnte. Also wurde, als der kleine Max sechs Monate alt war, der Umzug nach Hamburg beschlossen.

Die Schmelings wohnten zunächst in einem kleinen Mietshaus in St. Georg in der Nähe des Hauptbahnhofs. 1910 zog man nach Rothenburgsort, wo traditionell die Seeleute vor Anker gingen. Ein ordentliches Viertel mit winzigen Häusern, gebaut von ebensolchen Ersparnissen. Aber ein Heim für die, die sonst auf See zu Hause sind. Der Stadtteil war durchzogen von Nebenläufen der Elbe, und viele kleinere Reedereien hatten hier Büros und Werkstätten errichtet. Es waren nur etwa 30 Minuten Fußmarsch zu den riesigen Hafenanlagen, zu den großen Trockendocks von Blohm und Voss, auf denen 1918 über 14 000 Männer arbeiteten, und den Verladestationen und Lagerhäusern, wo Tagelöhner für ein paar Mark Säcke schlepperten.

1912 kam Max Schmeling in die Volksschule in der Stresowstraße in Rothenburgsort. Noch deutete nichts auf seine spätere Karriere hin. Max war groß, aber auf dem Klassenfoto überragt er seine Mitschüler nicht auffällig. Er war kräftig, aber nicht so, dass die anderen Kinder Angst vor ihm hatten. Er interessierte sich für Sport, wie die meisten Jungs seines Alters. Am liebsten mochte er Laufen und Schwimmen. Der Musikunterricht, sagte er später, lag ihm gar nicht. Aber vielleicht hatte sich das im Nachhinein, als sich seine Lebensgeschichte schon zur Legende verdichtete, als Anekdote einfach angeboten, weil Schmeling so furchtbar singt. Er hatte keine besonderen Noten, keine besonderen Hobbys, keine außergewöhnlichen Begabungen.

Die Schule nahm Max nicht sehr ernst. Geld hingegen schon. Seine Eltern waren zwar nicht arm, aber weit davon entfernt, für wohlhabend gehalten zu werden. Dass der Vater während des Weltkriegs zur Marine eingezogen wurde, traf die Familie hart. Die Reederei unterstützte die Angehörigen ihrer eingezogenen Mitarbeiter finanziell, dennoch fehlte es am Nötigsten. Amanda Schmeling wurde, wie viele

Frauen, dienstverpflichtet, um den verwaisten Arbeitsplatz eines Frontsoldaten zu übernehmen. Als Postangestellte brachte sie ein bisschen zusätzliches Geld in die Familienkasse. Aber die Not blieb dem kleinen Max trotzdem nicht verborgen. Er suchte jede Gelegenheit, ein paar Mark extra zu machen. Schon mit zehn wurde er ein Jahr lang Laufbursche bei einem Apotheker. Seine Mutter bestand später auf der Beobachtung, Max habe jeden Groschen zu Hause abgeliefert – oder ihr einen Blumenstrauß gekauft. 1918 betrug die Arbeitslosenquote in Hamburg über 12 Prozent. Der 13-jährige Max kaufte sich ein Gerät zum Drehen von Zigaretten. In Kneipen und Tabakläden sammelte er Tabakreste und drehte daraus neue Zigaretten. Die Zigarrenhändler halfen dem aufgeweckten Jungen, indem sie ihre Reste nicht wegschmissen, sondern ihn abholen ließen. Die Tagelöhner kauften ihm Zigaretten für ein paar Groschen ab, weil Rauchen oft der allerkleinste Luxus war, den sich die Ärmsten leisten konnten. Mit einem umgehängten Tablett stellte sich Max an belebte Ecken oder marschierte durch die Innenstadt, um seine Ware anzubieten. Als er mit Zigaretten ein bisschen Geld beisammen hatte, investierte er in ein erweitertes Warenangebot für seinen Bauchladen: es gab jetzt auch kleine Portionen Schokolade bei ihm zu kaufen. Der zweitkleinste Luxus jener Zeit.

Die strenge Mutter, die ihrem »Maggie« dennoch vieles durchgehen ließ, duldeten seinen kleinen Handel. Max war das älteste ihrer drei Kinder und ihr Liebling. Rudolph war zwei Jahre jünger als Max, Schwester Edith acht. Als Ältester hatte Max schon früh zahlreiche Aufgaben übernommen. Er kaufte ein oder fuhr die kleine Schwester im Kinderwagen spazieren. Mutter und Sohn hatten ein harmonisches Verhältnis, das nur getrübt wurde, wenn der Vater zu Hause war. »In der Zeit, in der er einmal nicht auf seinem Schiff war, sondern bei uns zu Hause, versuchte er die gesamte Erziehung – soweit er sie durch seine Abwesenheit versäumt glaubte – nachzuholen«, schrieb Schleming 1930 über seinen Vater. Und der Vater erwischte ihn auch eines Abends, als Max mit seinem Bauchladen am Wandsbeker Gehölz Zigaretten verkaufte. In der Dämmerung trat der Vater auf seinen Sohn



Familie Schmeling um 1915: Max senior und junior hinten, vorn Rudolph, Mutter Amanda und Edith.

in England boxen gelernt hatte, forderte 1907 im *Zirkus Busch* in Berlin einen Jiu-Jitsu-Kämpfer heraus. In diesem Schauduell zwischen Boxer und Ringer sollte der bessere Kampfsport ermittelt werden. Maschke hielt stets sicheren Abstand zu dem Ringer – oder schlug ihm die Faust ins Gesicht – so lange, bis sein Gegner ihm an die Kehle sprang, um ihn zu erwürgen. Der Ringrichter brach den Kampf ab und erklärte den Boxer zum Sieger. So kam Boxen nach Deutschland: durch ein Spektakel in einem Zirkus, in einer Arena mit Artisten, Feuerschluckern und Jongleuren. »Kommen Sie, und sehen Sie: die stärkste Frau der Welt, den Mann ohne Knochen, einen Boxer, der jeden Mann niederschlagen kann!« Erst 1911 gab es mit Otto Flint den ersten deutschen Boxmeister. Gekürt wurde er ebenfalls im Zirkus Busch. 1912, genau hundert Jahre nachdem in England der *Pugilistic Club of London* gegründet wurde, entstand der *Deutsche Box-Verband*.

zu, der versuchte, die Sache durch eine kesse Bemerkung zu entschärfen: »Zigaretten gefällig, mein Herr?«

»Geben Sie mir zehn Stück – aber dann scher dich nach Hause, Bengel!« Max rannte den gesamten Weg.

In Max' Jugend waren öffentliche Boxkämpfe verboten. Sie fanden nur an Sportschulen statt, in Vereinen für Gewichtheben, Ringen und Athletik oder in Hinterzimmern von Varietés. Als edle Form der Selbstverteidigung wurde Ringen propagiert, vor allem die japanische Form: Jiu-Jitsu. Der Deutsche Paul Maschke, der unter dem Namen Joe Edwards

Wahrscheinlich gab es nicht den einen Moment, in dem Max Schmeling glaubte, seine Bestimmung gefunden zu haben. Sein Vater erzählte vom Boxen, weil es unter Seeleuten populär war, und einer der ersten Helden in Max' Jugend wurde Hans Breitensträter, der zweite deutsche Schwergewichtsmeister nach Otto Flint. Wie viele Berufsboxer hatte Breitensträter sein Handwerk dort gelernt, wo es herkam: England. Als Kriegsgefangener der Engländer war Breitensträter auf der Isle of Man im Lager Knockaloe interniert. Seine Gefangenschaft verbrachte er mit Training, Sparring und gelegentlichen Kämpfen gegen seine Mitgefangeinen oder englische Militärboxer. So wurde das Lager zu einem idealen Trainingscamp. Als Breitensträter nach Deutschland zurückkehrte, war er ein vollwertig ausgebildeter Boxer. Die Überlegenheit, mit der Breitensträter seine heimischen Konkurrenten schlug, verdeutlichte die auseinander klaffenden Standards der deutschen und englischen Boxschulen.

Nach der Volksschule begann Max Schmeling am 1. Juli 1920 eine kaufmännische Lehre in der Annoncen-Expedition William Wilkens, die Groß- und Kleinanzeigen aufnahm und in Zeitungen abdrucken ließ, von Heiratsannoncen bis zum Inserat, in dem gebrauchte Pferdekutschen angeboten wurden. Max wollte wie sein Vater Seemann werden. Wenn der von seinen Reisen erzählte, packte den Jungen das Fernweh. Abends saß er über Reiseberichten großer Forscher und Entdecker. Aber die Mutter redete ihm seinen Berufswunsch aus, wie auch die Idee, Förster und Jäger zu werden wie einer seiner Onkel. Nur als er Maler werden wollte, bestärkte ihn die Mutter, zahlte ihm Unterricht, der nach einem Jahr endete, weil Meister und Schüler genug voneinander hatten. Ein überliefertes Bild zeigt einen alten Bauernhof im Winter. Ein Mann mit Hut stemmt sich gegen den Wind. Man glaubt, in der Uckermark zu sein.

Statt Abenteuer zu erleben, sah sich Max Schmeling bei William Wilkens gefangen zwischen Ablagekörben und Papierstapeln. In seinem Vertrag waren drei Jahre Lehre festgelegt worden, bei guter Leistung nur zweieinhalb. Beides für Max' Empfinden Ewigkeiten. Nachdem er ein paar Monate Papierberge sortiert hatte und zum Wurstbrot-

kaufen geschickt wurde, kündigte er. Um Geld zu verdienen und körperlich stärker ausgelastet zu sein, arbeitete er fortan in einem Rohrbogenwerk, wo riesige Eisenplatten mit Gasflammen zu Bogen gewölbt wurden. Viele Boxer aus den Anfängen des vergangenen Jahrhunderts waren Hafenarbeiter und Seeleute, also durch körperliche Arbeit trainiert. Max hatte mit 16 noch keinen Boxhandschuh angefasst, malachte aber zehn Stunden am Tag bei großer Hitze.

Sportlich war Max inzwischen beim Ringen gelandet, nachdem er sich zuerst mehr für Fußball interessiert hatte. Im Sportclub *Germania* trainierte er sich Muskeln an, um seine Gegner zu umklammern, niederzudrücken und am Boden zu halten. Nach einem halben Jahr meldete *Germania* ihn zum ersten Kampf an. Sein Gegner rang in der gleichen Gewichtsklasse, war aber bereits 25. An dem Sonntag, an dem der Kampf stattfinden sollte, stand Max schon früh morgens in der Küche, um sich mit einem kräftigen Frühstück zu stärken. Seine nichtsahnende Mutter wurde misstrauisch, da ihr Sohn sonntags selten vor dem Mittagessen aufstand. Max, sonst ruhig und ausgeglichen und oftmals lächelnd, wirkte nervös und gedankenabwesend. Die Mutter stellte ihn zur Rede. Der Sohn, ein schlechter Lügner, beichtete den bevorstehenden Kampf – und beendete so seine Ringerkarriere. Die Mutter verbot den Kampf. »Seine Knochen sind neun Jahre härter als deine. Er hat mehr Erfahrung. Am Ende wird er dich womöglich umbringen.«

»Mutter, ich kann mich in Hamburg nirgendwo mehr sehen lassen!«

»Da gehst Du auf keinen Fall hin!«

»Aber ich kann nicht wegbleiben. Da bin ich ja blamiert.«

»Besser blamiert als tot!«

»Das kann ich nicht, ich kann mich nicht drücken!«

Die Mutter sperrte Max in sein Zimmer. Er verpasste den Kampf. Im Ringerclub *Germania* ließ er sich nie wieder blicken.

Auch wenn es nicht den einen Moment gab, in dem Max das Boxen entdeckte, so gab es doch einen Ort, wo es passierte – das Kino. Im Dunkel des Saals wurde die Leinwand zum Fenster, zum Tor in die

Welt. Max ging liebend gerne ins Kino. Das hatte zu jener Zeit einiges zu bieten: *Das Cabinet des Dr. Caligari* mit Conrad Veidt, *The Kid* von Charlie Chaplin. Einen Film sah Max sich immer wieder an, und nach fünf Vorstellungen hatte er seinen Vater schließlich so weit, dass er mitkam. Gezeigt wurde *Der Kampf des Jahrhunderts*, die Aufzeichnung eines der größten Boxkämpfe, die es seit Beginn der Weltmeisterschaften gegeben hatte. Dieser Kampf sollte Max Schmeling prägen. Vielleicht, weil er ihn im Kino sah, wo normalerweise Stars zu bewundern waren. Vielleicht, weil er das erste Mal einen großen, echten Kampf sah. Mit Sicherheit aber, weil zwei der größten Boxer im Ring standen, die dieses Geschäft je hervorgebracht hat. Am 2. Juli 1921 waren zum *Kampf des Jahrhunderts* in den Ring gestiegen: der amerikanische Schwergewichtsweltmeister Jack Dempsey und der Weltmeister im Halbschwergewicht, der Franzose Georges Carpentier. Das Duell fand in New Jersey vor 80 000 Zuschauern statt, die bis zu 50 Dollar Eintritt zahlen mussten, eine damals astronomisch hohe Summe. Die Gesamtbörse des Kampfes betrug 1 347 000 Dollar.

Dempsey war ein Sensationskämpfer, der den größten Anteil daran trägt, dass das Boxen von einem blutigen Wettgeschäft auf Jahrmarktsbühnen zu einem Millionengeschäft wurde, das die Massen in Erregung versetzte. Dempsey hatte mit elf zu boxen begonnen, genauer: Er begann, sich für Geld zu prügeln. Ein richtiges Training wurde ihm erst zuteil, als er schon fast Weltmeister war. Dempsey war ein Raubein, ein *Hobo*, wie die Amerikaner Herumtreiber nennen. Er lernte Boxen, indem er sich so oft mit Gegnern prügelte, bis er alle Tricks draufhatte. Auf seinem Weg zur Weltmeisterschaft schlug er fast alle k.o., die sich mit ihm in den Ring trauten – die meisten schon in der ersten Runde. Zu einem Jack Dempsey-Kampf zu gehen, war die Garantie, etwas Sensationelles zu sehen. Auch wer das Boxen liebt, weiß, dass es darum in erster Linie geht: Zu sehen, wie am Ende des Zweikampfs ein Mann, der alles versucht hat, auf allen Vieren sein Bewusstsein sucht. Die Erniedrigung des Geschlagenen, die absolute Macht des Siegers beim k.o. – das ist es, was den Zuschauern Schauer über den Rücken jagt. Dafür zahlen sie Eintritt.

Dempsey konnte diesen Schauer erzeugen wie kein Zweiter. Das machte ihn zum bestbezahlten Boxer seiner Zeit – was nicht zwangsläufig heißt, dass er der beliebteste war. Dempsey hatte sich mit dem Vorwand vorm Militärdienst im Ersten Weltkrieg gedrückt, er müsse für seine Mutter und seine Schwester sorgen. Ein untragbares Verhalten fanden viele, da ein Boxer doch in erster Linie eines braucht: Mut. Und die vielen anderen Brüder und Söhne in Amerika, die trotzdem über den Atlantik gefahren waren, um dort in die Gewehrläufe der deutschen Armee zu blicken, hielten ihn schlicht für einen Drückeberger. Mit dem Franzosen Carpentier traf Dempsey auf einen hoch dekorierten Kriegshelden, der seine sensationelle Boxkarriere in seinen besten Jahren unterbrochen hatte, um für Frankreich in die Schlacht zu ziehen, an der Seite Amerikas. Militärischer Heldenmut war nicht der einzige Gegensatz der beiden.

Dempsey war ein Naturtalent, das später unter Mühe ein paar technische Kniffe lernte. Carpentier dagegen ging bereits als Teenager in die Boxschule, bestritt mit 14 seinen ersten Profikampf und hält heute noch einen bemerkenswerten Rekord: Als einziger Boxer durchkämpfte er alle Gewichtsklassen, vom Fliegengewicht bis zum Schwergewicht. In ganz Europa fieberten Millionen mit Carpentier, dem ersten Europäer, dem man Chancen einräumte, den Titel aus Amerika zu holen, wo er seit Beginn der Weltmeisterschaften vergeben wurde. Das Spektakel wurde mit so großer Spannung erwartet, dass sich rund 700 Journalisten am Ring drängten. Nach jeder Runde wurde der Kampfverlauf hinaus in die Welt telegraphiert.

Amerikaner gegen Franzosen. David gegen Goliath. Alte Welt gegen Neue Welt. Kriegsheld gegen Drückeberger. Der beste Boxer Europas gegen den größten Boxstar der Welt. Kurz: Es gab für jeden Zuschauer genug Gründe, sich radikal für einen Kämpfer zu entscheiden. Carpentier wollte Boxen, Dempsey wartete auf die Gelegenheit, sich zu prügeln. Carpentier wog ganze 78 Kilogramm, selbst für damalige Verhältnisse im Schwergewicht geradezu schmächtig. Dempsey brachte 12 Kilogramm mehr in den Ring. Carpentier hatte schon größere und schwerere Männer zu Boden geschlagen, aber ge-

gen Dempsey war er von der ersten Minute an auf der Flucht. Anfangs traf er noch ein paar Mal gut, mit leichten Schlägen im Rückwärtsgehen. Sein Gegner wartete wie immer, bis er stabil vor seinem Opfer stand und Wirkungstreffer landen konnte. Dempsey machte nie Mätzchen, bereitete seine Aktionen nie strategisch vor. Sein schlichtes Rezept lautete: Versuche bei jeder Attacke den Kopf deines Gegners von seinen Schultern zu schlagen!

Nach Ende von Runde eins blutete Carpentiers Nase bereits heftig. In Runde zwei konnte Carpentier einen rechten Haken mit so viel Stärke an Dempseys Kinn feuern, dass der Weltmeister wackelte. Doch Carpentier konnte nicht nachsetzen. Er hatte sich beim Schlag den Daumen gebrochen. Zwar schlug er mit verletzter Faust noch ein paar Mal zu, aber er hatte seine stärkste und gegen Dempsey womöglich einzige wirksame Waffe verloren. Dempsey machte jetzt Jagd auf Carpentier, wie ein Hai, dem ein blutender Tunfisch direkt vor der Nase herumschwimmt. In der vierten Runde schlug Dempsey den Franzosen zu Boden. Der blieb routiniert liegen, versuchte sich zu erholen, bis der Ringrichter bei acht war. Dann schnellte er auf die Beine, doch kaum war der Kampf wieder freigegeben, kam Dempsey erneut mit einer Kombination durch. Eine Linke an den Kopf und eine Rechte zum Herz schickte Carpentier endgültig auf die Bretter. Bei vier zuckte sein Bein. Man sah den Willen, es noch einmal zu versuchen, aber der Körper machte nicht mehr mit. Beim Versuch, aufzustehen, schlackerte ein Bein hilflos in der Luft. Beim Versuch, sich mit den Armen abzustützen, streckte er sie einfach nur von sich. Als der Ringrichter zu Ende gezählt hatte, packte Dempsey seinen schwer geschlagenen Gegner unter den Armen und schleppte ihn mit Hilfe von Betreuern in die Ringecke.

Die Filmrechte der Begegnung waren Teil des Kampfvertrages und wurden so heiß gehandelt, dass ein Wasserflugzeug mit dem beladenen Material dem Schiff hinterhergeschickt wurde, das gerade in Richtung Europa abgelegt hatte.

Max Schmeling hatte im Kino seine Bestimmung gefunden und zwei gegensätzliche Idole gesehen, die man kopieren konnte: hier der

spektakuläre Stil eines Jack Dempsey, da der makellose Ruf eines Georges Carpentier. Nach einer abgebrochenen Lehre und einem Aus hilfsjob als Eisenbieger, hatte er etwas gesehen, dem er nacheifern konnte. Ahnte Schmeling senior, dass sein Sohn ein Mann wie Jack Dempsey oder Georges Carpentier werden wollte? Welcher Vater schickt sein Kind schon gerne in eine Schlägerei? Kaum waren die beiden aus dem Kino, bricht es aus dem Sohn hervor. Den ganzen Heim weg analysiert er jedes Detail des Kampfes und will die Meinung des Vaters wissen. Der bleibt irgendwann stehen und baut sich vor seinem Sohn auf. »Von mir aus«, sagt er, »kannst du Boxunterricht nehmen!«

KAPITEL 3

Ein Ziel, kein Weg

»Boxen, Gewichtheben, Ringen, Zweikampfsportarten – wer fängt schon damit an? Es geht uns noch viel zu gut.

Wenn es schlechter geht, kommen vielleicht Kampfsportarten wieder zum Zuge.«

Sven Ottke, ehemaliger Doppelweltmeister im Supermittelgewicht

Nachdem Max Schmeling den *Kampf des Jahrhunderts* gesehen hatte, gab es keine Zweifel mehr. Er kaufte sich das Buch *Meine Methode des Boxens* des ebenso vielseitig begabten wie geschäftstüchtigen Georges Carpentier, das einige Monate zuvor auch in Deutschland erschienen war. Er zerlas dieses Buch förmlich, bis es nur noch aus Eselsohren und einem zerfledderten Einband bestand. Carpentiers Trainingsratgeber war modern und er konnte anschaulich vermitteln, welche Einstellung man mitbringen musste, um als Boxer durchzukommen. Auch was Charakter und Herz eines Kämpfers angeht, sind seine Beschreibungen auch heute noch empfehlenswert. Schmeling saugte diese Sätze in sich auf. Und er begann mit autodidaktischem Training, imitierte die Bewegungen, die er im Film gesehen hatte, und versuchte, sich eine Technik nach den Anweisungen in Carpentiers Buch anzueignen.

Boxen verbreitete sich in Deutschland wie eine Epidemie. Es gab immer noch genügend Menschen, die, geprägt von der Kaiserzeit, diese rohe und blutige Zurschaustellung von Gewalt ablehnten. Aber viele waren infiziert von der Spannung und der Sensation, die Boxkämpfe mit sich bringen. Vor allem in Berlin, wo vier Jahre nach dem Ende des Weltkriegs wieder das Leben brodelte, fanden sich in allen Schichten begeisterte Anhänger. Alfred Flechtheim, ein reicher Kunsthändler und großer Anhänger des deutschen Schwergewichtsmeisters Hans Breitensträter, gab seit 1921 das Kunstmagazin *Der Querschnitt*

heraus. Es trug den Untertitel *Magazin für Kunst, Literatur und Boxsport*. Der *Querschnitt* war ziemlich elitär und ursprünglich nur als Hauszeitschrift Flechtheims gedacht, wurde aber schnell ein großer Erfolg unter den Berliner Intellektuellen. Egon Erwin Kisch schrieb für den *Querschnitt*, Carl Zuckmayer und der äußerst boxbegeisterte Bertolt Brecht.

Bereits 1920 hatte Artur Bülow die Zeitschrift *Boxsport* gegründet. Während im *Querschnitt* das Boxen zur Kunstform überhöht wurde und alle Autoren darum bemüht waren, mehr darin zu sehen als das bloße Ergebnis, als die Summe der meisten und besten Schläge, war es im *Boxsport* genau andersherum. Hier wurden fein säuberlich alle Ergebnisse aufgelistet, geordnet nach Kämpfen von Profis und Amateuren, Begegnungen aus dem In- und Ausland. Kaum ein noch so kleines Ereignis im Boxen, das im *Boxsport* keinen Niederschlag fand. Dazwischen standen Anzeigen von Boxern, die »brieflichen Unterricht« anboten und Inserate von Sporthäusern. In den »Kampfangeboten« inserierten Boxer, die einen Gegner suchten. Dazu wurden Tätowierungsentfernungen, Impotenzheilmittel und dubiose Verhütungsmethoden angeboten.

Die Redaktion saß am Schiffbauerdamm in Berlin. Selten waren mehr als vier Männer angestellt, nie eine Frau. Die Atmosphäre und Einrichtung ähnelten einer Junggesellengemeinschaft. Artur Bülow, der Schriftleiter des *Boxsport*, nahm sein Frühstück meist am Schreibtisch ein. Er öffnete die Fensterläden und holte die Essensreste vom Vortag aus dem »natürlichen Kühlenschrank«, wie einer seiner Redakteure das nannte. Bülow hielt sich für den kompetentesten Mann im deutschen Boxgewerbe. Er agierte gleichzeitig als Sekretär des *Verbandes deutscher Faustkämpfer* (VDF), der ebenfalls im Hinterhaus am Schiffbauerdamm, in den Redaktionsräumen des *Boxsport* untergebracht war. Der VDF führte ein paar grundsätzliche Regeln zum Ablauf von Kampfabenden und zu Verträgen von Kämpfern ein. Er vergab Lizenzen für die Veranstaltungen und stellte Ringrichter bereit. Auch Bülow selbst arbeitete oft als dritter Mann im Ring.

Für Schmeling sollte Bülow zu einem Schicksalsmenschen werden

und der *Boxsport* zu einer Schicksalslektüre. Hier konnte Schmeling die Kämpfe seiner großen Idole Richard Naujoks, Kurt Prenzel und Hans Breitensträter nachverfolgen. Bei einem Trödler erstand er ein paar Boxhandschuhe, schwere, nach Schweiß stinkende Lederkissen, die mit Rosshaar gefüllt waren. Die Arbeit im Rohrbogenwerk gab er nach einem Unfall auf. Ein Kollege, der einen Meter neben ihm arbeitete, ließ ein glühendes Eisen aus der Zange rutschen, das Schmeling die rechte Hand verbrannte. An manchen Stellen war das Fleisch bis auf die Knochen versengt. Ohne Arbeit und Geld fragte er sich, was ihm die Zukunft wohl bringen würde. Seine Mutter hätte sich gefreut, wenn er eine sichere und ungefährliche Laufbahn eingeschlagen hätte. Der Vater hatte ihm das Versprechen abgenommen, Boxen nicht zum Beruf zu machen.

Bei einem Artisten namens Waldemar Meinke im Hamburger Stadtteil Altona wollte Max nun richtig boxen lernen. Doch dessen Boxtechnik war nicht der Rede wert. Dafür zeigte er Max, wie man Hufeisen verbiegen und Ketten zerreißen kann. Um Geld zu verdienen, zog Max mit Waldemar an Sonntagen über Jahrmärkte, um ihre »Sensationsvorstellung« – so der Handzettel – aufzuführen. Waldemar spielte den Meister, Schmeling den Gehilfen. Zu den Kraftkunststücken der beiden gehörte es, mit der rechten Hand einen Nagel durch ein Holzbrett zu treiben. Max schlug den Nagel nicht mit der Faust ein, sondern nahm ihn zwischen zwei Finger, legte die Handfläche auf den Nagelkopf und drückte ihn dann mit einer ruckartigen Bewegung des ganzen rechten Arms in das Holz. Später behauptete er, das andauernde Üben dieses Tricks habe zu seiner starken rechten Faust geführt. Man musste den Arm steif halten und aufpassen, dass man sich nicht die Schulter auskugelte. Ein Foto aus der Zeit mit Waldemar zeigt Max nur mit einer Ringerhose bekleidet. Man sieht, dass der Junge schon sehr durchtrainiert war und immer mehr Muskeln ansetzte. Er posierte in kurzen Hosen und Boxstiefeln mit nacktem Oberkörper, die linke Faust gestreckt, die Rechte holt viel zu weit hinter dem Körper zum Schlag aus – eher die Karikatur eines Kämpferbildes. Selbstbewusst blickt er in die Ferne.

Die Arbeit mit Waldemar empfand Max mehr und mehr als Warteschleife. Als er Hamburg und die Familie schließlich verließ, hatte der Vater dafür nur ein Wort übrig: »Dummenjungenstreich.« Erste Anlaufstelle waren Verwandte eines Freundes, die bei Köln lebten. Seine Mutter schnürte ihm noch eine Pappschachtel mit Broten, für die Bahnfahrt vierter Klasse, die er stehend verbringen musste.



Auszug aus dem Buch *Meine Methode des Boxens* von Georges Carpentier, Weltmeister im Mittelgewicht, Weltmeister im Halbschwergewicht, mehrfacher französischer und europäischer Meister in fast allen anderen Gewichtsklassen:

»Man neigt dazu, das Boxen als Sport zu behandeln, der wenig mehr als eine gründliche Kenntnis des Stoßens, verbunden mit roher Kraft, erfordert. Das ist ein großer Irrtum. Boxen ist eine Kunst, die, wie ich zu zeigen hoffe, auf einen erstaunlichen Höhepunkt gebracht werden kann. Leider machen sich nur wenige Leute und noch weniger Boxer die Mühe, die psychologische Seite der Boxkunst zu ergründen; und solange dies der Fall ist, wird diese edle Kunst von einer Wolke von Zweifeln bedeckt bleiben. In keiner anderen Sportart ist die menschliche Note so ausgeprägt. Es spielt hier etwas ursprüngliches, männliches mit. Es ist unverständlich, dass in der allgemeinen Beurteilung das Boxen nicht als die großartigste aller Leibesübungen gilt. Hier haben wir einen Sport, der nicht nur den Mann entwickelt, sondern auch seine innere Natur erzieht. Ich behaupte, dass das Leben eines Boxers das reinste und moralischste ist oder wenigstens sein sollte, wenn er wirklich auf Erfolg bedacht ist. Und was den Irrtum betrifft, dass das Boxen rohe Instinkte entstehen lasse, so kann dieser nur in den Köpfen neidischer Schwächlinge oder geistig Minderwertiger existieren. Vielmehr ist es ein veredelnder Sport, der neben dem Sinn für Selbstschutz auch den für Barmherzigkeit in uns entwickelt. Dies gilt für den echten Boxer, ich rede nicht von den Ausnahmen, die man in jeder Sportart findet. Der gewissenhafte Boxer ist ein wohlerzogener, anständiger Mensch, ein Gentleman und eine Zierde seiner Nation.«

KAPITEL 4

Boxer werden

»Warum kämpfst du?«

»Weil ich nicht singen und tanzen kann.«

*Dialog zwischen Talia Shire als Adrian und
Sylvester Stallone als »Rocky«*

Im Grunde ist Boxen eine sehr einfache Sache. Es gibt drei Arten, wie man eine Faust schlagen kann: als Gerade, als Haken von unten und als Haken von der Seite. Das gilt für beide Arme, macht also sechs Schläge. Jeder, der diese Schläge beherrscht, kann im Prinzip boxen. Aber erst dann beginnt die Kunst, denn die Schläge müssen in immer neuen Variationen kombiniert und mit der Stellung der Füße und den Körperbewegungen in Einklang gebracht werden. Wichtig ist der richtige Abstand zum Gegner, damit die Faust im Ziel ihre maximale Zerstörungskraft entfalten kann. Die Kondition muss stimmen, damit genug Sauerstoff ins Blut kommt, um eine Vielzahl von Schlägen in kurzer Folge abfeuern zu können. Die Kraft muss stimmen, damit die Fäuste schnell treffen und mindestens ebenso schnell wieder am eigenen Kinn sind, um gegen Angriffe gedeckt zu sein.

Zu wenig Kraft bedeutet, dass die Arme schnell müde werden. Zu viel Kraft hingegen, dass die Arme stark, aber langsam werden. Zu wenig Kondition kann darüber entscheiden, ob das Ende, der letzte Stoß einer ganzen Folge von Schlägen bei einem selbst oder beim Gegner liegt – und wer am Ende eines Kampfes, in den letzten Runden, die besseren Treffer setzt. Die Kondition entscheidet also oft über Sieg oder Niederlage, wenn keiner der beiden Boxer k.o. geht. Wer jedoch zu viel an der Kondition arbeitet, pumpt sich schon im Training aus.

Und, ja, einen Gegner gibt es auch noch. Der kann die sechs Schläge auch. Hat sie in immer neuen Kombinationen geübt. Hat den

richtigen Abstand zum anderen Boxer in Sparringsrunden studiert. Hat seine Schlagkraft am Sandsack verbessert und seine Schlaggeschwindigkeit an der Maisbirne gesteigert. Hat auf seine Ernährung geachtet, ist in der Lage, auch beim Rückwärtsgehen zu schlagen und beim Vorwärtsgehen so abzuducken, dass ein Schlag des Gegners in der Luft landet. Zwei austrainierte Boxer haben meist das gleiche Schlagrepertoire gelernt, die gleiche Konditions- und Kraftarbeit geleistet. Sie haben die gleichen Sprüche ihrer Trainer ertragen und ohne Murren die immer gleichen Bewegungsabläufe wieder studiert, bis aus Bewegungen Reflexe geworden sind, aus Gedanken Reaktionen.

Schmeling versuchte zunächst, sich alles selbst beizubringen. Er las über Methoden des Boxens bei Georges Carpentier und in Jack Slims Boxunterrichtsbriefen. Er studierte den *Boxsport* und sah im Kino die Kämpfe von Vorbildern wie Paul Samson-Körner und Hans Breitensträter. Doch obwohl er immer kräftiger wurde, hart zu sich selbst war und nach einem langen Tag abends noch laufen ging, wurde daraus nichts Ganzes. Schmeling glaubte inzwischen, er wisse alles übers Boxen, und wusste gleichzeitig, dass er in Wahrheit noch nichts begriffen hatte. Es grenzte an ein Wunder, dass sein irrsinniger Ehrgeiz ihn nicht schon ruiniert hatte. Was er falsch lernte, würde er sich nie mehr abgewöhnen können.

Im Ruhrgebiet erwarteten ihn mehr als drei Millionen Arbeitslose. Die Schornsteine rauchten Tag und Nacht, als wollten sie den Tageslöhner anzeigen, dass der Fortschritt hier marschierte – nur leider ohne sie. Die erste Nacht verbrachte er auf einer Parkbank. Auf einem Polizeirevier konnte er am nächsten Tag klären, wo die Eltern seines Freundes lebten, bei denen er übernachten konnte. Das war im Kölner Vorort Fingern, nicht weit von Düsseldorf. Nun hatte er zumindest für ein paar Tage ein Bett, das ihn nachts empfing, wenn er tagsüber versuchte, eine Arbeitsstelle zu finden.

In den nächsten Tagen ging er auf Arbeitssuche. Sein erster Job war als Sortierer in einem Glaswerk. Er saß allein in einer Halle und räumte Gläser in Kartons – bis ihm klar wurde, dass er ein Streikbrecher war. Vor dem Werk versammelten sich die Männer, die diese Ar-

beit normalerweise machten und Mindestlöhne durchsetzen wollten. Ein paar Tage später stellte ihn eine Firma für Hoch- und Tiefbau in Düsseldorf ein. Von nun an hob Max Löcher aus und schaufelte Erde. Meistens wurde auch am Wochenende gearbeitet, um schneller voranzukommen. Als er zu einer längeren Montage in den Vorort Benrath versetzt wurde, fiel einem seiner Arbeitskollegen auf, dass der junge Hamburger, der sich von seinen rheinischen Kollegen durch Schweigen und Disziplin so auffällig unterschied, alle Voraussetzungen für Schwerathletik mitbrachte. Er fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, in den Ring- und Stemmklub *Gleichheit* einzutreten. Max hatte. Später sagte er über diese Zeit: »Ich war von der Idee besessen, dass mein Wille stärker ist als mein Körper.« Neben Gewichtheben und Ringen wurden in dem Klub Tauziehen, Akrobatik und, gelegentlich, Boxen geübt. Allerdings sehr theoretisch, ohne blutige Nasen und blaue Augen, ohne harten Kontakt zum Gegner. Den Kraftsportlern der *Gleichheit* ging es um die Veredelung ihres Körpers, da passte die Entstellung durch Faustschläge nicht dazu. Es gab auch keinen professionellen Trainer, nur ein paar Athleten, die sich die Grundbegriffe des Boxens selbst beigebracht hatten. Max fand Gefallen an den Ritualen der Schwerathleten. Obwohl sie sich in einer verqualmten Gaststätte trafen, lebten sie nach der Prämisse: Weder Alkohol noch Nikotin soll einen starken Körper schwächen! Die geistige Bildung sollte ebenso gefördert werden wie die körperliche. Auf Max machten diese Ideen Eindruck. Er sollte sich sein Leben lang an sie halten.

Seinen 18. Geburtstag feierte Schmeling in Köln. Die Bahnfahrt nach Hamburg dauerte einen halben Tag, und die Kosten hätte er sich nicht leisten können. Seine Mutter flehte ihn in langen Briefen an, auf sich aufzupassen. Er schrieb jedes Mal nur ein paar Zeilen zurück. Er hätte viel zu sagen, aber wenig zu berichten. Über die Arbeit und seine athletischen Ambitionen ließ er seine Eltern im Unklaren. Sie wussten aus seinen wenigen Zeilen nur, dass er Geld verdiente und trainierte. Das war schon genug, dass sich seine Mutter mehr Sorgen machte, als dass sie sich beruhigte.

1923 wurde Schmeling nach Köln-Mülheim versetzt, wo er dem

Mülheimer Boxclub von 1920 beitrat. Hier begegnete er mit Adolf Dübbers dem Mann, der ihn in systematisches Training einführte. Dübbers war aktiver Boxer, sein Bruder Franz wurde später Europameister im Leichtgewicht. Adolf, ein kleiner, drahtiger, extrem durchtrainierter Kämpfer, war nur ein Jahr älter als Schmeling. Boxerisch dagegen waren sie Schüler und Lehrer. Adolf Dübbers betrieb Boxen schon lange mit nahezu akademischem Ehrgeiz. Für jede boxerische Fertigkeit dachte er sich eigene Trainingsmethoden aus. Ein Boxer muss sich angewöhnen, sein Handgelenk starr zu halten, wenn er mit der ganzen Kraft seines Körpers auf den Gegner schlägt, andernfalls knickt die Hand um, der Schlag verfehlt seine Wirkung und der Kämpfer fügt sich selbst große Schmerzen zu. Dübbers ließ seine Schüler mit kleinen Holzbrettchen um die Handgelenke ihr Schlagtraining absolvieren, damit sie sich eine stabile Gelenkhaltung angewöhnten. Um die Faust zu stärken, sollten sie auch in ihrer Freizeit mit Gummibällen herumlaufen und auf ihnen herumkneten. Schmeling saugte Dübbers Methodik auf wie ein ausgetrockneter Schwamm, der unters Wasser gehalten wird. Schon nach kurzer Zeit spürte er wie sich das, was er theoretisch gelernt hatte, zu einem Ganzen fügen würde.

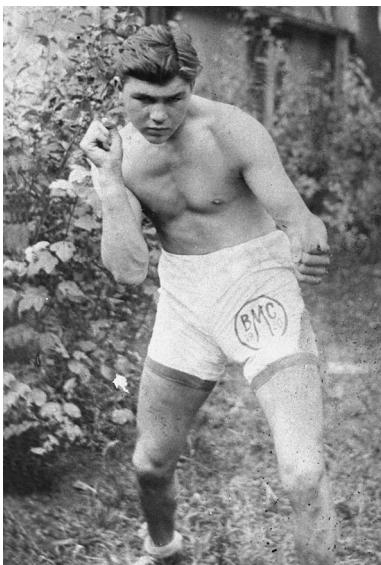
Beim Training korrigierte Dübbers seinen Schützling in einem fort. Der Rechtshänder Schmeling boxte mit der Linken als Führhand – der Faust, die immer wieder geschlagen wird, um den Gegner zu irritieren, zu zermürben, abzulenken und den Schlag mit der stärkeren Rechten vorzubereiten. Die Linke steht näher zum Gegner, sie soll den Kampf bestimmen. Bei jeder Linken soll der linke Fuß etwas nach vorne gesetzt werden, um das Gewicht des Körpers hinter den Schlag zu bringen. Als Max das begriffen hatte, brachte ihm Adolf bei, bei der Linken den rechten Fuß nach vorne zu setzen, um noch mehr Wucht zu entfalten und gleichzeitig näher am Gegner zu stehen, wenn der erste Schlag getroffen hatte, um dann weitere Schläge anzubringen. Jede neu erlernte Fertigkeit eröffnete eine Vielzahl weiterer Möglichkeiten, sie zu kombinieren. Je mehr Max von der Sache lernte, umso komplexer wurde sie. Dübbers war ein guter Trainer, weil er

selbst ein intelligenter Boxer war. Da er alle paar Tage im Ring stand, wusste er um den Unterschied zwischen reiner Boxlehre und dem, was ein Mensch umsetzen kann. Jeder hat Begabungen und Schwächen von Kindesbeinen an, die sich selten komplett ändern lassen. Max' Schwäche war seine abwartende Haltung: Er dachte zu viel nach, machte selten etwas impulsiv. Seine Stärke war die Rechte. Die Schlaghand sollte zum Einsatz kommen, wenn die Linke in der Deckung des anderen Boxers eine Lücke erarbeitet hatte. Dann sollte die Rechte vom Jochbein weggestoßen werden, schnell und mit aller Kraft. Dazu drückt sich der rechte Fuß vom Boden ab, die Hüfte rechts wird nach vorne geschoben, die rechte Schulter überholt die linke. Alles im Bruchteil einer Sekunde. »Du musst dir einen Punkt *im* Kopf des Gegners denken, auf den du schlägst«, war der Rat des Trainers.

Es gibt Tricks und Kniffe, das Gefühl zu vermitteln, welches der Boxer haben sollte, wenn der Schlag richtig sitzt. Aber es bleibt eben ein Gefühl. Erst wenn er den Schlag wirklich beherrscht, spürt der Boxer, dass nun alles stimmt. Schon nach wenigen Wochen schlug Max Schmeling eine Rechte, die jeden Gegner vernichten konnte. Seine übrige Technik war allerdings noch unfertig: Er ließ die Linke hängen und bewegte sich einigermaßen steif. Aber die Rechte hatte Gewalt.

Max war enorm eifrig. Später schrieb er: »Ich lebte sportlich, nicht nur körperlich, sondern auch geistig. So primitiv auch manchmal die Trainingslokale waren, in denen wir boxten, hier wurden die jungen Leute jedoch zur Fairness angehalten, und uns wurde immer wieder eingebleut, dass Boxen ein ritterlicher Sport, der ritterlichste überhaupt sei.« Er las weiterhin von den großen Namen im *Boxsport*, von den Duellen zwischen Otto Flint, dem ersten deutschen Schwergewichtsmeister, und seinem Nachfolger Hans Breitensträter – und von Kampfbörsen, die mehr als 20 000 Mark betrugen.

Wenige Wochen nach ihrer Begegnung stelle Dübbers seinen Schützling zum ersten Kampf auf. Für einen Städtekampf wurde ein Gegner gesucht für Willy Louis, deutscher Amateurmeister im Halbschwergewicht aus Duisburg. Schmeling trat für Köln an. Im Ring



Im Mülheimer Boxclub begann die sportliche Laufbahn Schmelings. Das erste Foto, das ihn in Boxerpose zeigt.

knapp nach Punkten gewonnen.

Das Publikum ist mit diesem Kampf zufrieden, und am 19. Oktober 1923 wird Schmelings Name zum ersten Mal im *Boxsport* gedruckt. Sein erstes veröffentlichtes Boxfoto zeigt ihn in einer Hose mit dem Schriftzug »M.B.C.«, dem Kürzel des Mülheimer Boxclubs. Körperhaltung, Fausthaltung, wie er die Schultern hängen lässt und gleichzeitig die Arme oben behält: all das hat nichts mehr gemein mit den Bildern, die ihn mit dem Artisten Waldemar zeigen. Dieses Foto zeigt die Haltung eines Boxers.

nimmt Louis seinen Gegner nicht besonders ernst. Er weiß, dass sein Gegner erst seit wenigen Wochen richtig trainiert. Aber Schmeling sucht nicht nur seine Chancen, er findet sie auch. Lässt Louis eine Attacke auf Schmeling los, entzieht sich dieser geschickt und antwortet mit harten Schlägen. Technisch ist der Kampf auf Provinzniveau: Schmeling schlägt unsauber, weil er es noch nicht besser kann, und Louis lässt sich diese Kampfführung aufzwingen. Die beiden prügeln sich. Louis Souveränität ist schnell verflogen. Am Ende der drei Runden hat er gegen den Anfänger nur

KAPITAL 5

Hinten anfangen

»Goethe an der Himmelsporte

Nur nicht soviel Federlesen –

Laßt mich immer nur herein!

Denn ich bin ein Mensch gewesen –

Und das heißt ein Kämpfer sein.«

Gedicht aus dem *Boxsport* vom 10. Januar 1924

Je schlechter die Zeiten, desto besser geht es dem Boxen. Diese Regel gilt, seitdem die Kämpfe in den Arenen der Griechen mit dem *caetus* ausgetragen wurden, dem ledernen Schlagring um die Knöchel. Wenn es den Leuten nicht gut geht, weil sie keine Arbeit, kein Geld, keine Perspektive haben, besuchen sie manchmal vom letzten Cent einen Kampf, um sich vom eigenen Elend abzulenken. Kein Wunder also, dass Boxveranstaltungen Mitte der zwanziger Jahre boomten, und mit ihnen die Zeitschrift, die alles kommentierte, der *Boxsport*.

Wegen der rasenden Inflation bekamen die Arbeiter ihren Tageslohn mittags ausgezahlt. Sie versuchten sofort Lebensmittel oder eine Zeitung zu kaufen, bevor der Verdienst am nächsten Morgen wieder auf ein Minimum zusammengeschrumpft war. Täglich wurden neue Banknoten gedruckt. Am 3. August 1923 kostete ein Exemplar des *Boxsport* 7000 Mark. Für die folgende Ausgabe vom 10. August musste man bereits 12 000 Mark zahlen. Am 17. August 50 000 Mark. Wieder eine Woche später 150 000 Mark. Am 9. November 1923, also einen Monat nachdem Schmeling seinen Namen zum ersten Mal im *Boxsport* lesen konnte, kostete ein Exemplar 30 Milliarden Mark.

Am 15. November wurde die Rentenmark eingeführt, um die Währung zu stabilisieren. Die Maßnahme funktionierte. Eine Woche später gab es den *Boxsport* für 30 Pfennig. Die Wirtschaft stabilisierte sich. In Berlin, wo die Arbeitslosigkeit besonders drastisch war, fan-

den so viele Boxkämpfe statt wie sonst nirgendwo in der Weimarer Republik. 1923 zählte man allein in der Hauptstadt 233 Kampf-abende.

Im *Boxsport* vom 20. März 1924 wurde Schmelings Verein in der Rubrik der Amateure besonders gelobt: »Man muss es dem Mülheimer Box-Club hoch anrechnen, dass er es in rastloser, zielbewusster Arbeit verstanden hat, sich in verhältnismäßig kurzer Zeit in die erste Reihe der westdeutschen Boxsportvereine emporzuarbeiten ... Die Überraschung brachte Schmehling, Mülheim, der den ausgezeichneten Biesenkampf, Mülheim-Ruhr, in der 1. Runde k.o. setzte, nachdem er ihn bereits vorher bis ›8< zu Boden geschickt hatte.« Artikel wie diesen schnitt Max aus und schickte sie seinen Eltern. Auch wenn sein Name falsch geschrieben war, ahnten die Eltern, dass ihr Sohn langsam jemand wurde, ein respektabler Mann, dessen Leistungen in der Zeitung erwähnt wurden.

Der *Boxsport* war nicht nur eine Publikumszeitung, sondern gleichzeitig das offizielle Mitteilungsblatt des *Verbandes deutscher Faustkämpfer* (VDF). Der VDF kümmerte sich darum, dass im boomenden Boxgeschäft wenigstens rudimentäre Regeln eingeführt und durchgesetzt wurden. Der VDF erarbeitete Standardverträge für die Kämpfe, legte die Gewichtsklassen fest und sorgte für die einheitliche Umsetzung der allgemeinen Regeln, die von der höchsten europäischen Instanz im Boxen, der *International Boxing Union* (IBU) herausgegeben wurden. Wer einen Kampfabend organisieren wollte, musste beim VDF eine Lizenz beantragen und einen VDF-geprüften Ringrichter verpflichten. *Boxsport*-Chefredakteur Artur Bülow war gleichzeitig Sekretär des VDF und agierte bei Kämpfen in Berlin und Potsdam als Ringrichter. Auch sonst mischten sich die Interessen von Funktionären, Promotern, Veranstaltern, Managern, Journalisten und Werbekunden in dem Blatt aufs Trübste. So stand neben einem Inserat für die »Boxschule im Sportpalast« der redaktionelle Beitrag: »Die Boxschule im Sportpalast ist rasch zur wirklichen Sport-Akademie geworden. Nicht bloß, dass sich die Professionals und Amateure dort auf ihre Wettkämpfe vorbereiten, die in der Welt einzig dastehende

Gelegenheit, die die Sportpalast-Schule bietet, wird gerne auch von Herren ausgenutzt, die gar nicht sportgerecht boxen, sondern vor allem ihren Körper beschäftigen und ausarbeiten wollen.«

Natürlich waren die Betreiber und technischen Leiter des Sportpalastes Freunde, Kollegen, Bekannte und Kunden von Artur Bülow. Der *Boxsport* diente einerseits als Verlautbarungsorgan des VDF und andererseits als Erfüllungsgehilfe der mächtigen Promoter wie André Picard, des technischen Leiters des Sportpalastes. Für die Kämpfer führte kein Weg an der Zeitschrift vorbei. Nicht nur Max Schmeling war stolz darauf, wenn er seinen Namen in den kleinen Meldungen gedruckt sah. Viele andere Boxer hatten den Weg von ganz hinten, wo die Frischlinge aus dem Amateurlager vorgestellt wurden, nach ganz vorne geschafft – auf den Titel, wo die großen Profikämpfe vorab diskutiert wurden.

Schmeling wurde im Juni 1924 zu den Deutschen Meisterschaften mitgenommen. Obwohl er gegen Willy Louis verloren hatte, zeigte er insgesamt so gute Leistungen, dass er mit nach Chemnitz durfte, wo sich die besten deutschen Amateurboxer an drei Tagen messen sollten. Schmeling hatte Glück: Nachdem er seinen ersten Kampf gewonnen hatte, durfte er, weil die Paarungen ungleich aufgingen, einmal pausieren und dann schon zum Finale antreten. Otto Nispel, mehrfacher deutscher Amateurmeister, musste sich in einem weiteren Kampf für das Finale mit Max Schmeling qualifizieren, während dieser sich ausruhen und seinen Gegner studieren konnte. An die Saalwand gelehnt, stand er stumm da und prägte sich die Schwächen seines Kontrahenten ein. Nispel war, wie Schmeling, ein eher kluger als impulsiver Boxer. Er versuchte, sich seine Chancen zu erarbeiten, um dann seine Punkte zu machen. So kam es zu einem ziemlich ausgeglichenen Kampf, bei dem keiner der Boxer wackelte. Das Publikum hielt bald zu Schmeling, weil es die Sensation ahnte, dass der Anfänger den Routinier schlägt. Am Ende der drei Runden, die bei Amateuren gekämpft wurden, stand es unentschieden. Nach zwei weiteren, hart umkämpften Entscheidungsrunden konnte sich Nispel endlich als deutscher Meister feiern lassen. Dennoch standen am Ende zwei Sie-

ger im Ring, denn der Anfänger Schmeling hatte sich beachtlich geschlagen.

Deutscher Meister im Schwergewicht wurde in diesem Jahr der Münchner Student Ludwig Haymann. Er trat damit in die Fußstapfen Franz Dieners, der sich ins Profilager verabschiedet hatte und im *Boxsport* somit eine Rubrik weiter nach vorne gewandert war. Vor allem von Ludwig Haymann und Max Schmeling erzählten die *Boxsport*-Redakteure ihrem Chef Artur Bülow, als sie wieder zurück in Berlin waren. Ludwig Haymann war ein Modellathlet, der es zuvor beim TSV 1860 in anderen sportlichen Disziplinen versuchte und dort bis heute zwei Rekorde im Kugelstoßen hält. Der Kopfarbeiter war erst vor wenigen Monaten zum Boxen gewechselt. Haymanns Technik war noch etwas grob, aber seine Athletik und Auffassungsgabe waren beeindruckend. Schmeling hatte vor allem mit seiner präzisen und harten Rechten überzeugt. Nachdem die Redakteure Alfred Eggert und Erwin Thoma im Büro ihres Chefs über Schmelings Rechte ins Schwärmen gerieten, unterbrach er sie irgendwann ärgerlich, denn Artur Bülow akzeptierte nur einen Boxexperten – Artur Bülow. »Die Linke macht einen guten Boxer«, so Bülow, »nicht die Rechte! Und gegen einen Linkshänder würde Schmeling eingehen.«

Rückblickend, wenn sich alle Fakten in eine große Geschichte fügen, sieht es oft so aus, als habe es nur einen Weg gegeben: den nach oben. Aber was auf Max Schmeling wartete, als er als Zweiter von den Meisterschaften aus Chemnitz zurückkam, war kein Leben. Er hob stundenlang Erde aus oder bohrte Löcher in den Boden. Abends ging er zum Training, kämpfte oder ging ins Kino. Er wohnte noch immer in Gastzimmern, die mit der Arbeitsstelle wechselten. Geld und Essen waren oft knapp. Schmeling hatte dieses Dasein satt.

Das Boxgeschäft war in der Weimarer Republik inzwischen so groß geworden, dass es immer mehr Manager und Promoter anzog. Es schien ein Weg zu sein, mit geringem Risiko viel Geld zu machen. Boxmanager beziehen rund 30 Prozent der Gage ihrer Schützlinge – ohne zu riskieren, dass ihnen dabei das Nasenbein in den Kopf getrie-

ben wird. Boxer brauchen Manager, um an Kämpfe zu kommen und dabei nicht über den Tisch gezogen zu werden.

Der Kölner Rollladenhändler Hugo Abels hatte Schmeling bei einem Amateurkampf angesprochen. Abels erinnerte sich später, dass er sofort das Gefühl hatte: »Das ist der kommende Mann!« Er hatte Schmeling die Option auf einen Kampfvertrag zugesichert. Abels hatte nicht viel zu bieten: ein Gästezimmer in seinem Haus, dazu freies Essen. Er hatte keinen Trainer an der Hand, keine Halle, noch nicht mal gute Kontakte. Er war ein Schatzsucher, der hoffte, dass die Boxer Max Schmeling und Anton Blank sein großes Los sein würden. Kurz darauf hieß es unter der Rubrik »Amtliches« im *Boxsport*: »Die Herren Schmeling und Blank vom Mülheimer Box-Club 1920, Köln-Mülheim, sind zum Beruf übergetreten.«

Von all den zwielichtigen Gestalten, die Boxern Berge von Geld versprachen, wenn sie bei ihnen unterschrieben, schien Abels für Schmeling noch der Anständigste zu sein. Abels machte sich sofort daran, Kämpfe für seine Klienten zu organisieren, um die Neueinkäufe bekannt zu machen und ihren Marktwert zu steigern. Schmeling glaubte, nichts falsch machen zu können. Zumindest musste er fortan keine Miete mehr zahlen und hatte immer etwas Warmes zu essen auf dem Tisch. Mehr als auf dem Bau würde er mit dem Kämpfen allemal verdienen. Kein Gedanke daran, dass er seine Gesundheit ruinieren könnte. Auch das Versprechen gegenüber dem Vater, Boxen nie zum Beruf zu machen, war bald verblasst.

Am 2. August 1924 stand Schmeling zum ersten Mal für Geld im Ring. Gegner bei seinem Profidebüt war Johann Czapp, der ehemalige deutsche Amateurvizemeister im Mittelgewicht. Czapp war schon einige Jahre Profi und hatte sich im Rheinland einen Namen erboxt. Er wurde mit herzlichem Applaus begrüßt, als er zum zweiten Kampf des Abends mit Schmeling in den Ring stieg. Da Abels als Manager kaum Erfahrung und nicht einen Mitarbeiter hatte, musste improvisiert werden. Es war unter Berufsboxern durchaus üblich, anderen Profis ein paar Mark zu zahlen, damit sie einem in der Rundenpause Luft zuweden, Wasser reichten oder kleinere Blessuren verarzteten.

War kein Trainer dabei, konnten sie womöglich einen Tipp geben, wie der Gegner zu besiegen sei, denn von außen sieht man einen Kampf immer besser, als wenn man selbst im Ring steht.

Schmeling bekommt an diesem Abend in seiner Ecke Unterstützung von einem erstklassigen Boxer: Hein Domgöringen, Star der rheinischen Boxszene. Domgöringen bekommt an diesem Abend im Kaisersaal der Düsseldorfer Tonhalle mehr Applaus von den 5 000 Zuschauern als Schmeling.

Die Veranstaltung gleicht mehr einem Zeltfest als einem Wettkampf. Die Männer – und es sind praktisch nur Männer anwesend – trinken Bier und blasen den Rauch aus ihren dicken, billigen Zigarren in Richtung Hallendecke, wo sich der Muff staut und langsam nach unten drückt.

Schmeling will sich natürlich von seiner besten Seite zeigen. Bereits in der ersten Runde zwingt er den älteren und auch nicht ganz so gut trainierten Czapp in die Defensive. Czapp will den Kampf mit Anstand über die Runden bringen. Er ist kein übermäßig engagierter Kämpfer mehr, er weiß, er hat den ganz großen Erfolg in diesem Geschäft schon lange verpasst. In der Rundenpause springt Domgöringen durch die Seile, nimmt Schmeling mit routinierten Griffen den Kautschukschutz aus dem Mund, gibt ihm zu trinken und wedelt ihm Luft zu. Dann erzählt er dem jungen Profi, was sein Gegner falsch macht.

Es gibt Kämpfer, die topfit sind, schnell, technisch geschult – aber sobald sie in den Ring steigen, haben sie Angst, verlieren die Nerven. Solche Boxer sind auf der Flucht vor ihrer Furcht. Dann gibt es die Kämpfer, die ihre Angst niederringen können. Die ihre erlernten Fähigkeiten im Ring umsetzen können und sogar mitbekommen, was der Trainer ihnen zuruft. Und es gibt Kämpfer, die ihre Angst beherrschen. Die ihre Angst kennen, in eine kleine Kiste wegsperrn und im Ring stehen, wie andere Menschen ein schnelles Auto lenken: konzentriert, angespannt, aber immer mit Überblick und einem Schritt in der Zukunft. Ahnend, was gleich passieren wird. Schmeling und Domgöringen sind solche Kämpfer. Beherrscht bis zur Kälte. Sie denken nach,

versuchen sich einen Überblick zu verschaffen, wo der Gegner zu sehr auf seine Instinkte vertraut oder sich auf seine Reflexe verlässt.

In der zweiten Runde geht Czapp zum ersten Mal zu Boden. Schmeling hat die wiederkehrende Lücke in Czapps Deckung genutzt. Jetzt ist Czapp auf der Flucht. In Runde drei bis fünf kann er die Schläge Schmelings parieren, aber nach Punkten liegt er schon weit hinten. Acht Runden soll der Kampf dauern, aber als Czapp in der sechsten Runde kaum noch Luft hat, schickt Schmeling ihn gleich zweimal hintereinander mit seiner Rechten auf die Bretter. Czapp kann auch beim zweiten Niederschlag aufstehen, bevor der Ringrichter bis zehn ist – doch seine Ecke wirft das Handtuch und gibt den Kampf damit verloren. »Genau im richtigen Moment langte Schmeling mit seiner Rechten hin«, lobt Czapp seinen jungen Gegner nach dem Kampf.

Die 120 Reichsmark, die Johann Czapp für diesen Kampf bekommt, sind seine letzte Gage als Berufsboxer. Lieber wird er Polizist, als sich noch mal im Ring demütigen zu lassen. Die 80 Reichsmark, die Schmeling an diesem Abend kassiert, sind schnell weg: Domgöringen bekommt ein paar Mark für seine Hilfe, Abels streicht seine Prozente ein, ein paar Scheine gehen an seine Eltern, vom Rest leistet er sich in einem Restaurant Muscheln. Sie schmecken köstlich. Sie schmecken nach Erfolg.

Abels blieb fleißig. Sein Schützling hatte gegen Czapp überzeugt, also konnte Abels behutsam darangehen, einen Kampfrekord aufzubauen. In rasender Abfolge organisiert er Kämpfe, gönnt Schmeling kaum Erholung oder gar Entspannung. Aber erst der Kampf gegen den Amerikaner Rocky Knight, am 4. Oktober, eine Woche nach seinem 19. Geburtstag und nur etwa ein Jahr, nachdem er mit korrektem Boxtraining angefangen hat, wird für Schmeling zur Prüfung. Knight ist zu erfahren, um sich von Schmelings beschränkten Mitteln ausschalten zu lassen. Schmeling schlängt immer wieder mit seiner Linken in Richtung Knights Kopf und versucht eine Lücke für seine Rechte aufzutun. Aber sein Gegner ist gewarnt, lässt sich nicht mit der Schlaghand treffen, zumindest nicht mit voller Kraft. Er pendelt

mit dem Oberkörper, duckt sich in den entscheidenden Momenten weg. Nach acht Runden gewinnt Max Schmeling knapp nach Punkten.

Der mühsam erkämpfte Sieg ebnete den Weg für lukrative Kämpfe. Immerhin war Schmeling vor ein paar Monaten deutscher Vizemeister der Amateure geworden, ein Titel, der jedes Kampfplakat schmückte. Also durfte er jetzt gegen einen wirklich guten Mann im Mekka des deutschen Boxens, in Berlin, ran. Es war ein Großkampftag im Sportpalast angesetzt. Der Sportpalast war ein wuchtiger Zweckbau, die größten Veranstaltungen dort waren die in Berlin überaus beliebten Sechs-Tage-Rennen. André Picard, technischer Leiter der größten Kampfstätte der Stadt, hatte ein vielversprechendes Programm zusammengestellt. Franz Diener, der Fleischergeselle aus Thüringen und im vergangenen Jahr Schwergewichtsmeister der Amateure, sollte sich in einem seiner ersten Profikämpfe beweisen. Im Halbschwergewicht trafen zwei junge, hoffnungsvolle Talente aufeinander: Schmeling und Max Diekmann. Artur Bülow, der Chefredakteur des *Boxsports*, war mit seinem Kollegen Erwin Thoma gekommen, um den jungen Kämpfer zu sehen, der als Amateur so schnell so weit gekommen war.

Der Sportpalast ist an diesem Abend gut besucht. Schmeling lernt André Picard kennen und sieht die feine Gesellschaft am Ring sitzen, darunter sogar Frauen, wenn auch nur wenige. Es herrscht ein Raunen und Gemurmel in der Halle, als die boxbegeisterten Berliner sich nach und nach zu den Kämpfen einfinden. Als Diekmann und Schmeling sich endlich gegenüberstehen, haben die meisten Besucher bereits Platz genommen. Artur Bülow und Erwin Thoma sitzen ganz vorne. Die beiden Kämpfer liefern sich ein einigermaßen ausgeglichenes Duell. Schmeling ist wieder mal steifer und unbeweglicher als sein Gegner. Er überlässt Diekmann den Großteil der Arbeit und lauert auf seine Chance. Aber heute wird seine Chance nicht rechtzeitig kommen.

In der vierten Runde taucht Diekmann unter einer nachlässigen Linken Schmelings weg, kommt wieder hoch und hämmert einen

rechten Haken an Schmelings Ohr. Eine Ader platzt, und Blut spritzt aus dem Ohr – so stark, dass die Gäste in der ersten Reihe zum Schutz ihre Programmhefte heben.

Schmelings Betreuer können die Wunde nicht schließen. Sein Puls rast, und jeder Herzschlag pumpt eine neue Fontäne aus seinem Ohr. Er muss den Kampf aufgeben – blass, zitternd und blutüberströmt. Als Schmeling sich umgezogen hat und vor die Tore des Sportpalast tritt, ist er nicht in der Lage, seine Niederlage als Chance zu begreifen. Immerhin hat er Picard kennen gelernt und Bülow, den Schriftleiter des *Boxsport*. Und er kann sich damit trösten, dass er nicht boxerisch geschlagen worden war, sondern wegen einer Verletzung aufgeben musste. Trotzdem kommt er sich vor wie ein Sprinter, der in Führung liegend kurz vor dem Ziel stürzt.

Den nächsten Kampf, nur drei Wochen später, gewann Schmeling gegen Fred Hammer durch k.o. in der fünften Runde.

Im November war Richard Naujoks zu Gast in Köln, ein überraschender Boxer im Leichtgewicht bis 61,237 Kilogramm. Obwohl klein gewachsen, war Naujoks zum Star geworden, der seinen Trainer aus Berlin mitbrachte: Max Machon. Machon, ein ehemaliger Jockey, wurde auf Max Schmeling aufmerksam. Auf der Suche nach einem Sekundanten ging er auf den großen, kräftigen Jungen zu: »Junge, Junge, deine Muskeln können sich sehen lassen.« Schmeling reagierte verlegen. Er wusste, wen er da vor sich hatte. Machons feines Gesicht war schon im *Boxsport* zu sehen gewesen. Obwohl eher zurückhaltend, ergriff Schmeling die Gelegenheit, diesem Mann näher zu kommen. »Dann kann ich ja wohl mal einen Kampf durch sie bekommen«, war seine Antwort. »Darüber lässt sich reden. Aber zuerst brauche ich einen Mann, der bei Naujoks Wind macht. Hast du Zeit?« Natürlich hatte Schmeling Zeit. Er durfte in der Ringecke des deutschen Meisters Naujoks stehen, mit dessen Trainer Machon, er würde sogar noch Geld dafür bekommen und in den Rundenpausen lernen – wozu es nicht mehr kam: Naujoks schlug seinen Gegner bereits in der ersten Runde k.o. Schmeling bekam seine 20 Reichsmark und eine Verabredung zum Kaffee mit Machon am nächsten Tag.

Machon hörte sich die Sorgen des jungen Boxers geduldig an. Es war das erste Mal, dass Schmeling fühlte, von jemandem verstanden zu werden, den er als kompetent akzeptierte. Also schüttete er sein Herz aus. Dass er von Abels keine erstklassigen Kämpfe bekam. Dass er nicht die Summen verdiente, von denen er geträumt hatte. Dass er nicht wisse, wie er als Boxer technisch und geschäftlich weiterkommen soll undsoweieter. Machon fielen zu diesen altbekannten Problemen nur Binsenweisheiten ein. Aber immerhin gab er zum Abschied Schmeling seine Adresse: »Wenn du nach Berlin kommst, kannst du dich gerne melden.«

Bald darauf tourte Jack Dempsey durch Europa, Schmelings Idol und Weltmeister aller Klassen. Er hatte seit eineinhalb Jahren keinen ernst zu nehmenden Kampf bestritten. Es gab keine Regel, die ihn zwang, seinen Titel zu verteidigen. So etwas war Ehrensache. Dempsey verdiente sein Geld mit »Exhibition Fights«, Schaukämpfen, bei denen er lahme Gegner vor zahlendem Publikum durch den Ring scheuchte. Vor kurzem hatte er einen Vertrag mit der Filmfirma Universal unterzeichnet, der ihm für zehn Filme in zwei Jahren die fantastische Gage von einer Million Dollar einbringen sollte. Dempsey dachte überhaupt nicht daran, sein Luxusleben mit einem harten WM-Kampf zu riskieren. Nachdem er am 7. Februar die Hollywood-schauspielerin Estelle Taylor geheiratet hatte, beschloss er, das Angehme mit dem Nützlichen zu verbinden und nutzte seine Flitterwochen zu einer ausgedehnten Schaukampftournee durch Europa, mit Stationen in Berlin, Hamburg und Köln. Die Veranstaltungen liefen immer gleich ab. Dempsey machte sich durch Seilspringen warm, bearbeitete die Maisbirne, bis seine Schultermuskeln geschmeidig waren, und drosch ein bisschen auf den Sandsack ein. Anschließend bestritt er ein lockeres Sparring mit jungen einheimischen Boxern.

In Köln fiel die Wahl unter anderem auf Schmeling. Jeder durfte zwei Runden mit dem Champion boxen. Keine risikolose Angelegenheit, denn Dempsey war jemand, der immer voll in den Gegner ging. Viele seiner Schaukämpfe endeten mit k.o.-geschlagenen Opfern. Wie sollte ein Anfänger wie Schmeling reagieren? Harte Gegenwehr pro-

vozierte womöglich eine grausame Tracht Prügel durch den Weltmeister. Schon an Dempseys Sandsackarbeit hatte Schmeling gesehen, dass der Mann boxte wie aus einer anderen Welt.

Als Schmeling als dritter und letzter Kämpfer zu Dempsey in den Ring steigt, bedeutet das viel für ihn und nichts für Dempsey. Wahrscheinlich fällt dem nicht mal auf, dass der junge Mann aus Deutschland ihm sehr ähnlich sieht. Schmeling versucht, möglichst wenig Schläge einzustecken und selbst ein-, zweimal durchzukommen. Dempseys Schlaghärte, seine flüssigen Körperbewegungen und vor allem die Schnelligkeit beeindrucken Schmeling. »Man glaubte«, sagte er später, »einen Leichtgewichtler vor sich zu haben, so schnell trafen seine Schläge ins Ziel, und so schnell trugen ihn seine Beine wieder davon. Jack Dempsey war sehr schwer zu treffen. Er aber traf, wie und wann er wollte.«



Der Jahrhundertboxer und sein Nachfolger: Exweltmeister Jack Dempsey und der amtierende Champion Max Schmeling posieren bei einem Schaukampf für die Fotografen, im Rahmen der Vorbereitung Schmelings auf seinen Rückkampf gegen Jack Sharkey, 1932. Dempsey war ein Volksheld in Amerika und Schmelings großes, boxerisches Idol.

Nach den zwei Runden fragte sich Schmeling, ob die Früchte, von denen er träumte, nicht zu hoch hingen. Ob er diese Klasse jemals erreichen würde: »So boxen nur Männer, die dafür geboren worden sind.« Am Abend gab es ein Bankett für Dempsey, zu dem auch die Boxer geladen waren, die ihm an diesem Tag im Ring gegenüberstanden hatten. Obwohl ziemlich abgebrannt, kaufte Schmeling eigens einen Anzug. Dempsey thronte in der Mitte der Tafel. Schmeling saß ganz am Rand. Als jeder einzelne vorgestellt wurde, gab der Champion Schmeling einen Satz mit, an dem dieser sich lange wärmen konnte: »Du bist ein großes Talent. Wenn du dir Mühe gibst, kann aus dir mal was Großes werden!«



Auszug aus *Meine Methode des Boxens* von Georges Carpentier:

»Ich persönlich halte in allen Dingen sehr viel von der Willenskraft. In meiner ganzen Laufbahn als Boxer war sie mir besonders nützlich, denn bei allen meinen Erfolgen hat der Wille zum Sieg eine große Rolle gespielt. Auch moralische Unterstützung, beispielsweise durch den Manager oder Trainer, trägt zum Erfolg bei. Darum möchte ich auch allen Anfängern raten, sich zunächst zu fragen, ob sie auch wirklich für die Boxkunst geeignet sind. Ist dies der Fall, so empfehle ich ihnen, ihre ganze Willenskraft auf ihre Arbeit zu konzentrieren. Boxen darf nicht leicht genommen werden. Manche glauben, ihre Boxausbildung sei beendet, sobald sie sich der orthodoxen Auslage bedienen, mit dieser oder jener Hand stoßen und selbst ein gewisses Maß von Hieben vertragen können. Manche schlagen dann sofort die Profilaufbahn ein und hoffen auf Glück und Geld.

Sie bewegen sich dabei in einem zu leicht gebauten Haus. Beim ersten Angriff schon wird das Luftschloss in seinen Grundfesten erschüttert werden. Der Misserfolg wird auf mangelndes Glück zurückgeführt, dabei ist nur ihre Kurzsichtigkeit schuld. Ich wiederhole: Wenn man im Boxsport Erfolg haben will, braucht man nicht nur eine gründliche Ausbildung, sondern auch Zielstrebigkeit und Selbstvertrauen. Ohne das ist alle Mühe vergeblich.«

KAPITEL 6

Lichter der Großstadt

»Adoriert man einen Boxer, so achtet man den Mann, der phantastisch schwere Hiebe nimmt und so lange nimmt, bis sein gegen Prügel trainiertes Gehirn sich auf sich selbst besinnt und somit jedes Bewusstsein verliert. Man achtet diesen Mann umso mehr, als er das Bibelwort befolgt, das über jedem Boxring hängen sollte: nämlich, dass geben seliger ist denn nehmen.«

Carl Einstein im »Querschnitt«

Berlin war der beste Ort der Welt, wenn man in den zwanziger Jahren Schauspieler war, Poet, Tänzerin, Schriftsteller oder Boxer. Oder wenn man reich war. Für alle anderen Bevölkerungsgruppen war die Stadt ein Sumpf. 235 000 Arbeitslose gab es 1923. Mit 4,5 Millionen Einwohnern war Berlin mehr noch eine Ortesammlung, die zu einem Ganzen werden sollte. Die Stadtgemeinde Großberlin war erst 1920 gebildet worden, indem sieben bislang unabhängige Städte eingemeindet worden waren. Hinzu kamen viele Landgemeinden und Vororte. Nun bestand Berlin aus grünen Randbezirken, die fast ländlich wirkten, und einem Zentrum, das vor Menschen, Geld und Tatendrang barst. Die meisten Berliner aber wohnten in den Arbeitervierteln der Stadt, in den tristen Hinterhofhäusern und bekamen von alledem nichts mit. Sie atmeten die sich verschlechternde Luft der wachsenden Großstadt und lebten in einer Welt, die so begrenzt war wie ihre finanziellen Verhältnisse. Die Stadt glich damals schon einer einzigen Baustelle, der Straßenverkehr war schon wieder dichter geworden als noch vor dem Ersten Weltkrieg. Wer an der Börse schnell reich geworden war, fuhr ein eigenes Auto, als äußeres Zeichen einer prall gefüllten Geldbörse. Der Rest fuhr Tram, Bus oder Fahrrad. Die offenen und geschlossenen Limousinen, die optisch noch eher dem Pferdewagen ähnelten, prägten das Stadtbild. Und Kleinlaster, auf deren Dächern man Bestuhlung und ein Geländer angebracht hatte, kutscherten die 1,5 Millionen Touristen herum, die jedes Jahr in die

Stadt strömten und sich die Mitte Berlins im Vorbeifahren ansehen wollten.

Das rasante Wachstum und die Unübersichtlichkeit ließen überall Nischen entstehen, in denen man seine privaten oder beruflichen Ideen verwirklichen konnte. Die Toleranz der Berliner resultierte zwar eher aus Ignoranz, aber der Effekt war der gleiche: Hier war vieles erlaubt, wofür man andernorts gesellschaftlich geächtet oder gar eingesperrt wurde.

Die Boxer, die ihre Wurzeln in Jahrmarktbuden und Variétés hatten, fühlten sich den Künstlern näher als den Sportlern. Umgekehrt waren Künstler und Kunstbegeisterte zunehmend vom Boxen fasziniert und suchten immer wieder den Kontakt zu den Kämpfern.

Eine Figur, die beide Welten verband, war Sabri Mahir, der sich als »der schreckliche Türke« vom Zirkus Busch bis zum Europameisterschaftskampf emporgeboxt hatte. Nach dem Ende seiner Karriere gründete er in einem zweistöckigen Bau an der Potsdamer Straße das »Studio für Boxen und Leibeszucht«. Im ersten Stock waren Mahirs Büro und kleine Kabinen, in denen die Boxer sich massieren lassen konnten, im Erdgeschoss gab es einen Hochring, wo allen voran der riesige Schwergewichtler Franz Diener seine Kampfkunst verfeinerte. Im Ring fanden auch Lesungen statt, Gesangsvorführungen und kleinere Schauspielaufführungen. Mahir lockte zu diesen »Teestunden am Ring« die Kunst in seine Boxbude. Als Kunststudent war er von seinen Eltern von Istanbul nach Paris geschickt worden, um dem Krieg zu entgehen. Er scheute also die Nähe zu den Künstlern nicht, er betrachtete sich selbst als einen der ihren. Die Künstler fanden Gefallen an Mahir, da er auch Menschen trainierte, die nur als Freizeitvergnügen boxen wollten. Gab sich allerdings einer keine Mühe, flippte Mahir aus, fluchte durcheinander auf türkisch, französisch und deutsch, ging zum Spind des Opfers und schmiss dessen Klamotten hinaus auf die Straße. Auch eine Marlene Dietrich hüpfte in langen Hosen vor einem von Mahirs Sandsäcken herum. Sie war nicht die einzige Prominente, die boxen lernen wollte. Auch die später weltberühmte Regisseurin Leni Riefenstahl und die Ausnahmeschauspielerin

Carola Neher nahmen Stunden bei Mahir. Marlene Dietrich becirkte Mahir, sie Sparring machen zu lassen, aber der blieb hart: »Ich werde nicht zulassen, dass Sie sich Ihr schönes Gesicht zerschlagen.« Er trainierte die Dietrich, da er ihren Ehrgeiz respektierte, aber in den Ring ließ er sie kein einziges Mal. Als Carola Neher eines Abends in Mahirs Büro im ersten Stock kam, zeigte er ihr eines der Bilder, die er früher einmal gemalt hatte. Es tat ihr später leid, dass ihr spontan entfuhr: »Aber Herr Sabri, das ist ja ganz schrecklich!«

Eine weitere Schlüsselfigur der Boxszene war der mächtige Kunstsammler Alfred Flechtheim. In seiner Galerie hingen Bilder der besten modernen Maler. Genau genommen war es keine Galerie, sondern eine prächtige Wohnung im neu eingemeindeten Berliner Stadtteil Charlottenburg. Hier hingen van Gogh, Vlaminck und Picasso, Matisse und Grosz. Flechtheim, knapp 50 Jahre alt, war Sohn eines Getreidehändlers und ein berühmter Kunstsammler. Nahezu im Verborgenen hatte er vor dem Ersten Weltkrieg eine Sammlung zeitgenössischer Kunst angelegt, die in Europa einzigartig war. 1911 wurde er mit einer ersten großen Picasso-Ausstellung in München bekannt. Kurz vor Ende des Ersten Weltkriegs hatte er seine Sammlung verkaufen müssen. Die Versteigerung erschütterte die Kunstwelt. Immerhin hatte Flechtheim viel Geld aus dieser Auktion ziehen können, die als bedeutendste Kunstversteigerung zu Kriegszeiten galt. Nach dem Krieg begann er sofort, eine neue Sammlung aufzubauen und stellte bereits 1919 in Düsseldorf wieder aus, unter dem Titel »Expressionisten«. 1921 wechselte er in die Hauptstadt. Wer zu Flechtheims Empfängen eingeladen wurde, war entweder berühmt, interessant oder sehr reich. Am besten ein bisschen was von alledem. Die Tänzerin Anita Berber war häufig zu Gast, auch wenn sie selten nüchtern blieb und ungern alleine nach Hause ging, ebenso der Maler George Grosz.

Flechtheim war auch Herausgeber des Magazins *Der Querschnitt*, das sich zu einer der einflussreichsten Kulturzeitschriften der zwanziger Jahre entwickelte. Hoch intellektuell und gegen jede etablierte Kunst gerichtet, hatte sich *Der Querschnitt* ab 1921 dem Boxen verschrieben. In seinem mit Picassos dekorierten Salon ließ Flechtheim

sich eigens einen Boxring aufbauen. Zu den Gästen auf seinen glamourösen Abendgesellschaften zählten nun immer auch Boxer.

Die Kämpfer wiederum ließen sich von der Hochkultur gerne hofieren. Paul Samson-Körner, seit der Rückkehr aus den USA und dem überraschenden k.o.-Sieg gegen Hans Breitensträter deutscher Schwergewichtsmeister, war häufig zu Gast. Sein Schleppenträger war ein schmächtiger Mann mit Nickelbrille, Lederjacke und Zigarre: Bertolt Brecht. Eine ganze Zeit lang konnte man den einen nicht ohne den anderen treffen. Der damals 30-jährige Brecht sammelte Notizen für einen Boxerroman, den er nie schreiben sollte. »In den Sportpalästen«, klagte der Poet damals, »wissen die Leute, wenn sie ihre Billette einkaufen, genau, was sich begeben wird; und genau das begibt sich dann, wenn sie auf ihren Plätzen sitzen: nämlich, dass trainierte Leute mit feinstem Verantwortungsgefühl, aber doch so, dass man glauben muss, sie machten es hauptsächlich zu ihrem eigenen Spaß, in der ihnen angenehmsten Weise ihre besonderen Kräfte entfalten. Das alte Theater hingegen hat heute kein Gesicht mehr.« Brechts Vergleich illustriert den Hype, der damals ums Boxen gemacht wurde – und gleichzeitig die eifrige Ahnungslosigkeit des Autors. Denn kein Boxer, schon gar nicht einer wie Paul Samson-Körner, schlug sich zum Spaß. Nur wer noch nie im Ring bewusstlos geschlagen wurde, konnte so einen Unsinn schreiben. Die Begeisterung für das Boxen aber, die sich unter den Schreibern breit machte, trug dazu bei, dass die Ringveranstaltungen in Berlin nicht nur die besten, sondern auch die lukrativsten wurden. Es galt als schick, zum Boxen zu gehen.

Die Spitzerveranstaltung 1925 war der dritte Kampf zwischen Breitensträter und Samson-Körner, der am 11. September ausgetragen wurde. Samson-Körner, mit 37 neun Jahre älter als sein Gegner, war amtierender Meister, Breitensträter aber Liebling des Berliner Publikums. Dieser Rückkampf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft brachte ganz Berlin in Bewegung.

Die beiden Boxer krachten aufeinander wie zwei Eisenrohre, die ihre Kraft zitternd ineinander entladen. Nach 15 brutalen Runden siegte Breitensträter nach Punkten. Nicht jeder war mit diesem Urteil

einverstanden, aber alle waren mit dem Kampf zufrieden: Fünf Niederschläge, blutende Augen – hier war etwas geboten worden. Deutschland hatte einen alten und neuen Boxmeister und Berlin eine Sensation mehr. Die Porzellanfabrik Rosenthal ehrte Breitensträter später mit einer Porträtskulptur.

Zehn Tage vor der deutschen Schwergewichtsmeisterschaft hatte Schmeling einen weiteren Rückschlag in einem durchwachsenen Jahr hinnehmen müssen. Neun Kämpfe in Folge hatte er gewinnen können, sechs davon durch k.o., dann aber gab es zähe Unentschieden und Punktentscheidungen. Manager Abels besorgte ihm immer bessere Gegner – aber Schmeling entwickelte sich nicht mit. Immer noch verließ er sich nur auf seine starke Rechte und vernachlässigte die Linke. Seit er Profi war, trainierte er sich selbst. Im Sommer war er mit Paul Samson-Körner in einem Übungscamp im Nordseebad Wangeroooge gewesen, um ein paar Mark als Sparringspartner zu verdienen, sich Tricks abzугucken und im Training zu bleiben. Immer noch waren Beweglichkeit und Beinarbeit bei ihm mangelhaft. Er musste den Kampf bestimmen, und das ging nur, wenn er den Gegner mit der Linken dauernd vor sich her trieb. Stattdessen wartete er auf wiederkehrende Fehler, um dann in eine Abwehrlücke zu schlagen. Bot sich diese Lücke nicht, war er aufgeschmissen.

Am 1. September kämpfte Schmeling in Köln gegen den Kanadier Larry Gaines, der ihn schlicht verprügelte. Gaines war ein solider, erfahrener Boxer, aber keine Spitzenkraft in seinem Geschäft. Dennoch deklassierte er Schmeling. In der zweiten Runde wurde der Kampf abgebrochen, weil Schmeling seinem Gegner nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Bis dahin hatte Schmeling glauben können, unschlagbar zu sein, war doch die Niederlage gegen Diekmann Folge einer Verletzung. Jetzt aber war er zum ersten Mal wirklich geschlagen worden. Am 8. November boxte Schmeling in Köln gegen René Gompero. Obwohl der Franzose kein ernst zu nehmender Boxer war, konnte Schmeling ihn nur nach Punkten schlagen. Dann wartete Schmeling auf das neue Jahr. Für jemanden, der so große Träume geträumt hatte, war er sehr unsanft in der Realität erwacht.

KAPITEL 7

Flucht nach vorn

»Ein Mensch wie unser Held wird sich aus den besten und schönsten Meinungen über die Welt nichts machen, aber alles aus der Welt.«

Franz Blei, »Bildnis eines Boxers«

Das neue Jahr begann für Max Schmeling noch schlechter, als das vergangene geendet hatte. Im Januar 1926 starb sein Vater. Als die Nachricht in Köln eintraf, war Max Schmeling in einer sehr unglücklichen Lage. Boxerisch befand er sich in der Krise. Nun musste er finanziell auch für seine Mutter und Schwester sorgen. Sie zogen zu ihm nach Köln. Eine Alternative zum Boxen gab es für Schmeling nicht. Das konnte er wenigstens gut genug, um ein paar Mark damit zu verdienen. An einem durchschnittlichen Kampfabend verdiente ein Boxer je nach Leistung und Gewichtsklasse zwischen 500 und 3 000 Reichsmark. Der durchschnittliche Wochenlohn eines Fabrikarbeiters dagegen lag bei rund 20 Reichsmark.

Am 12. Februar traf Schmeling erneut auf Max Diekmann, wieder als Vorkampf eines größeren Ereignisses. Franz Diener hatte den Schwergewichtsmeister Hans Breitensträter herausgefordert. Sabri Mahir bereitete Diener seit Wochen auf dieses Duell vor. Der Abend sollte auch für Schmeling entscheidend werden, konnte er sich doch vor gleicher Kulisse rehabilitieren. Vorab wurde vor allem über den zweimaligen Champion Breitensträter und den jungen wilden Franz Diener berichtet. Aber Max Schmeling wurden im *Boxsport* »gute Chancen eingeräumt, Diekmann zu schlagen und Deutschlands bester Halbschwer zu werden.«

Pech für Schmeling war, dass Breitensträter den Titelkampf gegen Diener kurzfristig absagte. Die Luft war raus, auch aus dem Kampf

Diekmann gegen Schmeling, noch bevor er überhaupt stattgefunden hatte. Im Ring gingen die beiden wild entschlossen aufeinander los, um nach acht Runden erschöpft das unbefriedigende Urteil zu hören: Unentschieden!

Schmeling hatte sich von einer Niederlage zu einem Unentschieden gesteigert, aber die Entscheidung brachte ihn keinen Schritt weiter. Ein Favorit für die Halbschwergewichtsmeisterschaft sah anders aus. Schmeling wurde immer unglücklicher und zweifelte an den Fähigkeiten seines Managers: Die großen Börsen gingen an die anderen! Seit früher Jugend war er bei Geld Realist. So konnte er nicht übersehen, dass Abels vieles versucht, aber wenig erreicht hatte. Der fähigste Mann im Kölner Boxgeschäft war ohne Frage Willy Fuchs, der Manager von Hein Domgörgen. Fuchs schickte seine Kämpfer in ein Camp mit ausgesuchten Sparringspartnern und guten Lehrern. Domgörgen war seit einem Jahr deutscher Meister im Mittelgewicht, und Fuchs machte sich nun mit allem Eifer daran, eine Europameisterschaft für seinen Star zu organisieren.

Für Schmeling kam es noch schlimmer. Die Frau seines Managers erkrankte schwer, und Abels kümmerte sich über Monate kaum noch um Kämpfe. Keine Kampfpraxis, keine Artikel über ihn in der Zeitung, kaum Einnahmen: Was auch immer Abels für ihn getan hatte, wie sehr sein Manager auch von den Prozenten an Schmelings Gagen abhängen mochte – ein Boxer musste zuerst an sich selbst denken. Schmeling entschied sich für Härte und eröffnete Abels, er wechsle zu Willy Fuchs. Fuchs war der wichtigste Mann im Rheinland. Abels dagegen würde immer ein Rolladenverkäufer bleiben. Abels nahm seine überraschende Entlassung fast gleichgültig hin. Schmelings Argumenten hatte er nichts entgegenzusetzen. Zu sehr beschäftigte ihn das Leid seiner Frau.

Bei Fuchs konnte Schmeling endlich geregt arbeiten. Mit dem Amerikaner Billy Smith trainierte ihn ein versierter Mann und von Hein Domgörgen konnte er sich einiges abgucken. Domgörgen traute man sogar zu, Weltmeister zu werden. Schmeling musste sich an ein völlig neues Gefühl gewöhnen: Er war nun nicht mehr die Nummer eins! Auch dem neuen Manager Fuchs gelang es nicht, Schmeling ei-

nen Kampf um die deutsche Halbschwergewichtsmeisterschaft zu besorgen. In der Zwischenzeit musste Schmeling es sich im Training gefallen lassen, von Hein Domgörgen verbessert zu werden. Domgörgen hatte ziemlich präzise Vorstellungen von Training, Kampf, Disziplin und Stallordnung. In einem Aufsatz beschrieb er sie: »Es ging uns darum, die Schwächen des Gegners auszunutzen und ihn durch eigene Fehler planmäßig kaputtzumachen. Also eine Strategie, wie sie Stabsoffizieren auf der Kriegssakademie beigebracht wird. Dafür ist nun ein Höchstmaß von Konzentration und Beherrschung aller boxerischen Mittel nötig. Überlegung tritt an die Stelle von blindem Eifer, Studium der Kampfbilder und fleißige Selbstarbeit mussten uns dabei helfen. So kommt es, dass boxtechnische Kunst über rohe Kraft und Leidenschaft siegen konnte.«

Nach ein paar Wochen im Schatten von Domgörgen packte Schmeling seine Sachen und verschwand. Weg von denen, die ihm keine Chancen gaben! Weg von den vielen Enttäuschungen!

Als Artur Bülow's Bürotür in der *Boxsport*-Redaktion sich öffnete und Schmeling eintrat, war schnell klar, in welcher Situation sich der junge Mann befand. Schmeling eierte rum. Die Situation war heikel. Er war bei Willy Fuchs unter Vertrag, der sein Essen bezahlte, seine Miete, sein Training. Und Schmeling war einfach abgehauen. Mit 30 Pfennig war er an diesem Morgen am Berliner Bahnhof Friedrichstraße angekommen und durch die halbe Stadt gelaufen, bevor er sich in Bülow's Büro getraut hatte. Und nun wusste er nicht recht, was er sagen sollte.

Bülow machte es ihm leicht: »Sie sind sicher hier, den Meisterschaftskampf zu sehen?« Einen Tag später sollten Paul Samson-Körner und Franz Diener um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft kämpfen. »Ja, deswegen bin ich hier.« Eine glatte Lüge. Schmeling konnte sich und seine Familie nicht ernähren. Schon gar nicht hatte er Geld für eine Eintrittskarte. Bülow umtänzelte ihn wie ein Boxer, obwohl er längst wusste, was das Problem war. Es war nicht das erste Mal, dass er einen jungen Kämpfer sah, der sich zu Höherem bestimmt fühlte. Schmeling war kein guter Schauspieler, und Bülow

zwang ihn nicht dazu, einer zu werden: »Sind Sie unzufrieden mit Fuchs? Haben Sie Ärger?«

»Nein, ich verspreche mir bloß mehr davon, in Berlin zu sein.« Bülow gab Schmeling eine Karte für den Meisterschaftskampf. Um den Beschenkten nicht zu demütigen, fügte er hinzu: »Und morgen erzählen Sie mir, wie Sie den Kampf gesehen haben!«

Als Max Schmeling sich einen Tag später auf das Gebäude der Radrennbahn zubewegte, sah er schon die Menschenmassen, die sich durch die Tore wühlten. 15 000 Besucher wollten den Kampf im Sportpalast sehen. Limousinen entluden elegante Damen und Herren in Zweireihern. Der Glanz der Besonderheit begleitete diese Menschen, auch wenn Schmeling viele von ihnen gar nicht kannte. Schmeling saß auf einmal unter den Reichen und Schönen der Hauptstadt, darunter Marlene Dietrich, Carola Neher mit ihrem dichtenden Mann Klabund.

Die Menge hatte sich in zwei Lager gespalten. Die eine Hälfte war für Paul Samson-Körner, die andere für Franz Diener und dessen prominenten Trainer, Sabri Mahir. Bertolt Brecht hatte natürlich Stimmung gemacht für Samson-Körner, der mit 39 Jahren im Herbst, wenn nicht im Winter seiner Karriere angekommen war und nach seinen letzten Kämpfen Morphium brauchte, um seine Schmerzen zu ertragen. Aber mit einem Punktsieg über den jungen, starken Münchener Ludwig Haymann hatte er sich noch einmal für eine deutsche Meisterschaft qualifizieren können. Wie Brecht hielten die meisten Schreiber und die Clique um Alfred Flechtheim zu Samson-Körner. Für sie war er einer der ihren, weil er gelegentlich in der Redaktion des *Querschnitt* auftauchte und durch Brechts geplanten Boxerroman Literatur werden sollte. Zudem umwehte immer ein Hauch von Dramatik einen alten Haudegen wie Samson-Körner. Die narbigen Lippen und die zerschlagene Nase kündeten von der Härte seines Berufes. Franz Diener dagegen war ein junger, tumber Schläger. Wäre nicht Sabri Mahir sein Trainer, hätte er einfach nur seine Oberarme wie Keulen auf seinen Gegner gedroschen.

Schmeling staunt nur noch. Der schweigsame 21-Jährige, der seit

Monaten knöcheltief durchs Unglück watet, begreift zum ersten Mal, warum Boxen für die Zuschauer packendes, existenzielles Spektakel ist, warum sie mit heiseren Kehlen und roten Köpfen brüllen, als ginge es um ihr eigenes Leben. Weil sie sich so fühlen, als würde es sie persönlich angehen. Hier wird nicht Sport betrieben. Zu sehen ist ein Vernichtungsschauspiel.

Diener geht wie ein Stier auf Samson-Körner los. Der versucht, wie ein Torero zu reagieren. Immer wieder zerteilt Diener mit wuchtigen Schlägen die Deckung von Samson-Körner – und trifft. Sein Gegner wackelt, aber er fällt nicht. Ein letztes Mal quetscht der alte Kämpfer Samson-Körner alle Kraft aus sich heraus. Noch ein paar donnernde Hiebe an den Kopf werden ihn schon nicht dumm machen. Es ist kein hochklassiger Kampf, aber das Publikum ist begeistert.

Nach 15 Runden stürmen Hans Breitensträter und Ludwig Haymann zu Samson-Körner, um ihn zu beglückwünschen. Sieger nach Punkten und damit neuer deutscher Schwergewichtsmeister wird aber Franz Diener. Man hängt ihm einen großen Kranz um, wie man es bei Rennpferden macht. Samson-Körner hat Tränen in den Augen, als er den Ring verlässt.

Am nächsten Tag betrat Schmeling wieder das Büro von Bülow. Dort saß Max Machon, der Trainer, bei dem er assistiert hatte, als Richard Naujoks in Köln kämpfte. Der andere Berliner, neben Bülow, der ihm geraten hatte, aus Köln wegzugehen. »Ich habe hier ein Trainingsquartier in Lanke, im Norden von Berlin; wenn Sie Lust hätten, könnten Sie da anfangen«, bot Machon an. Für Schmeling öffnete sich in diesem Moment eine Tür, aber er hatte kein Geld, um den Eintritt zu bezahlen. Machon war Trainer, kein Manager. Um von ihm trainiert zu werden, musste man zahlen. »Lust hätte ich schon. Aber kein Geld.« Bülow schaltete sich ein. »Fünfzig Mark im Monat kann ich beisteuern. Sie können es mir ja zurückzahlen, wenn Sie ihren ersten Meisterschaftsgürtel haben.« Die beiden hatten offenbar einen Plan. Und egal, ob Schmeling ihn durchschaute, schaden sollte er ihm nicht.

Beim Abschied fragte Bülow: »Wen haben Sie denn gestern Abend vorne gesehen?« Schmeling überlegte kurz. »Samson-Körner.« Ein

paar Tage später erschien im *Boxsport* ein ausführlicher Bericht über den Kampf. Die vorherrschende Meinung war: Franz Diener hatte nur mit viel Glück den Titel errungen. Zum Tiefschlag holte der *Boxsport* mit einem offenen Brief aus, der von namhaften Boxprofis und Promotern unterschrieben war:

»Berlin, den 19. Juni 1926

Lieber Herr Samson!

Unterzeichnete, die gestern Zeugen ihres bewundernswürdigen Kampfes waren, eines Kampfes, der von Ihrer Seite mit höchstem Einsatz von Mut, physischen und psychischen Qualitäten durchgeführt und trotz des gegenteiligen Schiedsspruches unserer Meinung nach von ihnen gewonnen wurde, möchten nicht versäumen, Sie zu ihrem Erfolge herzlichst zu beglückwünschen.

Ludwig Haymann, Kurt Sasse, Ernst Grimm, Paul Czirson, Heinrich Römer, Harry Deiters, Walter Peter, Max Schmeling, H. Wulff, Heinz Rudolf, J. Koslowsky, Ernst Blank, Gustav Runge, George Groves, Er. Brandl, Billy Smith, Joe Hammer, Willi Antonowicz, Curt Schindler«

Als der von ihm mitunterzeichnete Glückwunsch erschien, war Schmeling schon mit seinen paar Habseligkeiten nach Lanke gezogen, ins »Hotel Seeschloß«, wo Machon sein Trainingslager eingerichtet hatte. Währenddessen wurde in Berlin immer noch über den Ausgang des Duells zwischen Samson-Körner und Diener diskutiert, und Sabri Mahir kochte vor Zorn wegen des gemeinen Briefes, den so viele Neider unterschrieben hatten.

Willy Fuchs erfuhr in den vermischten Meldungen derselben Ausgabe des *Boxsports*, wo sein neuer Boxer steckte: »Max Schmeling, der erste Anwärter auf den immer noch freien Halbschwergewichtsmeistertitel von Deutschland, hat Köln verlassen und sein Domizil nach der Reichshauptstadt verlegt. Der versprechende Halbschwergewichtler hat in Berlin bestimmt bessere Trainingsmöglichkeiten als in der alten Domstadt, wo wieder einmal kein Trainingsraum existiert, und dürfte von hier aus auch mehr Beschäftigung bekommen als bisher.«

Artur Bülow hatte sich einen Boxer gekauft.

Machon, Schmeling und Bülow ergänzten sich ab dem ersten Zusammentreffen wie Kraftstoff, Motor und Fahrwerk. Artur Bülow

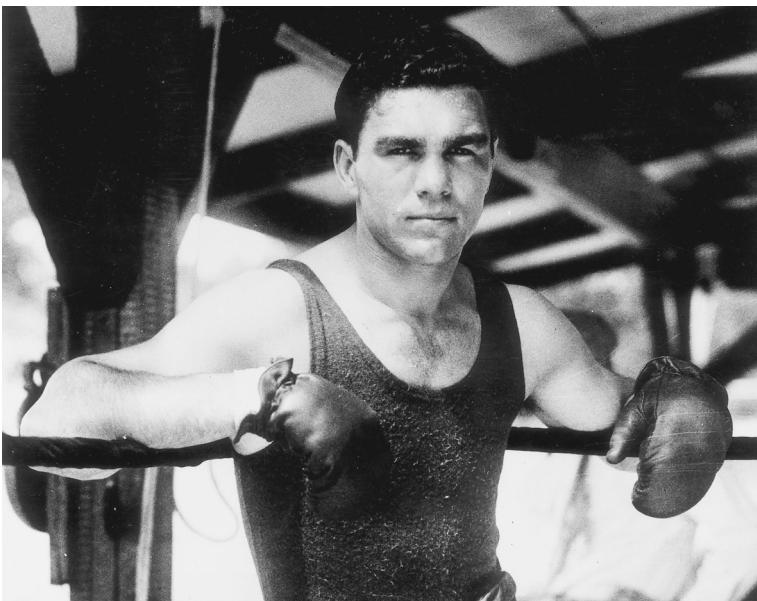
hatte als jüngerer Mann bei *Heros* in Berlin Kraftsport betrieben, dazu gehörte neben Ringen auch Boxen. Inzwischen galt er durch seine Arbeit beim *Boxsport* als größter Boxexperte in Deutschland – zumindest sah er das so. Die Haare trug er an den ergraute Seiten immer ganz kurz, auf dem Kopf streng gekämmt. Gerne trat er als Unparteiischer mit Absatzschuhen in den Ring, um größer zu erscheinen. Seine Mitmenschen strapazierte er mit stundenlangen Vorträgen über feinste Verästelungen der Boxwelt. Widersprach ihm jemand, schnappte er schnell ein, kniff die Augen zusammen und schwieg stur vor sich hin. Er war ein schwieriger Typ, aber er kannte das Geschäft. Indem er Schmeling den offenen Brief unterschreiben ließ, hob er ihn in eine Reihe mit den Großen des Boxgeschäfts. Es war wie eine Grußkarte: Neu in Berlin – Max Schmeling!

Schmelings Kölner Manager erfuhr erst so, dass er einen Kämpfer weniger im Stall hatte. Schmeling war zu feige gewesen, es ihm ins Gesicht zu sagen.

Bülow führte Schmeling in Berlin ein und stellte ihn Paul Damski vor, einem ehemaligen Juwelenhändler aus Litauen, der zu einem der wichtigsten Boxfreunde Deutschlands geworden war. Damski mochte den zurückhaltenden und freundlichen Hamburger auf Anhieb. Seine Frau Sonja fing sogar an, Schmeling ein wenig zu bemuttern.

Gegen den überheblichen Bülow wirkte Machon wie ein sympathischer Feingeist. Machon war kein Trainer, wie man sie aus Boxfilmen kennt, niemand, der seine Schützlinge mit Schreiattacken über ihre Leistungsgrenze hinaustrieb, sondern ein kühler Analytiker, der großen Wert auf Harmonie legte. Er arbeitete nur mit Boxern, die schon eine gute Grundschulung hinter sich hatten, von der er als ehemaliger Jockey wenig verstand. Seine Stärke war die strategische Beratung, wie man sich als Boxer selbst verbessert. Dafür mussten seine Kämpfer Intelligenz und Ehrgeiz mitbringen. Beides hatte Schmeling im Übermaß – viel mehr als Talent oder Vernichtungslust.

Einige Jahre zuvor hatte Richard Naujoks das »Seeschloß« in Lanke entdeckt. Etwa 70 Kilometer im Nordosten von Berlin in der



In seinem Trainingsquartier in Lanke, nordöstlich von Berlin, lernte Schmeling analytischer, abwartender zu boxen und den Ring während des Kampfes besser zu kontrollieren. Neben Kraft und Kondition entwickelte er vor allem auch ein gesundes Selbstbewusstsein.

Schorfheide gelegen, war Lanke geradezu optimal zum Trainieren. Die Schorfheide ist eine buckelige Landschaft mit vielen Seen – der bekannteste ist der Werbellinsee. Lanke selbst besteht auch heute noch aus bestenfalls 20 Häusern, keinerlei Ablenkung droht hier die Konzentration der Boxer zu stören. Die Umgebung besteht aus hügeligem Waldgebiet, optimal für Läufe, um die Kondition zu stärken. Der weiche Waldboden schont die Gelenke, die Landschaft entschädigt für den öden Trott. Das Springen über Wurzeln und Baumstümpfe schult die Koordination. Das Hotel liegt direkt an einem See. Das ganze sieht so idyllisch und gesund aus, dass die Boxer sich schon vom Anblick fit fühlten.

Naujoks sprach den Wirt des »Seeschloß«, Julius Zimmler, an. Und Zimmler war einverstanden, ein paar Zimmer gegen die Zahlung

von einer Mark pro Mann und Nacht für Trainingszwecke zur Verfügung zu stellen. Ein Anbau, rechts vom eigentlichen Hotel, konnte zum Trainieren umgebaut werden. Naujoks überzeugte seine Kollegen Hermann Herse, den deutschen Meister im Weltergewicht, Federgewichtsmeister Paul Noack sowie die erstklassigen Berufsboxer Gustav Runge und Otto Griese von seinem Projekt. Noack, Runge, Griese und Herse brachten ihren Trainer und Masseur Max Machon mit. Als Max Schmeling später zu der Truppe stieß, wurden sie in Berlin und auch anderswo schon die »Eingeborenen aus der Boxerkolonie Lanke« genannt. Und der Wirt Julius Zimmler hatte an seinem Hotel bereits ein Schild angebracht, welches es als »Trainingsquartier der Meisterboxer« auswies.

Schmeling und Machon wurden schnell Freunde, die ähnlicher Humor und enorme Neugier einte. Beim Boxen war Machon für Schmeling wie ein Gärtner, der den Wildwuchs beseitigt und so die Pflanze zum Blühen bringt. Morgens um halb sieben wurden die Kämpfer zum 20 Kilometer langen Waldlauf geweckt. Diese Laufroutine sollte den Sauerstoffhaushalt verbessern, denn ein Boxer ohne Luft gleicht jemandem in einer Zwangsjacke: er weiß, wie es geht, aber der Körper kann die Bewegungen nicht ausführen. Nach dem üppigen Frühstück war Machons Spezialität dran, etwas, das kaum ein anderer Trainer auf der Welt praktizierte: Es gab technische und taktische Unterweisungen. Außerdem ließ er die Boxer Kampffilme studieren, die ihre nächsten Gegner zeigten. Machon hatte begriffen, dass im Ring meist zwei Männer aufeinander prallen, die gleich viel Luft, Kraft und Schnelligkeit haben. Entschieden wird der Kampf im Kopf. Gab es Filmaufnahmen eines zukünftigen Gegners von Schmeling, Herse oder Naujoks, verlor dieser den Kampf womöglich schon Wochen vor dem ersten Gong im Vorführraum, wo Machon und seine Männer genau gesehen hatten, dass der künftige Gegner die Deckung hängen ließ, lieber links als rechts um einen Gegner herumging, selten mehr als drei Schläge in Folge abfeuerte – Schwächen, die nur auffielen, wenn man sie lange genug studiert. Um zwölf Uhr aßen die Boxer gemeinsam zu Mittag. Danach wurde geschlafen, um sich vom Vormittag zu erholen.

Am Nachmittag trafen sich die Männer im Anbau, wo ein Hochring aufgebaut war und Sandsäcke von der Decke hingen. Artur Bülow war regelmäßig zu Gast in Lanke und begutachtete die Fortschritte, die seine Investition machte. Die 50 Reichsmark, die er monatlich an Machon zahlte, machten sich bezahlt. Schmelings Kondition verbesserte sich innerhalb von Tagen. Nach drei Wochen hatte er deutlich mehr Muskeln angesetzt.

Er kontrollierte den Ring jetzt viel stärker, achtete darauf, wohin sein Gegner sich bewegte. Die Sparringsarbeit mit den leichteren, viel schnelleren Meistern brachte ihn weiter. Hinter Hermann Herse oder Richard Naujoks herzujagen war ein heißer Tanz. Schmelings Rechte war nun nicht mehr nur hart, er schlug sie auch viel schneller. Die Linke begann er häufiger zu benutzen, um die Kreise seines Gegners zu stören. Sein Stil wurde abwartender, analytischer. Er sah sich genau an, was der andere Boxer tat, und suchte dann eine Möglichkeit, dessen Schwächen für sich zu nutzen. Und bei alldem war er ungerührt, ließ sich durch nichts aus der Ruhe bringen.

Bülow war zufrieden und fädelte im Hintergrund den dritten Schlagabtausch mit Schmelings Angstgegner Diekmann ein. Um das Selbstbewusstsein seines Schützlings hoch zu schrauben, besorgte er ihm einen Monat vorher noch einen Aufbaukampf gegen August Vongher. Die beiden trafen am 13. Juli 1926 im Lunapark, zwischen Zuckerbuden, Riesenrad und Karussell aufeinander. Schmeling begrub Vongehr unter einem Schlaghagel. Sein Gegner ging, schwer zusammengeschlagen, schon in der ersten Runde k.o.

Am 24. August 1926 kämpfen die Erzrivalen Diekmann und Schmeling zum dritten Mal gegeneinander – diesmal geht es um die Deutsche Meisterschaft im Halbschwergewicht. Schmeling kann kaum noch gehen vor lauter Selbstbewusstsein. Das hier ist noch nicht der Sportpalast, aber erstmals kämpft er vor einer Kulisse von rund 4 000 Zuschauern, die alle wegen ihm hier sind. Und wie der Kampf auch ausgeht, 1 500 Reichsmark sind ihm sicher. Seine höchste Börse bislang.

Als die Kontrahenten in den Ring steigen, steht dort Paul Samson-

Körner, der nun die Boxhandschuhe gegen das Hemd des Ringrichters getauscht hat. Aber der Veteran bekommt an diesem Abend nicht viel zu tun. Nach 30 Sekunden wird Diekmann Opfer einer Schlagserie, die mit einer stahlharten Rechten endet. Schmelings Angstgegner ist so schwer getroffen, dass er zu Boden knallt wie ein Mehlsack. Samson-Körner beginnt nicht mal mehr zu zählen. Er beugt sich nur über den Geschlagenen, um nachzusehen, ob dieser noch atmet, und um sicherzustellen, dass Diekmann nicht an seiner Zunge erstickt.

Als man Diekmann schließlich in seine Ecke trägt, wird in der anderen schon gefeiert: der neue Deutsche Meister im Halbschwergewicht heißt Max Schmeling!

Der *Boxsport* schwärzte nach dem Kampf: »Schmeling war schon immer ein guter Mann, trotz seiner Jugend, trotzdem er niemals in solchen Händen war, die das rechte Sentiment für den Stoff besaßen, den er wirklich in sich hat. Nur drei Monate Training in Lanke, nur einige wenige Umstellungen und gesunde Lebensverhältnisse in jeder Beziehung, und schon verrät er eine hundertprozentige Verbesserung. Der von ihm so schwer geschlagene Diekmann unterlag einem Größeren, einem Großen. Der deutsche Boxsport hat einen neuen Meister und einen neuen Mann, auf den er bauen kann. Vielleicht sogar einen Stern am Boxhimmel, der die Kräfte besitzt, alle Einstigen und Vorhandenen zu übertreffen.«

Erwin Thoma, der Redakteur, dem Schmeling schon bei den Amateurmeisterschaften aufgefallen war, schrieb diese Zeilen. Bülow ließ die Hommage drucken ohne Skrupel, einen Mann in seinem Magazin zu feiern, an dem er verdiente. Schmeling nahm die Lobhudelei in seine erste Autobiografie *Mein Leben – meine Kämpfe* auf, ohne auf die trübe Quelle hinzuweisen. Bülow hatte kein schlechtes Gewissen, schließlich hielt er Schmeling ja wirklich für den kommenden Mann – warum sollte er das in *seinem* Magazin nicht schreiben?

Zum Problem wurde, dass es nicht *sein* Magazin war. Als der *Boxsport* in diesem Jahr den Besitzer wechselte, musste Artur Bülow seinen Schreibtisch räumen. Aber jetzt hatte er Zeit, für Schmeling seine vielen Kontakte zu nutzen, zum *Verband Deutscher Faustkämpfer*, zu

Redaktionen, Promotern und technischen Leitern und zum *Boxsport*. Zudem konnte ihm keiner mehr Bestechlichkeit vorwerfen. Wenn Arthur Bülow mit Max Schmeling in Berlin unterwegs war, sonnten sich beide im Glanz des frischen Triumphes.

Während Schmeling zur Berliner Berühmtheit wurde, zog es den deutschen Schwergewichtsmeister Franz Diener mitsamt seinem Manager und Trainer Sabri Mahir nach New York, der Welthauptstadt und Schicksalsbühne des Boxens. Sabri Mahir hatte das erste Angebot des *Madison Square Garden* und dessen technischen Leiters, Tex Rickard, einer lebenden Legende der Boxveranstaltungen, angenommen.

Dieners Flucht, so wie sie in den Cafés und Sportstätten Berlins aufgenommen wurde, war das beherrschende Thema in diesen Tagen. Egal, welche Sportredaktion Bülow und Schmeling ansteuerten, immer musste der ehemalige *Boxsport*-Chef eine Erklärung zu dem Fall abgeben, mit den Redakteuren darüber fachsimpeln, welche Motive Mahir und Diener wohl hatten und welche Chancen sich ihnen eröffnen würden.

Max Schmeling musste feststellen, dass er sich zwar für den richtigen Mann am richtigen Ort hielt, aber der Ort noch keine rechte Notiz von ihm genommen hatte, und dass es gleichzeitig noch andere Plätze auf dieser Welt gab, wo man sich beweisen musste, um zu den Großen zu gehören. Der wirklich Leidtragende durch Franz Dieners Amerikaflucht war aber nicht Max Schmeling, sondern Ludwig Haymann, der Münchener Schwergewichtler, der sich Hoffnungen gemacht hatte, gegen Diener um dessen Titel zu kämpfen.

Beim Training in Lanke zog Max Schmeling sich kurz nach dem Gewinn der Halbschwergewichtsmeisterschaft einen Haarriss in der rechten Hand zu und musste erst mal mit dem Training pausieren. Das gab ihm Zeit, nach Köln zu reisen, um alte Geschichten zu bereinigen. Seinen Vertrag mit Willy Fuchs kündigte er nicht offiziell, zu gekränkt und zu unwohl fühlte er sich bei dem Gedanken, in seinem alten Camp vorbeizusehen. Aber er besuchte Hugo Abels und half seiner Mutter und seiner Schwester beim Packen. Nachdem sie ihm erst

vor kurzem von Hamburg nach Köln nachgezogen waren, schickte er sie nun erst mal nach Stettin, zu den Großeltern Fuchs, den Verwandten seiner Mutter. Dort gab es Familienbindung, und Max Schmeling konnte sie mit Geld unterstützen, wenn er denn weiterhin welches verdienen sollte.

KAPITEL 8

Europa

»Ausgenockt – ein feiner Ausdruck! Ein Stück totgeschlagen, wäre richtiger. Bewusstlos geschlagen, das ist das Letzte. Weißt du, wie viel Angst die Ärzte haben, es könnte ihnen einer bewusstlos werden? Weißt du, was sie anstellen, um Dir Deine Leber zu erhalten? Kennst Du ihren Kummer mit unseren Nieren? Hast Du eine Ahnung, wie die sich abstrampeln, für ein bisschen mehr Leben für uns alle? Und da stellen wir zwei Jungens in einen Ring und sagen ihnen: nun haut euch mal, und wer den anderen ein Stück tot kriegt, der hat gewonnen.«

Hermann Kant, »Das Impressum«

Kurz nachdem Schmeling in Lanke erschienen war, verloren die Meisterboxer Naujoks und Herse ihre Titel. Damit war der 21-jährige die unumstrittene Nummer eins im Camp. Machon hielt Schmeling permanent in guter Form. Bülow schaffte internationale Kämpfe heran, um Anlauf zu nehmen für den Europameistertitel. Eine Siegesserie folgte: Am 7. Januar 1927 besiegte Schmeling den Engländer Jack Stanley. Nur zwei Wochen später, am 23. Januar, gewann er gegen den Belgier Lode Wilms durch technischen k.o. Zwei Wochen später gab Joe Mehling in der dritten Runde gegen Schmeling auf. Am 3. März schlug Schmeling den Franzosen Léon Sebilla in der zweiten Runde bewusstlos, knapp einen Monat später dessen Landsmann Francis Charles in der achten Runde. Der Engländer Stanley Glen ging am 26. April sogar schon in der ersten Runde auf die Bretter.

Was sich spektakulär anhört, folgte in Wahrheit einem öden Muster. Schmelings Fähigkeiten waren immer noch begrenzt, die Beinarbeit zäh, die Motorik steif. Klassische Ausweichbewegungen, wie Rollen und Abtauchen, beherrschte er nicht. Seine Linke war schlampig und verhedderte sich bei einer Schlagserie manchmal mit seiner Rechten. Nach den Kämpfen konnte Schmeling die Folgen seiner Schwächen im Spiegel studieren: Ging ein Kampf über mehr als zwei Runden, war da oft ein Veilchen, wo die eigene Linke ihn nicht gedeckt hatte. Dafür boxte er extrem nervenstark und, wie der Journalist Rolf

Nürnberg schrieb, äußerst »kalt«. Er behielt die Übersicht, ließ sich auf keine Mätzchen und keinen Schlagabtausch ein. Dass er dem Gegner seinen Stil aufzwingen konnte, lag an seiner Intelligenz und der defensiven Einstellung. Meist rannten die anderen ungestüm hinter ihm her, um den ein wenig ungelenk wirkenden Schmeling endlich zu stellen. Der feuerte dann seine Rechte ab auf den sich vorwärts bewegenden Angreifer – und es war Schluss.

Die rechte Gerade war Schmelings perfekter Schlag. Wie bei vielen Boxern war dieser eine Schlag mehr geschenkte Begabung als das Ergebnis harten Trainings. Wie immer, wenn aus einer Geschichte eine Legende wird, ranken sich viele kleine Erzählungen um diese spezifische Begabung. Der kleine Max hatte sich beim Griff in den Werkzeugkasten des Vaters mit einem rostigen Nagel die Hand aufgeschlitzt. Wie es sich für einen tapferen Jungen gehörte, jammerte er nicht und ließ die Wunde auch nicht verarzten – bis die entzündete Hand geschwollen war wie ein giftiger Ballon. Die Operation wurde um ein Haar zur Amputation, und Max versteckte die zur Kralle versteifte Hand so lange in der Hosentasche oder unter der Schulbank und trainierte sie, bis sie wieder gesund war. Bei seinem Arbeitsunfall im Hamburger Rohrbogenwerk verletzte ein glühendes Eisen abermals die rechte Hand. Beides hätte das Ende einer Karriere sein können, die noch gar nicht begonnen hatte.

Schmeling hielt seine Rechte immer ein wenig zu tief, auf Höhe des Brustbeins. Laut Lehrbuch soll die Faust, wenn sie nicht schlägt, auf Höhe des Jochbeins sitzen, sodass man mit gestreckten Fingern an die Augenbrauen fassen könnte. In dieser Position deckt die Faust das Kinn gegen Seithaken. Der Ellenbogen bleibt dabei so nah wie möglich an die Rippen gepresst, um den Körper zu schützen.

Schmeling Rechte hing zu tief, sein Ellenbogen stand zu weit hinten, aber so konnte er auf eine Weise schnell und hart schlagen, von der sich seine Gegner nur schwer oder gar nicht mehr erholten. Von seinen 26 Siegen hat er mehr als die Hälfte seiner hammerharten Rechten zu verdanken.

Auch wenn Schmeling hinten lag, kam fast immer der Moment, in

dem sich eine Lücke für seine Rechte auftat. Also gab es immer Hoffnung. Das Problem war nur: Das Publikum interessierte sich nicht besonders für Schmelings Siege. Der zurückhaltende Hamburger war keiner, bei dem man mitfeiern konnte oder der zur Identifikation einlud. Rolf Nürnberg, den eine Hassliebe mit Schmeling verband, die sich in der Biografie *Max Schmeling – Die Geschichte einer Karriere* niederschlug, legte den Finger in die Wunde: »Schmelings Kämpfe waren eine Niederlage für die Unternehmer. In Hamburg und in Essen riesige Lücken im Zuschauerraum.«

Schmeling litt unter seinem Image als Langweiler und Kassengift, denn seine Eitelkeit stand seinem Ehrgeiz kaum nach, aber immerhin verdiente er jetzt so viel, dass er Mutter und Schwester nach Berlin holen konnte, in eine Wohnung in Steglitz, Kleiststraße 27, erster Stock. Und er erfüllte sich einen typischen Boxertraum: eine Harley-Davidson »JD 74«, Baujahr 1923. Die Harley-Davidson war ein Modestatement und Statusbeweis. Jeder, der es zu etwas gebracht hatte, aber noch nicht so reich war, dass er sich einen dicken Wagen leisten konnte, demonstrierte seine ersten Erfolge mit einer Harley. Durch sein Motorrad mit Seitenwagen rückte Lanke jetzt ganz nah an Berlin. An trainingsfreien Tagen konnte er in Steglitz seine Mutter und Schwester besuchen oder mit Artur Bülow über den nächsten Gegner plaudern. Manchmal ging es auch nur darum, seine beginnende Prominenz in der Hauptstadt ein wenig auszukosten. Im Frühjahr war im *Boxsport* erstmals eine Anzeige erschienen, die Schmeling als Werbeträger zeigte. Der Abstinenzler warb für »Engelhardt-Caramel-Malzbier«.

Als Schmeling am 8. Mai den Dänen Robert Larsen nach Punkten schlug und zehn Tage später den Franzosen Raymond Paillaux in drei Runden verdrosch, fühlte er sich bereit für die nächste Karrierestufe.

André Picard, der potenteste Kampforganisator in Berlin, war vor kurzem zur Dortmunder Westfalenhalle gewechselt. Die Verantwortlichen des Berliner Sportpalastes hatten wenig getan, um ihn zu halten. Viel zu wenig, wie Picard fand. Also wollte er den Berlinern fortan die großen Kämpfe abjagen und die Westfalenhalle zur ersten

Adresse im Boxgeschäft machen. Eine Europameisterschaft sollte der Auftakt sein. Eine Sensation für die deutsche Boxszene! Nur der überragende Mittelgewichtler Hein Domgörgen, Schmelings ehemaliger Stallkollege, hatte bislang um einen europäischen Titel geboxt – und verloren. Das Kampfniveau in Deutschland galt international als unterentwickelt und rückständig. Die Engländer, die sich als Erfinder des modernen Boxens sahen, waren ihren deutschen Kollegen meist ebenso haushoch überlegen wie die Franzosen mit ihrer längeren Tradition. Immerhin war es noch keine zehn Jahre her, dass der deutsche Kaiser die öffentliche Zurschaustellung von Gewalt untersagt hatte. Schmeling selbst boxte erst seit gut fünf Jahren.

Amtierender Europameister war Fernand Delarge, ein Belgier mit ordentlicher Kampfbilanz und viel internationaler Erfahrung.

Als Bülow sich nun bemühte, die Europameisterschaft für Schmeling nach Deutschland zu holen, mussten die Promoter nur gegen die finanzienschwächeren Belgier pokern. Die üblichen Männer bemühten sich: Paul Damski, der Schmeling-Freund, der nun auch die Veranstaltungen im Sportpalast organisierte. Walter Rothenburg, das Multitalent, der auch mit Schlagern wie »Junge, komm bald wieder« zu persönlichen Erfolgen gekommen war, ins Promoter-Geschäft eingestiegen war und versuchte, den Kampf nach Hamburg zu holen. Aber als Walter Rothenburg schon überzeugt war, den Kampf für Hamburg gesichert zu haben, legte André Picard noch mal nach und holte den Kampf für die Westfalenhalle in Dortmund. Schmeling wurde als eindeutiger Favorit gehandelt.

Enttäuschende 8 000 Zuschauer fanden sich am 19. Juni ein. Tausende Plätze blieben leer, und die Westfalenhalle machte 12 000 Reichsmark Verlust mit dieser Begegnung. Aber immerhin übertrug der Rundfunk. Diese Veranstaltung war der erste Boxkampf, der live in Deutschland übertragen wurde. André Picard sah die 12 000 Miese als Werbekosten für seine Westfalenhalle.

Am Vortag des bis dahin wichtigsten Kampfes kamen Schmeling, Machon und Bülow buchstäblich ins Schwitzen. Als Schmelings fettfreier Körper gewogen wurde, zeigte die Waage 82,5 Kilogramm,

mehr als drei Kilogramm zu viel für einen Halbschwergewichtler. Eine Katastrophe. Schmeling musste abschwitzen: Machon ließ ihn dicke Wollsachen anziehen und schickte ihn laufen. Anschließend musste sich Schmeling, immer noch in dicken Wollsachen, ins Bett legen und wurde in mehrere Decken verpackt. Wurde der Durst unerträglich, ließ Machon ihn einen Schluck Wasser in den Mund nehmen, den er wieder ausspucken musste. Die Rosskur war erfolgreich, aber Schmelings Körper geschwächt.

Mit 78,3 Kilogramm hat Delarge am Kampftag keine Probleme mit seiner Gewichtsklasse, er ist mit 1,76 Meter 8 Zentimeter kleiner als Schmeling. Als Amateur war er bereits Europameister im Mittelgewicht und hatte bei den Olympischen Spielen 1924 in Paris Gold im Weltergewicht gewonnen. Der Belgier war also klar der erfahrenere Boxer, aber seine Bilanz als Profi war wenig berauschend: 21 Siege in 30 Kämpfen. Schmeling brachte es auf 27 Siege in 33 Kämpfen. Delarge war 24, Schmeling 22. Jugend, Reichweite und Gewicht sprachen für den Deutschen, Routine und optimales Gewicht für den Belgier.

Als die beiden aufeinander losgehen, fühlt Schmeling sich noch von seiner Schwitzkur geschwächt. In Runde eins verhält er sich passiv und schlägt nur, um Delarge hier und da zu stören. Ab Runde zwei ändert der nun warm gewordene Schmeling seinen Stil. Er studiert seinen Gegner, wartet ab, lauert. Gibt sich Delarge eine Blöße, stößt er hinein. In jede Lücke schlägt Schmeling mit seiner hängenden Führhand und ab Runde vier auch mit der Rechten. Von außen wirkt der Kampf ausglichen, anders im Ring: Schmeling zermürbt Delarge. Egal, welche Attacke Delarge auch startet – Schmeling nimmt ihr die Spitze. Im entscheidenden Moment geht er ein wenig zurück oder kippt mit dem Oberkörper zur Seite. Das wirkt noch nicht mal besonders geschmeidig, aber bei fast allen Attacken seines Gegenübers hat Schmeling den letzten Schlag. Wieder vernachlässigt er die Linke, aber immer öfter trifft die Rechte den Kopf des Belgiers, mit der Wirkung einer Eisenkeule. Die Runden fünf bis sieben gehören so eindeutig Schmeling, dass Delarge es ihm am Ende ganz leicht macht – er schlägt sich mit

seiner Ungeduld selbst. Um den Kampf doch noch herumzureißen, stürmt er auf den Deutschen los und wird wegen seines ungestümen Boxens ab Runde elf immer öfter wirkungsvoll getroffen.

Schmelings systematische Strategie lässt das Publikum mal wieder kalt. Erst als Delarge in der 13. Runde eine richtige Tracht Prügel kaschiert und Schmeling mit schöner Regelmässigkeit auf das blutende linke Auge des Belgiers eindrischt, brandet Jubel auf. Nach Runde 13 torkelt Delarge schwer gezeichnet in die Pause und kommt nicht wieder. Die *B.Z. am Mittag* schrieb am nächsten Tag: »Damit wurde Max Schmeling der erste deutsche Europameister, eine Bekanntgabe, die von allen Anwesenden mit Jubel aufgenommen wurde.«

Als Europameister pendelte Schmeling nun dauernd zwischen Lanke und Berlin. Ende Juli unternahm er einen Ausflug mit Mutter Amanda und Schwester Edith, inzwischen 15 Jahre alt. Amanda kam in den Beiwagen der Harley, Edith auf den Rücksitz. Schmelings Trainingspartner Paul Noack fuhr hinterher. Da die Straße Richtung Lanke gesperrt war, wurden sie umgeleitet. Kurz vor Eberswalde verlor Schmeling in einer Schotterkurve die Kontrolle über sein Motorrad und stürzte auf die Seite. Er fuhr gerne rasant, aber in diesem Moment war er keine 20 Stundenkilometer schnell.

Der Unfall schien harmlos. Der unverletzte Schmeling sprang sofort auf und sah nach seiner Mutter. Die war mit einem Schrecken davongetragen. Edith dagegen lag bewegungslos am Straßenrand. Sie war mit dem Kopf auf eine Steinbegrenzung geprallt.

Paul Noack, der inzwischen seine Maschine abgestellt hatte, war sofort zur Stelle. Die Männer packten Schmelings bewusstlose Schwester in Noacks Beiwagen, die Mutter stieg wieder bei ihrem Sohn zu, dann rasten die Männer ins Krankenhaus nach Eberswalde. Doch Edith war nicht mehr zu helfen. 48 Stunden rang sie noch mit dem Tod. In der Nacht von Freitag auf Samstag starb sie. Beigesetzt wurde sie auf dem Friedhof Ohlsdorf in Hamburg.

In der nächsten Nummer des *Boxsport* gab man sich sehr viel Mühe, Schmelings Ruf durch den Unfall nicht zu beschädigen:

»... Bülow teilt uns noch dazu mit, dass die Ärzte den Tod des jungen

Mädchen in erste Linie auf eine hinzugekommene Lungenentzündung zurückführen. Die Schädelverletzung soll zu Komplikationen keinen Anlass gegeben haben. Federgewichtsmeister Paul Noack, der ebenfalls eine Harley mit Beiwagen fährt, befand sich in unmittelbarer Begleitung Schmelings. Wie er zu dritter, uns bekannter Seite äußerte, soll Schmeling an dem Unfall keine Schuld treffen. Es war eben eine tragische Verkettung von Umständen, für die man Schmeling nicht verantwortlich machen könne.«

Eine Woche nach Ediths Tod musste Max Schmeling gegen den Amerikaner Jack Taylor in den Ring steigen. Er gewann nach Punkten.

KAPITEL 9

Der Kulturkampf

»So wie der schlimmste Teil am Tod nicht der Tote, sondern die Trauernden sind, so ist es nicht der Boxer, der grauenerregend ist, sondern die Menge, die kein Erbarmen kennt und nur die Sensation sucht.«

Djuna Barnes über Jack Dempsey

Es wurde rauer für Schmeling. Als Willy Fuchs für seinen Mittelgewichtschampion Hein Domgörgen einen Kampf mit dem Halbschwergewichtsmeister Schmeling forderte, war diesem klar, dass der Kampf viel mehr bedeuten würde als das Kräftemessen zweier Boxer. Nach den Regeln des VDF durfte der Meister einer Gewichtsklasse direkt den Meister der nächsthöheren Klasse über sich herausfordern. Das tat Domgörgen jetzt. Diese Begegnung würde die Herzen der Boxfans schneller schlagen lassen. Schmeling konnte sich nicht sicher sein, trotz des Gewichtsvorteils gegen Domgörgen zu bestehen. Er hatte zwar bei Max Machon einiges gelernt – aber würde es für den brillanten Domgörgen reichen?

Bülow lehnte den Kampf zunächst ab und so boxte Schmeling am 2. August gegen den Holländer Willem Westbrook, der schon in der ersten Runde k.o. ging. Knapp einen Monat später besiegte er den Dänen Robert Larsen durch technischen k.o. in der vierten Runde. Er verteidigte seinen Europameistertitel fleißig. Fuchs aber pochte immer dringlicher auf seine Herausforderung. Trotz der immer noch exzellenten Verbindungen Bülows zum Verband deutscher Faustkämpfer war es kaum noch zu begründen, dass Schmeling dem Duell aus dem Weg ging. Schließlich wurde Schmeling vom VDF offiziell aufgefordert, seinen Titel gegen Domgörgen zu verteidigen.

Bülow versuchte die Notbremse zu ziehen und stellte aberwitzige Gagenforderungen, die kein Promoter erfüllen konnte. Es gingen

halbherzige Gebote ein. Paul Schwartz, ein Veranstalter aus Treptow, bot 10 500 Reichsmark. Paul Damski vom Berliner Sportpalast bot nur 100 Reichsmark mehr. Am 18.10. hieß es im *Boxsport*: »Begegnung Schmeling – Domgörgen kann doch in der Leipziger Achilleion-Halle stattfinden.« Der Leipziger Boxpromoter Martin Koslowski, technischer Leiter der neu gebauten Achilleion-Halle, war bereit 12 000 Reichsmark zu zahlen, um seine Arena populär zu machen. Selbst als Bülow die letzte Karte spielte und sich noch mal aus dem Geschäft zurückziehen wollte mit dem Hinweis, Schmeling habe selbst gegen Delarge mehr kassiert, erhöhte Koslowski auf 13 000 Reichsmark.

Inzwischen drohte auch die europäische Boxbehörde *IBU*, Schmelings Titel abzuerkennen, wenn er sich Hein Domgörgen nicht stellte. Als Bülow wieder mal maulte, die Gage würde nicht stimmen, machte Willy Fuchs mit einer spektakulären Offerte klar, dass es ihm nicht um Geld ging: Der Sieger bekommt 20 000 Reichsmark, der Verlierer nichts. Nun musste Bülow einschlagen, der astronomischen Börse wegen – und um Schmeling nicht zur feigen Witzfigur zu machen, die vor Domgörgen davonläuft.

Am Vorabend des Kampfes war Schmeling schon wieder zu schwer. Als er mit Machon dick verpackt durch Leipzig trabte, um sich in sein Gewichtslimit zu schwitzen, kamen ihm ausgerechnet Hein Domgörgen und Willy Fuchs entgegen. Schmeling schlug sich in die Büsche, damit Domgörgen nicht in der Sicherheit einschlafen konnte, er habe es mit einem geschwächten Gegner zu tun.

Diebrisante Paarung sorgte für eine ausverkaufte Achilleion-Halle. Auch aus Berlin kamen Zuschauer, obwohl dort gerade das legendäre Sechstagerennen ausgetragen wurde. Die Reichsbahn setzte sogar Sonderzüge mit ermäßigten Preisen ein – die Kalkulation von Veranstalter Koslowski ging auf. Keiner wollte bei der Abrechnung der beiden Kämpfer fehlen. Die Geschichte war einfach zu gut, als dass man sich ihr Ende entgehen lassen wollte.

Noch bis zum ersten Gong streiten die beiden Manager wie ein altes Ehepaar. Es geht vor allem um die Auslegung der Ringmaße. Ein Ring

muss an allen vier Seiten zwischen fünf und sechs Metern messen. Der Meter dazwischen ist Verhandlungssache. Bülow pocht auf die kleinstmögliche Abmessung, damit der größere und sieben Kilogramm schwerere Schmeling seinen Gegner leichter in die Ecke treiben kann, statt hinter dem schnellen Domgörgen herlaufen zu müssen. Willy Fuchs will naturgemäß das Gegenteil – viel Platz für seinen Mann. Als die Manager sich irgendwo in der Mitte geeinigt haben, springt Willy Fuchs zwischen zwei Vorkämpfen in den Ring, um ihn eigenhändig abzumessen. Triumphierend streckt er das Maßband hoch: »Da fehlen noch vier Zentimeter!« Als würde das einen Unterschied machen. Die Seile werden nachgelockert, die Ringpfosten versetzt. All das heizt die Begegnung weiter an. Anders als bei früheren Schmeling-Kämpfen, sitzt die Berliner Prominenz am Ring, die sonst nur zu den Meisterschaften der schweren Männer im Sportpalast geht. Alfred Flechtheim ist mit Freunden in seiner Limousine gekommen, ebenso Sabri Mahir und Franz Diener. Kurz: Die ersten Reihen im Achilleion sind besetzt wie sonst nur die besten Plätze im Sportpalast.

Schmeling ist die Anspannung ins Gesicht gemeißelt – als habe er eine starre Schmeling-Maske auf, nur blasser und ernster. Domgörgen dagegen wirkt regelrecht entspannt. Er verlässt sich darauf, der bessere Mann zu sein. Schließlich hat er Schmeling im Sparring oft genug herumgescheucht. Willy Fuchs, an diesem Abend Domgörgens Sekundant, kommt in Schmelings Ecke, um Bandagen und Handschuhe des Gegners zu überprüfen: »Na Max, heute gibt's die große Abrechnung.«

In der Ringmitte wartet Paul Samson-Körner als Ringrichter. Als er den Kampf freigibt, fühlen alle Berliner sofort, dass sich der Weg gelohnt hat. Domgörgen ist ganz offensichtlich darauf aus, Schmeling zu deklassieren. Mit schnellen Beinen gleitet er immer wieder in Schlagdistanz, trifft Schmeling – und ist weg, bevor der Kounterschlag kommt. Schmeling wiederum lässt alle Technik und Taktik fahren. Er will vernichten und jagt nach Domgörgen wie einer, der mit dem Hammer nach einer Fliege schlägt.

Nach Runde eins ist Domgörgen klar vorne. Aber kann er ein solches Tempo durchhalten? Wenn in der zweiten Kampfhälfte die Bewegungen langsamer werden, könnte Schmeling seine körperliche Überlegenheit ausspielen. Bisher schlägt er häufig daneben.

In Runde zwei kommt Domgörgens schnelle Linke so regelmäßig wie die Nadel einer Nähmaschine. Fünf, sechs, sieben Fäuste in Folge stößt er raus. Er lässt Schmeling schlecht aussehen. Selbst im Nahkampf hat Domgörgen Vorteile, da die kürzeren Arme nah am Gegner mehr Kraft entfalten. Schmeling mochte den Nahkampf noch nie. Am Ende der zweiten Runde schwint sein rechtes Auge zu, dort, wo Domgörgens Linke immer wieder einschlägt.

Das Publikum ist begeistert. Auch wenn Domgörgen häufiger trifft, bleibt Schmeling gefährlich. Trifft eine gute Linke oder seine harte Rechte, muss sich Domgörgen kurz sammeln. Mit wuchtigen Hieben kann Schmeling hin und wieder durch Domgörgens geschlossene Deckung dringen. Schmeling will ihm den Weg abschneiden, ihn in die Ecke treiben. Seine Linke setzt er nur ein, um den Vernichtungsschlag mit der Rechten vorzubereiten. Sein Auge schwint dabei weiter zu.

Runde vier bis sechs geht wieder an Domgörgen. Aber Schmeling erobert langsam die Herrschaft im Quadrat. Domgörgen rennt weg. Er trifft immer noch gut, aber nur aus der Defensive. In eine Schlagserie von Domgörgen hinein schlägt Schmeling mit einer Rechten an die Halsschlagader. Domgörgen geht sofort zu Boden.

Schmeling ist so hochgeputscht, dass Samson-Körner ihn zurückhalten muss. Am liebsten würde er den am Boden liegenden endgültig fertig machen. Domgörgen hört, wie Paul Samson-Körner den sicher geglaubten Sieg für jemand anderen herbeizählt. Er kämpft sich bei neun noch mal hoch, aber er schafft es nicht mehr, bei zehn kampfbereit zu sein.

Schmelings riskante Taktik, sich wieder nur auf einen Schlag zu verlassen, ist aufgegangen. Der Applaus tobt los und übertönt das Rauschen des Blutes in seinen Ohren. Der Journalist Rolf Nürnberg, der Schmeling mehr und mehr zu einer Hassfigur umdichtete, schilderte das Finale so: »Während der Ringrichter zählte, verzerrte sich

Schmelings Gesicht. Die zähe Maske mit ihrem stereotypen Lächeln löste sich auf, ein Tier verschlang mit seinen Blicken das niedergeschlagene Opfer, ein lechzender Atem flehte, lass ihn noch einmal aufstehen, dass ich ihn noch einmal zerschmettern kann.«

Schmeling gewann mit seinem Triumph einen Fan, der für seine mentale Entwicklung rasch wichtig wurde. Alfred Flechtheim beschrieb im *Querschnitt* begeistert, wie Schmeling seinen im Grunde besseren Gegner ausgeboxt hatte: »Ein Kampf, in dem Schmeling eine Taktik zeigte, die, falls wir noch einen Generalstab hätten, den Boxer als Generalstäbler qualifiziert hätte.«

Knapp einen Monat später durfte Schmeling seinen neuen Status zum ersten Mal auskosten. Am 2. Dezember boxte er in Berlin gegen den Engländer »Gipsy« Daniels – vor ausverkauftem Haus. Flechtheim war gekommen, und das bedeutete: Hier wird keine Hauerei veranstaltet, sondern ein gesellschaftliches Ereignis zelebriert.

Es war Schmelings letzter Kampf 1927. Er wollte sich erholen, denn ein wichtiger Kampf stand bevor. Sein nächster Gegner war der italienische Meister Michele Bonaglia. Obwohl die Begegnung erst für den 6. Januar angesetzt war, musste Schmeling schon lange vorher Zeitungsleute treffen und Empfänge absolvieren, denn Bonaglia war mehr als ein Boxer: Er galt als persönlicher Günstling des Faschistenführers Benito Mussolini, der seit fünf Jahren Italien regierte. Seit zwei Jahren gab es außer Mussolinis PNF keine zugelassene Partei, jede Opposition wurde brutal unterdrückt. Die Weimarer Republik stabilisierte sich gerade. Seit ein paar Jahren hatte es keine Umsturzversuche mehr gegeben. Die linken Intellektuellen in Deutschland solidarisierten sich mit den Opfern der Zensur in Italien – und nun kam ein Sendbote des Faschismus und wollte dem demokratischen Europa den Meistertitel nehmen. Das durfte nicht sein.

Max Schmeling hatte keinerlei politische Haltung. Er war jetzt 22 und hatte den größten Teil seines Erwachsenenlebens als Fabrikarbeiter oder in Boxschulen verbracht. Ihm war Mussolini egal, er wollte lediglich seinen Europameistertitel verteidigen. Er hatte ge-

rade angefangen, das süße Prominentenleben zu kosten, da sollte er schon für etwas stehen, das deutlich größer war als er selbst. Also schwieg er zur Lage in Italien und sagte brav einen Evergreen auf: Er sei bloß Boxer und kein Politiker. Keinem deutschen Reichskanzler wäre es eingefallen, Schmeling zur Europameisterschaft zu gratulieren oder ihn gar beim Training zu besuchen. Ganz anders Mussolini. Er war Boxfan und die Kraft, Disziplin und Härte, die das Boxen umwehte, entsprachen seiner faschistischen Ideologie. Er konnte Bonaglia als Symbolfigur seiner Ideen herumzeigen, also hätschelte er ihn persönlich.

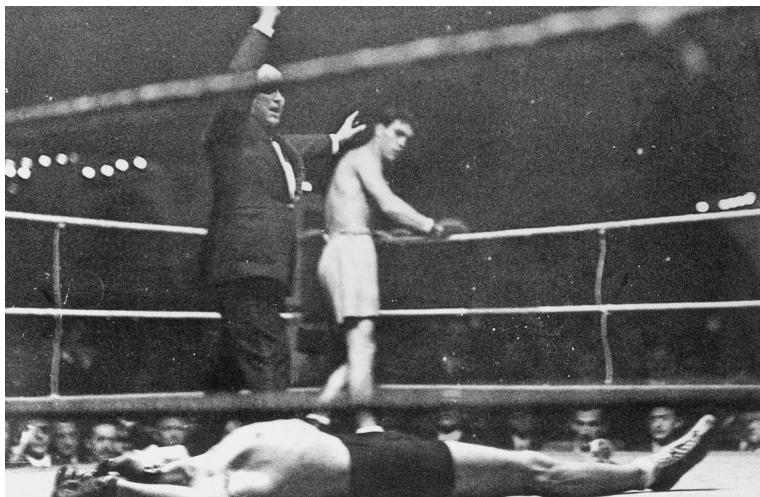
Der Kampforganisator Paul Damski, seit Jahren mit Schmeling befreundet, war seit Mitte 1927 immer wieder nach Mailand gereist, um den Kampf zu realisieren. Beide Boxer wollten unbedingt in ihrem Heimatland kämpfen, wo sie Publikum und Kampfrichter hinter sich hatten. Damski ahnte das Riesenspektakel im Sportpalast, wenn der Lieblingsboxer Mussolinis seinen Auftritt haben würde. Also bot er die größere Börse, in der Gewissheit, dass der Kampf der Systeme auch die komplette Schickeria anlocken würde.

Am 6. Januar 1928 zeigt sich, dass Damski die richtige Witterung hatte. Der Sportpalast ist ausverkauft. Hunderte stehen enttäuscht vor der Halle, weil auch der Schwarzmarkt leer gekauft ist. Was Rang und Namen hat, will sehen, wie der Deutsche dem Italiener seine Grenzen aufzeigt. Das Publikum tobt, als die Boxer aus ihren Kabinen kommen: ein Hexenkessel. Bonaglia wird ausgefiffen, als ihn der Saalsprecher vorstellt. Schmeling scheint unter enormem Druck zu stehen. Sein Gesicht ist grau, das selbstbewusste Lächeln, das er sonst so gern vor Kämpfen zur Schau stellt, ist verschwunden. Nach all dem Bohei der vergangenen Wochen ist ihm klar, dass er den Ring nicht als Sieger oder Verlierer verlassen wird, sondern als deutscher Held oder nationale Schande. Auch Bonaglia wirkt wie unter einer Tonnenlast. Die Massen haben ihm klar gemacht, hier ist antifaschistisches Feindesland, und er weiß, dass sein Duce etwas anderes als einen Sieg als Verrat empfinden wird.

Als die beiden in die Ringmitte kommen, ist die Stimmung schon so aufgeladen, dass man vor Pfiffen und Gebrüll die Kommandos des Ringrichters kaum noch verstehen kann. Schmeling ist immer noch grau wie Asche. Bonaglia will engagiert kämpfen – und greift an. Ein paarmal schlagen die beiden ziemlich ungelenk aufeinander ein, Bonaglia doppelt so häufig wie Schmeling. Der Italiener startet einen dritten, ungestümen Angriff. In der 152. Sekunde des Duells, in die Vorwärtsbewegung seines Gegners hinein, setzt Schmeling eine perfekte kurze Rechte ans Kinn des Italieners. Der erstarrt, als weigere sich sein Körper anzuerkennen, was gerade geschieht. Aber sein Bewusstsein ist bereits ausgeknipst. Mit einer leichten Drehung sackt er zu Boden und ist ausgeknockt.

Der unerwartet schnelle Sieg entfacht infernalischen Jubel. Keiner kann hören, wie der Ringrichter pflichtgemäß bis zehn zählt. Schmeling tänzelt in seiner Ecke von einem Bein aufs andere, hoffend, dass dieser Kampf vorbei ist. Bonaglia zuckt nur kurz, als der Ringrichter seine Karriere dem Ende entgegenzählte. Bei zehn fliegen im Sportpalast die Hüte. Schmeling geht in die Ringmitte, um seinem Gegner auf die Beine und in die Ringecke zu helfen. Dann füllt sich der Ring mit Männern im Frack. Jeder will die Hand des Siegers schütteln. Während Bonaglia langsam wieder zu sich kommt, wird Schmeling ein Lorbeerkrantz umgelegt. Der Verlierer ist fair und kämpft sich durch die Menschentraube, um Schmeling einen Kuss auf die Wange zu drücken.

Irgendwo fängt einer an, ein zweiter stimmt ein – und nach ein paar Sekunden singen 8 000 Menschen stehend das Deutschlandlied. Die Hymne der Deutschen für Schmeling: Dem sonst so beherrschten Hanseaten strömen Tränen übers Gesicht. Während Schmeling den bis dahin wichtigsten Sieg seiner Karriere feiert, klappt Bonaglia in der Kabine zusammen. Wut und Scham sind in ihn eingesickert. Wie soll er mit dieser Schmach nach Hause kommen? Jetzt schreit und tobt Bonaglia. Er sieht noch nicht mal gezeichnet aus, ein solcher k.o. hinterlässt kaum Spuren. Nach 152 Sekunden hat er eine einzige vernichtende Rechte nicht absorbieren können. Das ist keine Niederlage.



Nach nur 152 Sekunden besiegt Max Schmeling in einem ideologisch aufgeladenen Kampf mit seiner berüchtigten Rechten den italienischen Meister Michele Bonaglia und verteidigt damit seinen Europameistertitel. Es ist der bis dahin wichtigste Sieg seiner Karriere.

Das ist eine Erniedrigung. Wie soll er das jemals erklären können? Er bricht in Tränen aus.

Der große Regisseur Fritz Kortner ist Zeuge des Kampfes. In seinen Memoiren wird er später schreiben, dass Schmelings k.o.-Schlag wirkte »wie der Sieg der Demokratie über den Faschismus«.

KAPITEL 10

Rückschlag

»Man wächst nicht an Niederlagen.
Man geht an Niederlagen zugrunde,
und wo man nicht zugrunde geht,
wird man deformiert.«

*Jan Philipp Reemtsma,
aus »Mehr als ein Champion«*

Auch wenn Max Schmeling nun zu einem Star der deutschen Boxszene wurde – die vergangenen zwei Jahre waren vor allem für die deutschen Schwergewichtsboxer bedeutend gewesen. Nach seinem Sieg gegen Samson-Körner hatte Diener seinen Titel nicht brav in Deutschland verteidigt, gegen die neuen, jungen Schwergewichtler Ludwig Haymann oder Rudi Wagener. Stattdessen war er mit seinem Trainer und Manager Sabri Mahir nach Amerika gegangen und ließ die heimische Boxszene grollend zurück. Boxen war nach wie vor einer der größten Publikumsmagnete in den USA, aber der Weltmeister Jack Dempsey hatte keine Lust, seinen Titel zu riskieren. Also wurden kleine und kleinste Begegnungen zu großen Kämpfen hochgejubelt, denn die »Blumenkohlindustrie«, wie die *Madison Square Garden Corporation* wegen der zerfransten Ohren der meisten Berufsboxer genannt wurde, brauchte dauernd Nachschub. So kam es, dass Mahir, kurz nachdem sein Schützling Deutscher Meister geworden war, ein Kampfangebot für New York erhalten hatte.

Aber Amerika brachte Diener nur Pech. Am Vorabend eines entscheidenden Kampfes besuchte er eine Eisbahn um nach öden Trainingstagen endlich mal mit einer dieser smarten New Yorkerinnen zu flirten, von denen er so viele gesehen hatte seit seiner Ankunft und mit denen er nie Kontakt haben durfte, weil er im Training stand. Am Tag darauf war er übel erkältet, musste aber trotzdem gegen den Durchschnittsboxer Jim Maloney antreten. Diener wurde von der US-Presse

als »Slugger« bezeichnet. Als er von Maloney in zehn Runden verprügelt wurde, hatte er sich dauerhaft aus dem Kreis derer verabschiedet, die für einen WM-Kampf in Frage kamen, denn ein Schläger, der selbst verprügelt wird, ist keine Attraktion.

Zu Hause musste Diener den Spott der Zurückgelassenen ertragen, während Mahir sich jetzt ausschließlich um seine Trainingsstätte, das »Studio für Boxen und Leibeszucht«, kümmerte. Sie hatten am großen Apfel geleckt, aber nicht reinbeißen können. Also machte sich Diener sofort daran, seinen Meistergürtel wiederzubekommen. Der Münchner Ludwig Haymann hatte im Kampf um den Titel ein Unentschieden gegen Breitensträter erboxt. Breitensträter verlor gegen Rudi Wagener durch k.o. Kurz darauf schlug Diener eben diesen Wagener in 15 Runden nach Punkten. Der logische nächste Gegner von Diener musste also Haymann sein. Als Bülow nun überraschend für Schmeling einen Kampf gegen Diener forderte, war klar, dass er einen Coup gelandet hatte. Der Europameister Schmeling gegen den schmachvoll aus Amerika zurückgekehrten, alten und neuen Schwergewichtsmeister Diener: ein Traumduell.

Nach dem Bonaglia-Kampf war Schmeling zum ersten Mal bei Flechtheim eingeladen, wo er Fritz Kortner, dessen Kollegen Josef von Sternberg, den Maler George Grosz und den Schriftsteller Heinrich Mann kennen lernte. Kortner suchte Schmelings Nähe, er war, wie Flechtheim, ein Boxfan geworden: »Ich war angetan von diesem lebens- und zeitnahen Ausdruck. Hier wurde, oft nur Minuten während, komprimiert, die Härte des Lebenskampfes demonstriert.«

Mit Kortner konnte Schmeling über Schauspielen und Boxen philosophieren und darüber, wie viel vom einen im anderen steckte. Viele Schauspieler sahen den Überlebenskampf im Ring als Metapher für ihre eigenen Kämpfe auf der Bühne. Und Schmeling begriff, dass ein Schauspieler ohne Publikum so wertlos ist wie ein Boxer ohne Gegner. Zudem waren zwei Wesenszüge für beide Berufe unabdingbar: Eitelkeit und Ichbezogenheit.

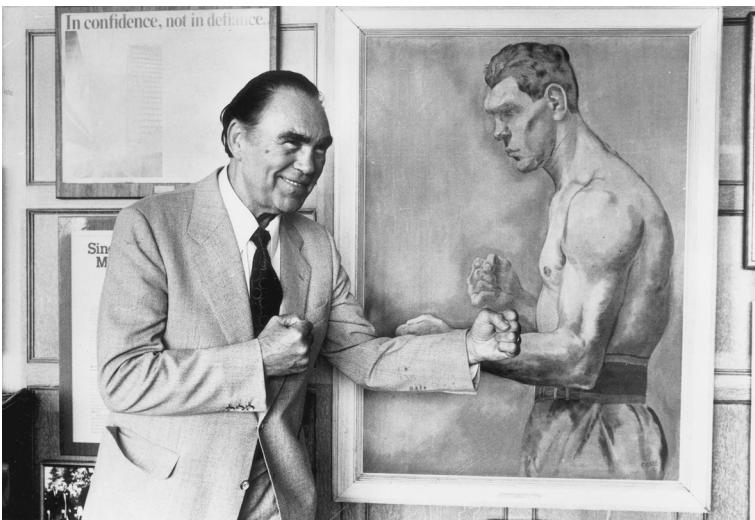
Bülow, durch die plötzliche Popularität Schmelings in die feinsten Berliner Kreise aufgestiegen, empfahl seinem Schützling, Goethes

Faust zu lesen und die von Karl Kraus herausgegebene Zeitschrift *Die Fackel*. Schmeling sollte parkettsicher werden, und er machte das ganz geschickt. Er profitierte davon, sehr schweigsam zu sein. Seine neuen Freunde, Schauspieler, Maler, Sängerinnen und Tänzerinnen, bewunderten ihn ohnehin nicht wegen seiner intellektuellen Leistungen. Die Bohéme imponierte ihm: »Jetzt begann ich, Klassiker zu lesen«, sagte er, »ins Theater zu gehen und Film-Uraufführungen zu besuchen. Auch las ich nicht mehr nur den Sportteil der Zeitungen, hörte zu, über welche Bücher man sprach und kaufte sie.«

Flechtheim hatte einen Narren an Schmeling gefressen und zeigte ihn herum »wie ein Fabeltier«. Einmal deutete er auf einen Picasso und sagte zu Schmeling »Das sollten Sie kaufen!« Schmeling lachte: »Ich glaube nicht, dass ich mir so etwas an die Wand hängen würde.« Flechtheim erwiderte: »Nicht aufhängen. Sammeln.« Ganze 5 000 Goldmark hätte das Bild damals gekostet.

Der Kult, den Flechtheim um Max Schmeling betrieb, ergriff bald die gesamte Berliner Kunstszene. Oft, wenn Flechtheim in seine Galerie am Lützowufer einlud, stand Schmeling im Mittelpunkt. Der Bildhauer Ernesto de Fiori bat ihn, ihm Modell zu stehen. George Grosz porträtierte ihn und der Bildhauer Rudolf Belling, den Schmeling in »Schwannekes Weinstube« kennen lernte, schuf eine Plastik des Boxers.

»Schwannekes Weinstube« in der Rankestraße war neben dem Salon von Flechtheim die zweite Adresse, bei der Schmeling mit Künstlern zusammentraf – ein Geheimtipp. Um die Sperrstunde zu umgehen, mussten Schwannekes Gäste Mitglieder sein. So wurde ein Abend in der Weinstube zu einer Privatveranstaltung, vom Ordnungsamt unbehelligt. Die Mitgliederliste bei Schwanneke war ein »Who is Who« der Berliner Bohéme. Stammgäste durften sich hinter dem Tresen selbst Getränke holen. Es wurde debattiert bis spät in die Nacht. Mit den Schauspielern, Musikern und Kabarettisten kamen die Schriftsteller und Journalisten. Schmeling fühlte sich gleichzeitig fremd und wohl in dieser Umgebung. Eines Abends schrieb er ins Gästebuch: »Künstler schenkt mir Eure Gunst – Boxen ist doch auch 'ne Kunst.«



Max Schmeling unterhielt Kontakte zur Berliner Künstlerszene. Mit dem Maler Georg Grosz philosophierte er über Gemeinsamkeiten zwischen Malern und Boxern. In späteren Jahren posierte Schmeling häufig für Fotografen vor dem Porträt, das Grosz von ihm angefertigt hatte.

Auf Partys und Empfängen konnte Schmeling jetzt punkten, indem er über den *Faust* sprach – oder über die neueste Inszenierung seines Freundes Kortner. Die Gespräche imponierten ihm, die hübschen Frauen gefielen ihm. Dieses Leben war die sichtliche Bestätigung dessen, was er schon lange insgeheim fühlte: dass er etwas Besonderes war.

Aber er machte sich nicht nur Freunde. Rolf Nürnberg, Chef der Tageszeitung *12-Uhr-Mittag*, ekelte sich vor der Geschmeidigkeit, mit der Schmeling in die Berliner Gesellschaft glitt. Das ganze weltmännische Getue war Nürnberg zuwider. Der frühere Schmeling-Fan wurde zu seinem Intimfeind. Der Journalist, ein ebenso guter wie zynischer Beobachter, bohrte fortan in jeder Wunde, sprach Schmeling jedes aufrichtige Interesse an Kunst und Kultur ab und beschrieb ihn als Emporkömmling, der sich im Dunstkreis der Besonderen bewegen wollte. Schmeling fühlte sich schwer getroffen, womöglich auch, weil Nürnberg nicht ganz unrecht hatte.

Während die Boxszene dem Kampf zwischen Schmeling und Franz Diener entgegen fieberte, machte Schmeling einen folgenschweren Fehler: Er trainierte zwar mit vollem Einsatz, aber nur mit halbem Herzen. Und das, obwohl er noch zwei Kämpfe absolvieren musste, bevor er auf Diener traf. Machon merkte, was vor sich ging, aber da sein Schützling brav alles tat, was man ihm vorschrieb, und bei Abendgesellschaften nie ein Glas Wein oder eine Zigarette anrührte, konnte man ihm schlecht Vorwürfe machen. Schmeling war immerhin 22 Jahre alt.

Knapp zwei Monate nach seinem Sieg über Bonaglia musste er am 26. Februar wieder in den Ring, wieder gegen den Waliser »Gipsy« Daniels, dem er drei Monate zuvor nur einen knappen Punktsieg abringen konnte. Diesmal fand der Kampf in der gut besuchten Festhalle in Frankfurt statt, vor 7 000 Zuschauern.

Schmeling will es beim zweiten Mal besser machen und den schwächeren Daniels umhauen. Doch in einen Schlaghagel von Schmeling schlägt der Waliser, der mit gehobener Doppeldeckung in den Ringseilen hängt und die Schläge einsteckt, eine einzige Rechte. Schmeling geht zu Boden. Als er in seine Kabine geführt wird, kann er kaum hören, was Machon und Bülow ihm sagen. In seinem Hotelzimmer muss er sich mehrfach übergeben – die Folge einer Gehirnerschütterung durch den harten Niederschlag. Bülow ist außer sich: k.o.! Nach 177 Sekunden!

Die Nachricht verbreitete sich schnell bis nach Dortmund, von wo der Boximpressario Picard im »Excelsior« bei Bülow, Machon und Schmeling anrief. Bereits zwei Wochen später hatten Picard und Bülow einen Kampf in der Westfalenhalle verabredet. Picard bot an, dieses Duell zu verschieben. Schmeling nahm den Telefonhörer, um Picard zu garantieren, dass er zwei Wochen später antreten könnte. Picard war zufrieden: Durch die Niederlage Schmelings wurde es nur spannender, denn sein nächster Gegner, der Engländer Ted Moore, hatte eben diesen Daniels in einem früheren Kampf k.o. geschlagen. Und sollte Schmeling auch diesen Kampf verlieren, wäre Berlin um eine Boxattraktion ärmer, was Picard nur recht sein konnte.

Den Europameistertitel hatten Bülow und Schmeling beim Kampf gegen Daniels klugerweise nicht aufs Spiel gesetzt. Und als Schmeling nach Berlin zurückkehrte, spürte er, dass auch seine Popularität nicht gelitten hatte. Er fühlte sich hundeeelend, glaubte, dass die Menschen seine Niederlage an seinem Gesicht ablesen konnten. Aber seine neuen Freunde waren auch mit einem Verlierer per Du – wenn der in absehbarer Zeit wieder obenauf sein konnte. Und Bülow ging aufs Ganze, machte den Kampf gegen Diener perfekt. Das Gipfeltreffen der beiden Meister wurde festgesetzt für den 4. April 1928. Bis dahin musste Schmeling sich allerdings wieder mehr mit Machon beschäftigen als mit Flechtheim und Kortner.

Moore, sein nächster Gegner, war ein ausgezeichneter Kämpfer, der immer vorwärts ging, auch wenn er schon Schläge kassiert hatte. Allerdings lag seine beste Zeit hinter ihm – perfekt also für Schmeling, der sein Ego wieder aufrichten musste. Das ganze Theater lohnte sich, vor allem für Picard. 10 000 Zuschauer wollten Schmeling in der Westfalenhalle kämpfen sehen. Schmeling war erholt, schließlich hatte er im kurzen Kampf gegen Daniels keine Substanz gelassen. Schmeling boxte sehr vorsichtig, um seinen Einsatz gegen Franz Diener nicht zu gefährden. Er punktete Moore aus und dominierte ihn – niederschlagen konnte er ihn nicht, auch wenn Moore ein paarmal am Rande der Bewusstlosigkeit taumelte. Nach zehn Runden siegte Schmeling klar nach Punkten.

Er hatte sich gefangen, aus seiner Niederlage gelernt. Viele Boxer zerbrechen an einem k.o., weil ihnen danach der Glaube an die eigene Stärke fehlt. Wenige gehen aus einer Niederlage gestärkt hervor, weil sie erfahren haben, wie verletzbar und angreifbar sie sind. Sie arbeiten taktischer und haben im Training wie im Kampf ihren Kopf besser beisammen. Schmeling war mental stark genug, an der Krise zu wachsen. Er war auch bereit für einen neuen Höhepunkt seiner Karriere; den Kampf um die Schwergewichtsmeisterschaft. Im *Boxsport* stand: »Für den deutschen Boxsport ist diese nationale Begegnung auf lange Zeit hinaus das große Ereignis, und selbst ein Kampf irgendeines populären deutschen Meisters mit einem Ausländer – sei es auch um eine

Europameisterschaft – wird nicht so viel Widerhall in den Herzen des Publikums finden, wie gerade diese Paarung, die heute schon mit gleicher Heftigkeit in allen Kreisen debattiert wird, wie seinerzeit die zwei letzten Kämpfe Samsons gegen Breitensträter.«



Auszug aus *Meine Methode des Boxens* von Georges Carpentier:

»Beim Betreten eines mit Menschen gefüllten Raumes oder beim Dahinschlendern auf der Straße hast du sicher schon bemerkt, dass der eine oder andere deine Aufmerksamkeit erregt, während du an anderen achtlos vorübergehst. Dies soll durch den unbewussten Einfluss einer Person auf die andere hervorgerufen werden. Wer kein Interesse an der Psychologie des Boxens hat, dem mag diese Art der telepathischen Verbindung seltsam oder unsinnig erscheinen. Und doch habe ich oft die Erfahrung gemacht, dass die Gewalt eines Menschen über den anderen sich daraus ergibt, dass er geistig überlegen ist. Diese Art ein wenig hypnotischen Einflusses spielt im Boxring eine ungeheure Rolle. Wenn du, entweder durch persönlichen Magnetismus oder irgendwelche Handlungen vor oder während des Kampfes einen Gegner glauben machen kannst, dass du ihn zu schlagen vermagst, so ist er bereits so gut wie besiegt. Nimm zwei Boxer von derselben Qualität und lass den einen sich so benehmen, dass er den anderen von dessen bevorstehender Niederlage überzeugt, so kannst du darauf wetten, dass es so ausgeht.«

KAPITEL II

Schwere Zeiten

»Was man vom Mond zu sehen glaubt, ist,
dass er leuchtet, doch er benutzt nur die Sonne.
So ist es mit Frazier: Er ist der Mond, Muhammad Ali die Sonne.«

Muhammad Ali über seinen größten Rivalen, Joe Frazier

Boxfans hatten im Frühjahr 1928 nur ein Thema: Wird der Schläger Franz Diener oder der Defensivboxer Max Schmeling deutscher Meister im Schwergewicht? Die Auflösung des Reichstags, das Verbot der NSDAP in Berlin-Brandenburg, das Verbot aller nichtfaschistischen Jugendorganisationen in Italien – das alles verblasste vor diesem Kampf.

Das Duell bot allen Zuschauern die Möglichkeit, sich radikal für einen Boxer zu entscheiden. Auf der einen Seite polarisierten die Machenschaften von Bülow, der seine Kontakte nutzte, um Schmeling zum Star zu machen. Dagegen verströmte Diener keinen Glamour – höchstens noch sein Trainer Mahir. Andere mochten Diener gerade deswegen, sie setzten auf den bodenständigen Boxer. Dabei mied Schmeling die Flechtheim-Feste, und auch in »Schwannekes Weinstube« war er in den Wochen vor dem Kampf nicht zu finden. Er hatte sich in Lanke so gewissenhaft vorbereitet wie lange nicht mehr. Ma- chon hatte sogar eine neue Technik entwickelt, den Gegner zu analysieren. Er ließ Filmaufnahmen des Meisterschaftskampfes zwischen Diener und Samson-Körner in einem Kopierwerk schneller abfilmen, damit er sie in Lanke auf dem Projektor langsamer zeigen konnte – in Zeitlupe. So analysierte er präzise die Stärken und Schwächen Dieners.

Die Stärken Dieners waren offensichtlich: Er war groß, kräftig und robust, er hätte nie im Halbschwergewicht kämpfen können. Er hatte einige Gegner besiegt, indem er sie einfach müde prügelte und dann k.o. schlug. Diener schien nie zu ermüden, auch als er gegen den star-

ken Schwergewichteuropameister Paulino Uzcidun nach zehn Runden ein Unentschieden erboxte. Dieners Schwächen waren ebenso klar: Er war ein bisschen schlachter. Bevor er Mahir traf, hatte er nur ein paar einfache Techniken gelernt. Im *Boxsport* erschien vor dem Kampf gegen Schmeling eine Karikatur, die Mahir zeigte, der auf eine Schieferfertafel schreibt: »1 + 1 = 2«. Diener sitzt vor der Tafel, den riesigen Körper in eine Schulbank gequetscht, und sieht seinem Lehrer zu, wie er ihm mit einem Zeigestock die simple Gleichung vorsagt. Unter der Zeichnung steht der Satz: »Franz Dieners Spezialtraining, um in seinen Kämpfen berechnender zu werden.«

Machon und Schmeling übten in Lanke vor allem, dem körperlichen Druck Dieners auszuweichen. Diener war es gewohnt, gegen schwere Männer zu kämpfen. Schmeling musste sich erst auf robustere Gegner und langsamere Aktionen einstellen. Schwergewichtler schlagen weniger, versuchen eher mit Wirkungstreffern den Kampf zu entscheiden, als sich in Schlagserien zu erschöpfen. Schmeling war immer in perfekter Kondition, aber jetzt musste er lernen, seine Kräfte besser einzuteilen. Machon und Bülow engagierten jeden halbwegs talentierter Schwergewichtler, den sie in Berlin und Umgebung bekommen konnten, um Schmeling auf diese Änderungen umzustellen.

Am Abend des 4. April 1928 regnet es in Strömen. Schmeling und Diener sind schon lange in den Katakomben des Sportpalastes, haben sich warm gemacht, ihre Bandagen gewickelt, als die Sitzreihen sich mit Publikum füllen. Beim Wiegen haben sie sich zuletzt gesehen: Diener wiegt 175 Pfund, Schmeling 164,2 Pfund. Schmeling musste diesmal nicht herunterschwitzen, sondern Gewicht zulegen, er fühlt sich wohl, ist ausgeglichen. Er hat sich tagsüber abgelenkt, hat »Mensch ärgere dich nicht« gespielt, mit Machon geplaudert, Mittagsruhe gehalten. Machon und Bülow wirken nervöser. Heute Abend wird sich entscheiden, ob es weitergeht im Schwergewicht, in der Königsklasse. Oder ob sie nur in der zweiten Garnitur landen, die Grenzen ihres Boxers kennen lernen. In Dieners Kabine geht Mahir mit seinem Schützling die Kommandos durch, die er ihm zubrüllen wird, wenn Diener

wieder nicht von selbst auf eine Idee kommt, wie er Schmeling unter Druck setzen kann.

Auf dem Schwarzmarkt muss man inzwischen das Sechsfache für eine Eintrittskarte zahlen. Obwohl der Vorverkauf wegen enorm hoher Preise, zwischen 5 und 75 Reichsmark, lange eher schleppend gelaufen war, ist die Halle nun voll. Eine Stunde vor dem ersten Kampf entsteht Stau rund um die Potsdamer Straße. Viele Zuschauer lassen aus Angst, sie könnten den Kampfbeginn verpassen, ihre Autos weiter weg geparkt und laufen durch den Regen und die tiefen Pfützen zum Sportpalast. Es ist die elfte deutsche Meisterschaft im Schwergewicht.

Am Ring sitzt, natürlich, Flechtheim mit Entourage. Aber auch Haymann und Domgörgen, die Haymanns zukünftigen Gegner studieren wollen. Domgörgen hat für die kommende Meisterschaft als Trainer Haymanns angeheuert. Dazwischen Rolf Nürnberg, der den von Damski organisierten Abend mitfinanziert hat und inzwischen wohl nichts sehnlicher wünscht, als dass Schmeling, dessen Bild immer noch hinter seinem Schreibtisch hängt, endlich mal verdroschen wird. Das Programmheft enthält Texte von Carl Zuckmayer, Kurt Pinthus, Werner Krauss, Friedrich Hollaender, Curt Bois und Egon Erwin Kisch. Alles regelmäßige Besucher in Mahirs Studio und gelegentliche Schreiber für Flechtheims *Querschnitt*. Ringrichter ist Paul Samson-Körner. Und wo der ist, kann Bertolt Brecht nicht weit sein. In Schmelings Ecke stehen: Bülow, Machon und Richard Naujoks, der ehemalige Leichtgewichtsmeister. Bei Diener stehen neben Mahir die beiden amtierenden deutschen Meister Karl Sahm, Weltergewicht, und Otto Ziendorf, Bantamgewicht. Sowie Heinrich Römer, als Handtuchwedler, in ganz Berlin nur »Meckerheini« genannt.

Das Duell beginnt, wie es zu erwarten war. Diener kämpft wie ein Herausforderer, versucht Schmeling unter Druck zu setzen. Schmeling verschanzt sich, so gut es geht, hinter seiner Deckung. Geht immer im entscheidenden Moment, wenn Diener stabil steht und hart zuschlagen will, einen Schritt zurück. Diener schlägt ins Leere, und wenn er trifft, dann nicht hart. Trotzdem geht die erste Runde an ihn, weil Schmeling passiv ist. Er hat sich gleich in dieser Anfangsrunde eine

Knochensplitterung am Daumen der linken Hand zugezogen. Mit der Linken sollte er sich Diener eigentlich vom Leib halten – nun kann er sie nur unter Schmerzen einsetzen.

In Runde zwei zeigt sich das gleiche Bild, Diener greift an, Schmeling weicht zurück, aber nun setzt Schmeling zum ersten Mal seine Rechte zum Kontern ein, nutzt den ganzen Ring, um einen Tanz mit Diener aufzuführen. Wenn Diener ihm hinterherstolpert, von der eigenen Kraft nach vorne gerissen, fängt Schmeling ihn mit Schlägen ab. Es beginnt ein heftiger Abtausch von Geraden und Haken. Die Geschwindigkeit ist atemraubend. Schmeling wollte seine Kräfte gut einteilen, aber er muss dem vorwärts stürmenden Diener etwas entgegensetzen. Eines ist den Beobachtern klar: Bei dieser Härte und diesem Tempo wird der Kampf niemals über die 15 angesetzten Runden gehen. Einer wird seine Kraft zuerst aufgebraucht, seinen Körper überfordert haben und dann zur Strafe nur noch die Schläge des Gegners dafür hinnehmen müssen.

In der dritten Runde hält es viele kaum noch auf den Sitzen. Dieners Schläge donnern auf Max Schmeling wie eine Steinlawine. Der steht in den Seilen und kann sich doch den Schwingern nicht entziehen. Diener holt zu weit aus, er will den Kampf mit Gewalt beenden. Diese Situation nutzt Schmeling, um, immer noch am Ringseil stehend, einen kurzen rechten Haken in die Schlagserie Dieners zu platziieren. Schmeling trifft ihn präzise mit dem Knöchel am oberen Rand der Augenhöhle. Die Haut platzt unter dem Druck dieses Schlages auf, und das Blut läuft Diener in das linke Auge.

Die Verletzung kann von den Sekundanten in der Ringecke nicht geschlossen werden, immer mehr Blut drückt durch den Riss. Diener hat nur noch für Sekunden nach der Rundenpause klare Sicht. Schmeling konzentriert seine Schläge nun auf Dieners linkes Auge. Aber Diener gibt nicht auf. Er jagt weiter hinter Schmeling her, ist sich sicher, den leichteren Mann durch die Gewalt seiner Schläge zerstören zu können. In Runde vier hat er Schmeling am Rande einer Niederlage, Schmeling taumelt und verschanzt sich wieder hinter seiner Doppeldeckung.

Bis Runde zehn wäre schwer zu entscheiden, wer der Sieger ist. Schmeling hat präziser geboxt, aber Diener hat den Kampf bestimmt, seinen Gegner immer wieder unter Druck gesetzt. Ab Runde elf kippt der Kampf zu Schmelings Gunsten. Diener wirkt ausgepumpt, es fällt ihm nichts mehr ein, was er noch versuchen könnte, um Schmeling vernichtend zu treffen. Der spielt nun seine taktische Überlegenheit aus. Er hat mehr Puste und die bessere Übersicht im Ring. Diener stapft ihm erschöpft hinterher – aber er bleibt gefährlich.

Als die beiden zur 15. und letzten Runde antreten, explodiert Diener völlig unerwartet. Er stürmt mit einer Vielzahl von Schlägen auf Schmeling ein, als habe der Kampf gerade erst begonnen. Schmeling, der schon geglaubt hat, seine Arbeit weitgehend erledigt zu haben, muss sich mit aller verbliebenen Kraft gegen Dieners Attacke stemmen. Aber als Dieners letzter Angriff erfolglos bleibt, ist er leer, und Schmeling kann in den letzten Momenten ihres Duells besser treffen. Keiner sitzt noch auf seinem Platz, alle stehen, erregt von der Härte und der Unerbittlichkeit des Schauspiels. Als Samson-Körner die Boxer trennt, rufen einige im Publikum: »Diener«, andere wiederum: »Schmeling!« Es ist nicht klar, wer hier gewonnen hat. Diener war der härtere Boxer, Schmeling der bessere Techniker. Nach ein paar Minuten ist das Urteil gefällt, und wie oft, wenn beide Kämpfer am Ende noch auf ihren Füßen stehen, ist es umstritten: Sieger nach Punkten – Max Schmeling.

Jubel und Pfiffe halten sich die Waage. 50 000 Reichsmark hat Schmeling gewonnen. Für damalige Verhältnisse ein kleines Vermögen. Der *Berliner Lokalanzeiger* schrieb am nächsten Tag, Schmelings Sieg sei »nicht in vollem Umfang überzeugend gewesen«. Der *Boxsport* meinte, Schmeling hätte: »Um Haarsbreite gewonnen.« Und das *Berliner Tagblatt* titelte gar: »Wie Diener gegen Schmeling unterlag. Ein schmeichelhafter Punktsieg.« Schmeling selbst sollte diesen Kampf als einen der härtesten seiner Karriere in Erinnerung behalten.

Mahir und Diener fühlten sich naturgemäß betrogen. Sie forderten einen sofortigen Rückkampf. Aber Schmeling gab an, erst mal seine

Handverletzung auskurieren zu müssen. Außerdem war es nun an der Zeit, offene Rechnungen zu begleichen: Ludwig Haymann sollte endlich seine Chance bekommen, gegen Schmeling zu kämpfen. Und in seiner Ecke würde Hein Domgörgen stehen, der noch eine Rechnung mit Schmeling offen hatte. Unter Domgörgens Anleitung hatte Haymann sich in die Form seines Lebens gebracht, endlich bereit, den Meistertitel zu erkämpfen. Währenddessen liefen bei Bülow Kampfangebote aus Amerika ein, wie bei Franz Diener zwei Jahre zuvor. Bereits am 14. Juni 1928 hätte Schmeling im *Madison Square Garden* gegen einen unbekannten Amerikaner antreten sollen. Schmeling war nun ein neuer Name im Schwergewichtsgeschäft, und New York war das Mekka für Boxtalente dieser Gewichtsklasse. Tex Rickard schickte sogar den ehemaligen Boxer Erich Fendler, der mit dem Schiff von Amerika nach Europa übersetzte, mit einem unterschriebenen Blankovertrag des *Madison Square Garden* bei Bülow vorbei. Aber Bülow unterschrieb nicht. Er überschätzte seine Möglichkeiten in Amerika fatal. Es war ihm nicht klar, dass solche Gelegenheiten selten zweimal kommen.

Gleichzeitig fing Bülow an, sich in Deutschland Feinde zu machen. Schon für den 13. Mai, also nur knapp sechs Wochen nach Schmelings Sieg über Diener, war in der Dortmunder Westfalenhalle die Titelverteidigung gegen Ludwig Haymann geplant. André Picard hatte eine Menge Geld aufgetrieben, um diese Begegnung möglich zu machen und nach Dortmund zu holen. Nun musste Bülow absagen, weil Schmelings Linke immer noch schmerzte. Wilhelm Baetzner, Schmelings Vertrauensarzt, hatte eine Absplitterung am Handwurzelgelenk festgestellt. Schmeling sei nicht in der Lage, zu diesem Zeitpunkt zu kämpfen, erklärte Bülow. Die Verletzung hinderte Schmeling allerdings nicht daran, bei einer Misswahl mit der Schönheitskönigin zu posieren, sich bei Flechtheim herumzutreiben und im Theater. Haymann war enttäuscht – Picard aber schäumte vor Wut. Beide waren der Ansicht, dass Schmeling sich einfach nur drücken wollte.

Während Schmeling einen Verband um die Hand trug, traf ein weiteres Telegramm aus den USA ein: »anbieten schmeling rahmenkampf bei weltmeisterschaft tunney – heeney 26. juli new york Stopp 6000 Dollar

Stopp freie reise Stopp rückkabelt« Aber Schmeling saß in Deutschland fest. Seine Hand musste verheilen und er sollte gegen Haymann antreten. Lieber wollte er in den USA vor Zehntausenden gegen einen Aufaugegner kämpfen und nach dem richtig großen Geld greifen.

Am 18. Mai, fünf Tage nach dem abgesagten Kampf gegen Ludwig Haymann, schifften sich der Boxer und sein Manager in Cuxhaven auf der »Europa« für eine Fahrt nach Übersee ein. Schmeling hatte sein Auto verkauft, fuhr noch einmal nach Hamburg, um sich mit Freunden zu treffen, und wurde schließlich nur von einer Hand voll enger Freunde verabschiedet: von Paul Damski, dem Boxpromoter, und dessen Frau Sonja, von Machon und von seiner Mutter. Den frustrierten Gegner Haymann mitsamt seinem neuen Trainer Hein Domgörzen sowie einen zornigen André Picard zurück. Aber auch die deutsche Boxbehörde war nicht begeistert, dass der Meister sich über den Atlantik davomachte und seinen Titel mitnahm. Wenn Schmeling je wieder nach Deutschland zurückkehren wollte, dann besser mit einem Titel im Gepäck, sonst würde ihn hier nur Häme erwarten. Bülow telegraфиerte vom Schiff zurück: »Bin ja kein Lehrling mehr, auch kein Phantast, und Max ist für mich mehr, als man ihm im Allgemeinen zugesteht.« Er war überzeugt davon, dass er Max Schmeling zu einem Weltmeister machen konnte.



»If I can make it there,

I'll make it everywhere«

Frank Sinatra, »New York, New York«

»Max Schmeling hat uns gesagt:

Ihr müsst es in Amerika schaffen, wenn ihr richtig groß werden wollt.«

Wladimir und Vitali Klitschko, Berufsboxer

»Only in America!«

Don King, Boxpromoter

KAPITEL 12

Ankommen

»Wenn du kritisierst wirst,
dann musst du irgendetwas richtig machen.
Denn man greift nur denjenigen an, der den Ball hat.«

Bruce Lee

Nachdem Max Schmeling Deutschland und seine zwei härtesten Konkurrenten hinter sich gelassen hatte, gab es erst mal nichts, wohin er zurückkehren konnte. Es gab aber auch nichts, auf das er zusteuerte. Seine Hoffnungen waren schon immer groß gewesen, selbst in seiner Anfangszeit hatte er davon geträumt, einmal den Besten gegenüberzustehen. Nun hatte er auf einem Schiff zehn Tage Zeit, sich auszumaßen, wie er sein Idol Jack Dempsey wiedertreffen würde – der allerdings seine Karriere als aktiver Boxer beendet hatte. Schmeling träumte davon, nach den großen Titeln und dem ganz großen Geld zu greifen – und als strahlender Sieger nach Deutschland zurückzukehren. Alles andere war für ihn keine Alternative. Das Schiff, das Schmeling nach New York brachte, sollte dort Rudi Wagner abholen, seinen Vorgänger als deutscher Schwergewichtsmeister. Der hatte wie Franz Diener sein Glück in Amerika versucht und war wie dieser gescheitert. Diese Schmach wollte Schmeling sich ersparen.

An Deck der »Europa« musste Schmeling sich mit den Gepflogenheiten der feinen Gesellschaft vertraut machen, denn der deutsche Meister und sein Manager reisten Erster Klasse. Schmeling hatte zwar durch seine Erfahrungen bei Flechtheim einiges an Parkettsicherheit gewonnen, aber die Rituale einer Erste-Klasse-Gesellschaft auf See waren ihm fremd. Morgens weißer Anzug, mittags grauer Anzug, nachmittags brauner Anzug und abends Smoking oder Frack – für jemanden, der sein Geld in kurzen Hosen verdiente, war das eine Menge Garderobe.

Doch Artur Bülow fing langsam an, ihm auf die Nerven zu gehen. Die beiden hatten die letzten Jahre gemeinsam gearbeitet, ohne Bülow wäre Schmeling nie so weit gekommen. Aber die meiste Zeit hatte Schmeling doch mit Max Machon verbracht, der ruhiger, lustiger und ausgeglichener war als Bülow. Nun musste er sich eine Kabine mit seinem Manager teilen, der fortwährend in Schimpftiraden gegen die deutschen Boxbonzen ausbrach und ihn nachts manchmal nicht einschlafen ließ, wenn er wieder eine Idee hatte, mit welcher Taktik sie in Amerika vorgehen sollten. Und wie sie es zu Hause in Deutschland allen zeigen würden. Zuerst einmal musste Max Schmeling aber erkennen, dass seine Erfolge in Amerika nichts galten. Als das Schiff in New York festmachte und die Lokalreporter die Passagierlisten durchgingen, war niemand an Bord, für den sie sich interessierten. Max Schmeling war wieder ein Niemand. Nur eine Zeitung brachte eine Randmeldung. Sie vermischt die Abreise eines belgischen Berufsboxers mit der Ankunft Schmelings zu folgender Zeile: »200 Pfund Limburger Käse fuhren zurück, 180 Pfund Matjeshering kamen an.«

Bülow und Schmeling mieteten sich im »Ransby« ein, einem Apartmenthotel, das schon viele Boxer beherbergt hatte, die es in New York versucht hatten. Die meisten von ihnen waren irgendwann abgereist, die Hoffnungen auf eine große Karriere zerschlagen. Aber einige wenige waren erfolgreich gewesen. Die Wirtin, eine alte, fast zahnlose Frau übergab Bülow und Schmeling ihr Appartmentzimmer mit den Worten: »Ah Mister Smelling, ich habe ein wunderschönes Zimmer für Sie. Zwei Weltmeister haben schon darin gewohnt: Dempsey und Tunney.« Wahrscheinlich erzählte sie das jedem Boxer, aber Schmeling nahm es als gutes Omen. Artur Bülow gab das Appartement im »Ransby« als Postadresse für Briefe und Telegramme aus Deutschland an und für Kampfangebote aus Amerika – die allerdings auf sich warten ließen. Stattdessen kamen die Zeitungsartikel, die Max Machon aus Deutschland schickte. In der *Vossischen Zeitung* war man der Meinung, Schmeling mangele es an Härte, weil er vor Haymann davongelaufen war. Das *8 Uhr Abendblatt* bezeichnete

Schmelings Flucht als »Attentat auf die Westfalenhalle«. André Picard hatte immerhin den Kampfabend schon festgesetzt. Er stellte Regressforderungen an Bülow. Es erreichten sie auch ein paar besorgte Briefe von Max Machon und von Freunden Schmelings, die aus der Stimmung in Deutschland schlossen, dass Schmeling sich sobald möglich mit dem VDF und Picard aussöhnen und seinen Ruf mit einem Kampf gegen Haymann retten sollte.

Bülow war in dieser Situation keine Hilfe. Seine Mischung aus Überheblichkeit und Verbohrtheit wurde zum Problem für ihn selbst – und für Schmeling. Manchmal nervte Bülow ihn mit neuesten Erkenntnissen der Trainingsmethodik – von denen Schmeling inzwischen viel mehr Ahnung hatte. Wenn er Bülow fragte, ob dieser eine Kampferlaubnis der deutschen Boxbehörde beantragt hatte, knurrte dieser nur: »Eher erschieße ich mich.« Schmeling musste sich schließlich darum kümmern. Die ersten Kampfangebote lehnte Bülow noch ab, weil sie ihm unangemessen und klein vorkamen für seinen Schwergewichtsmeister. Bald kamen keine mehr. Niemand wartete hier auf einen Boxer aus Deutschland und seinen überheblichen Manager.

Ein weiteres Problem machte Schmeling zu schaffen: Als er in New York seine ersten Trainingseinheiten absolvieren wollte, stellte er fest, dass seine linke Hand immer noch schmerzte – über einen Monat nach dem Kampf gegen Franz Diener. Das konnte nur bedeuten, dass es nicht von selbst verheilen würde. Die Schmerzen sollten in den nächsten Wochen noch schlimmer werden, bis ein wohlhabender Onkel Schmelings, ein Bäckereibesitzer in New Jersey, die Hand auf seine Kosten röntgen ließ. Es stellte sich heraus, dass ein Knochensplitter sich abgelöst und eingekapselt hatte. Ohne Operation würde die Hand immer schmerzen. Ende Juli endlich operierte Dr. Fralick, ein Spezialist für Boxverletzungen, die lädierte Hand. Sie sollte aber noch bis in den Oktober unbrauchbar bleiben.

Als Machon in die USA nachreiste, war Schmeling erleichtert. Er kam mit Artur Bülow nicht weiter, sie stritten sich immer öfter. Weder Training noch Kampfangebote waren organisiert. Seine Hand war un-

brauchbar, und das Geld ging langsam zur Neige, da keine Einkünfte da waren. Machon hatte Schmelings alten Trainingsgenossen Hermann Herse dabei, der ebenfalls sein Glück in Amerika versuchen wollte. Schmeling war ohne Bülow zur Pier gekommen, um die Nachzügler abzuholen. »Hast Du schon einen Vertrag?«, fragte Machon ihn als Erstes.

»Natürlich!«

»Gegen wen boxt du denn?«

»Gegen euch!«

Die Stimmung hätte nicht schlechter sein können, trotz des herzlichen Empfangs, das wurde Machon sofort klar. Schmeling würde substanzell Kondition und Stärke einbüßen, wenn es so weiterging. Als Erstes kümmerte sich Machon um eine geeignete Trainingsstätte für Max Schmeling und wurde bald fündig. Sie bezogen Quartier bei Madame Bey, in Summit, New Jersey, etwa 60 Kilometer von New York entfernt. Fast alle großen Boxer, die nicht aus New York kamen, hatten hier schon trainiert: Jack Dempsey und Gene Tunney, Georges Carpentier hatte beim *Kampf des Jahrhunderts* gegen Dempsey sein Trainingslager hier eingerichtet. Auch Sabri Mahir und Franz Diener waren bei Madame Bey gewesen. Wer hier trainierte, lernte fast zwangsläufig Manager, Promoter und Größen wie Tex Rickard, den technischen Leiter des *Madison Square Garden*, kennen. Außerdem war das Umfeld optimal, weil eine Menge Weltklassekämpfer hier arbeitete, man sich austauschen und sogar beim Sparring gegenseitig aushelfen konnte. Madame Bey besorgte Karten für Boxkämpfe, sie kannte alle Fachärzte und die meisten der aktiven Boxer in den USA. Sie konnte deren Stärken und Schwächen einschätzen – viele hatten in ihrem Camp zu irgendeinem Zeitpunkt ihrer Karriere trainiert.

Das Camp strahlte die strenge Atmosphäre einer Kaserne aus. In einigen Häusern gab es Schlaflager. In anderen waren Ringe aufgebaut, außerdem gab es Freilustringe, manche davon überdacht. Um das Camp herum gab es einen großen Park für lange Läufe. Ein Haus war mit Gymnastikgeräten, ein anderes nur mit Sandsäcken und weiterem boxspezifischem Trainingsgerät ausgestattet. Maisbirnen, Doppel-

debâlle, alles war da. Ärzte und Masseure hielten sich bereit, die für jedes Zipperlein ein Rezept hatten. Die größeren Freilufringe waren mit Bankreihen ausgestattet, damit Journalisten zum Training kommen und sich ein Bild von den Kämpfern machen konnten, von denen viele Unbekannte aus Übersee waren. Eigentlich gab es immer Zuschauer, weil stets ein Talent gerade aufgebaut wurde. Eine Menge Journalisten blieben dauerhaft, weil es mühsam war, immer wieder zwischen New York und Summit zu pendeln. Schmeling und Bülow verließen die teure Stadt und mieteten sich einen Bungalow in Hartford, direkt am Meer. Je länger sie in Amerika waren und je mehr Überblick Schmeling in Madame Beys Camp über den US-Markt bekam, desto größer wurden die Spannungen zwischen ihm und Bülow. Schmeling würde nicht kämpfen können, bis seine Hand verheilt war. Also würde eine Weile kein Geld reinkommen, das ließ sich nicht ändern. Aber Artur Bülow schaffte auch für die Zeit danach keine Gegner heran.

Die Rollenverteilung war immer klar gewesen: hier der alte Bülow, Chef des Unternehmens Schmeling, der den Erfolg erst möglich gemacht hatte. Dort der junge Max, der seinen Kopf hinhielt und seine Gesundheit einsetzte, ansonsten aber nicht viel zu melden hatte. Schmeling begann nun, diese Hierarchie infrage zu stellen. Er zweifelte zum ersten Mal an Bülow. In Deutschland war dessen Einfluss fast unbegrenzt gewesen, aber hier schien Bülow von niemandem beachtet zu werden. Schmeling dämmerte langsam, dass er mit Bülow keinen Erfolg in den USA haben würde. Bülow schien nicht zu begreifen, dass Schmelings Europameistertitel im Halbschwergewicht und seine deutsche Schwergewichtskrone hier nichts bedeuteten. Er hatte die Chance vertan, gleich mit Tex Rickard handelseinig zu werden. In Europa hatten sich die Promoter zum Schluss regelrecht aufgedrängt, um einen Schmeling-Kampf zu veranstalten, und Bülow meinte nun, dass auch die US-Promoter zu ihm kommen sollten und nicht umgekehrt. Tex Rickard soll, als jemand ihm erzählte, dass der deutsche Boxmanager in einem billigen Hotel sitze und auf Angebote für seinen Kämpfer warte, seinen Strohhut in den Nacken geschoben und sich vor Lachen auf die Schenkel geklopft haben.

Ende Juli besserte sich die Stimmung ein bisschen. Am 26. Juli be-

suchten Schmeling und Bülow den Weltmeisterschaftskampf im Schwergewicht zwischen Gene Tunney und Tom Heeney – jene Begegnung, deren Vorkampf Max Schmeling eigentlich hätte bestreiten sollen. Der Kampf zwischen Tunney und Heeney wurde für lange Zeit der letzte große Zahltag im Boxgeschäft. 600 000 Dollar, damals etwa 2,5 Millionen Reichsmark, betrug die Börse, um die beide sich schlügen. Gene Tunney, einer der klügsten und strategisch besten Kämpfer, die es jemals in der Geschichte des Boxens gab, nahm Heeney in zwölf Runden auseinander. Bülow und Schmeling verfolgten den Kampf von einem der billigeren Plätze in den Rängen des *Madison Square Garden* – für Ringplätze war kein Geld da.

Schmeling war begeistert vom Kampf, von der Kulisse, von dem Geld, das hier verteilt wurde. Der Kampf hatte 32 Minuten gedauert, und Schmeling rechnete sich Folgendes aus: »2,5 Millionen Reichsmark! Tunney verdiente in der Minute 78 125 Reichsmark, in der Sekunde also 1 302 Mark.« Zu Bülow sagt er: »Das wäre ein Job nach meinem Geschmack.«

»Sie werden eines Tages auch da unten stehen, davon bin ich überzeugt«, erwiderte dieser. Immerhin konnte Schmeling ein paar Sätze in holprigem Englisch in die Reporterblöcke diktieren – auch wenn ihn die meisten nur angesprochen hatten, weil sie ihn mit Jack Dempsey verwechselten, der ebenfalls anwesend war.

Am nächsten Tag öffnete Fralick die Hand an der Seite mit einem 8 Zentimeter langen Schnitt, um den winzigen Knochensplitter herauszuholen. Die Sehnen hatten sich bereits entzündet. Fralick wusste, dass er am Arbeitskapital einer hoffnungsvollen Karriere herumschnibbelte. Nach drei Stunden hatte er den Splitter entfernt, das entzündete Stück Sehne herausgeschnitten, die Sehne wieder zusammengeflickt, die Wunde genäht – und Schmeling und Bülow waren ihr letztes Geld los. Schmeling hatte sein Reisegeld aufgebraucht, und an sein Ersparnis ging er nicht, weil er davon auch seine Mutter versorgen musste. Bülow hatte seine 2 000 Dollar Spesen ebenfalls ausgegeben und musste nun seine Bank in Deutschland um eine telegrafische Anweisung von weiteren 2 400 Dollar bitten.

Am 1. August 1928 kam schließlich ganz unerwartet Bewegung in die Schwergewichtsszene. Der Weltmeister Gene Tunney erschien in den Räumen der *New York State Athletic Commission* (NYSAC) und legte seinen Titel nieder. Unbesiegt wollte er in Erinnerung bleiben und tat das auch, mit einem Spruch, der die Boxwelt sprachlos zurückließ: »Ich trete ab, weil es noch wichtigere Dinge gibt als das Boxen.« Nach Jack Dempsey war nun mit Gene Tunney der zweite Schwergewichtsstar innerhalb kurzer Zeit aus dem Geschäft ausgestiegen. Die Boxszene stürzte in eine tiefe Krise. Bei jedem halbwegen begabten und ambitionierten Schwergewichtsboxer keimte nun die Hoffnung auf, die Chance auf den Titel zu erhalten. Allerdings gab es nicht allzu viele Kämpfer, die sich Hoffnungen machen durften. Und keiner von ihnen hatte die Klasse eines Jack Dempsey oder Gene Tunney. Da war Jack Sharkey, der in einem umstrittenen Kampf gegen Jack Dempsey unterlegen war. Da war Paulino Uzcudun, der Europameister aus Spanien, genannt der »baskische Holzfäller«. Des Weiteren Johnny Risko, ein starker Ranglistenboxer, Otto von Porat, Phil Scott und ein paar andere. Von Max Schmeling sprach niemand.

Uzcudun fand sich bald bei Madame Bey ein, um einen Angriff auf die Weltmeisterschaft zu unternehmen. Innerhalb von drei Monaten hatte Uzcudun den deutschen Schwergewichtsmeister Hans Breitensträter besiegt und ein zähes Unentschieden gegen Franz Diener erreicht. Und kurz bevor er Schmeling in den USA traf, hatte er auch dessen Nachfolger als Deutschen Meister, Ludwig Haymann, bezwungen, am 7. August 1928 in San Sebastián. Bei Madame Bey konnte Uzcudun sich einer lustigen Fangemeinde von Exilbasken sicher sein, die jede seiner Bewegungen im Training bejubelte. Unter seinen Anhängern wurde ein Spiel gespielt: Ein 25 Kilo schwerer Steinbrocken musste möglichst weit geworfen werden. Ab und an bequeme der Meister Uzcudun sich auch persönlich, um seinen Anhängern zu zeigen, welche Weiten er mit dem Fels erzielen konnte. Als die Fangruppe Schmeling einmal zu einem indirekten Kräftemessen mit ihrem Idol breitschlagen konnte, stieß dieser den Stein mit seiner starken Rechten – etwa einen halben Meter weiter als Uzcudun.

Schmeling freundete sich im Camp mit dem französischen Federgewichtsmeister André Routis an. Schmeling und Routis arbeiteten gerne im Ring zusammen, absolvierten lockere Sparringsrunden, bei denen Schmeling mit dem leichteren Mann seine Geschwindigkeit und Routis mit dem Schwergewicht seine Härte verbessern konnte. Routis war, anders als Schmeling, bereits auf der Siegerstraße: am 28. September sollte er gegen Tony Canzoneri um die Weltmeisterschaft boxen. Freilich gab es in dieser Gewichtsklasse nicht so große Hürden zu nehmen und nicht so viel Geld zu verteilen, bevor man an einen wichtigen Kampf kam. Und Routis hatte einen entscheidenden Vorteil gegenüber Schmeling: Er hatte einen amerikanischen Manager. Er war mit dem etwa 30 Jahre alten Joe Jacobs zusammengekommen, einem skurrilen Typen, der von Boxen keine Ahnung hatte, aber ein guter Promoter und Verhandler war. Als Routis und Schmeling sich näher kennenlernten, war der Franzose so fair, seinen deutschen Kollegen auf dessen größtes Problem hinzuweisen – seinen Manager: »Mit Bülow bekommst du hier nie einen Kampf.«

Am 10. Oktober, Schmeling war bereits seit fünf Monaten in den USA, nahm ihm Dr. Fralick endlich den letzten Verband ab, gab ihn wieder voll zum Training frei – und für Kämpfe. Am 15. Oktober bat Schmeling um eine Aussprache mit Bülow. Da er sich sicher war, dass es um Geld gehen und emotional werden würde, bat er Machon und seinen Boxkollegen Hermann Herse dazu. Schmeling kam schnell zum Punkt: »Wir brauchen einen amerikanischen Manager.« Bülow wand sich, wollte Zeitaufschub – und bekam ihn. Er reiste nach New York, um in ein paar Tagen nachzuholen, was er die letzten Monate versäumt hatte: Klinken putzen. Zur selben Zeit aber vermittelte André Routis seinem Freund Schmeling ein Gespräch mit seinem eigenen Agenten, Joe Jacobs.

Jacobs war ein Mann, bei dem man nach dem ersten Händedruck erst mal unwillkürlich nachzählen wollte, ob noch alle Finger da waren. Stets ragte ihm eine Zigarre aus dem Mund, an der er meistens kalt zog. Oft trug er einen Hut, schräg aufgesetzt, oder eine Schiebermütze. Wollte man einem Kind heute erklären, wie ein Boxma-

nager in den dreißiger Jahren auszusehen hatte, man könnte Joe Jacobs' Bild herzeigen. Er war nicht beliebt in der Boxszene. Er galt als nervtötend, zäh und setzte seine Forderungen gerne durch, indem er alle anderen Beteiligten einfach zermürbte. Er war gerissen, schnell und hatte ein untrügliches Gespür für das, was man heute Marketing nennt. Er hatte Max Schmeling noch nie vorher boxen sehen – was ihm bei seinen bescheidenen Boxkenntnissen auch nichts genutzt hätte –, aber er hatte noch keinen Schwergewichtsboxer unter Vertrag, der richtig Geld bringen konnte, und Routis war der Meinung, dass Schmeling gut boxte. Das reichte Jacobs. Außerdem sah Schmeling aus wie Jack Dempsey. Jacobs war sofort klar: Diesen Mann kann er vermarkten.

Während sich also in Summit die Dinge gegen Bülow entwickelten, ging dieser in New York hausieren. Bülow hatte darauf gesetzt, dass Tex Rickard ihnen einen Kampf vermitteln würde. Schließlich galt der immer noch als der wichtigste Mann im Boxgeschäft. Aber Rickard hatte nicht nur das Interesse an Schmeling schnell verloren. Der »Erfinder der Großkampftage«, wie Rickard nach dem legendären Kampf zwischen Dempsey und Carpentier genannt wurde, hatte sich insgesamt aus dem Geschäft zurückgezogen. Seine Gesundheit war angeschlagen, und er wusste, dass die Zeit der Rekordveranstaltungen vorbei war. Rickard wurde im *Madison Square Garden* nun die meiste Zeit von Tom MacArdle vertreten, der die Notsituation Bülows sofort erkannte und tat, was jeder andere Boxmanager an seiner Stelle auch getan hätte: Er übervorteilte Bülow. Er bot einen Kampf gegen den Mittelklasseboxer Joe Monte im Vorprogramm irgendeines Mittelklassehauptkampfes an. Am 23. November 1928 sollte Schmeling boxen – für 1 000 Dollar. Bülow akzeptierte.

Als Bülow mit diesem Kontrakt in Summit auftauchte, war Schmeling außer sich. Es gab schon Angebote für 6 000 und 3 000 Dollar, die Bülow damals nicht gut genug gewesen waren. Selbst Franz Diner hatte 7 000 Dollar für einen Kampf in Amerika kassiert. Bülow und Schmeling sprachen daraufhin nicht mehr miteinander. Das letzte Gespräch fand vor den Toren von Madame Beys Camp statt. Schmeling, durch Bülows Versagen in Amerika aufgebracht, war nicht mehr

bereit, dessen Verdienste anzuerkennen. »Nichts haben Sie für mich getan«, sagte Schmeling. »Sie haben mir nur geschadet.« Bülow hatte in Amerika versagt, ohne Frage. Aber ohne ihn wäre Schmeling nie nach Amerika gekommen. Bülow hatte Schmeling in Berlin versorgt und ihm das erste Training bei Machon bezahlt. Er hatte seine Kontakte und seinen ganzen Einfluss dafür aufgewandt, dass Schmeling deutscher Meister und Europameister werden konnte. Als Bülow seinen Job verloren hatte, hatte er sein ganzes Leben darauf eingestellt, für Schmeling da zu sein. Nun aber waren sie in einer Sackgasse gelandet.

Machon kam dazu, von dem Bülow immer den Eindruck hatte, er schlage sich auf die Seite des Stärkeren. Zu zweit setzten sie Bülow nun zu, und es muss ihm in diesem Gespräch klar geworden sein, dass es keinen gemeinsamen Weg mehr gab. Als schon die Türen flogen, rief Schmeling noch hinter Bülow her: »Und dann, Herr Bülow, verbitte ich mir ein für alle Mal, dass Sie mich wie ein Kind behandeln. Ich bin 23 Jahre alt!« Bülow ging wortlos. Aber nicht ohne mit anderen über die Geschichte zu sprechen. Schon bald durfte Schmeling Zeitungsausschnitte aus Deutschland lesen, in denen zum Vorwurf der Feigheit – wegen seiner Flucht vor Haymann – auch noch der Vorwurf der Undankbarkeit hinzukam. War Schmeling undankbar? Ja. Aber er hatte keine andere Wahl.

Machon wurde nun neben seinem Job als Trainer auch als Manager eingespannt, denn offiziell war Schmeling ja noch an Bülow gebunden. Und Schmeling machte zum ersten Mal persönlich einen Besuch bei einer der wichtigsten Institutionen des Boxgeschäfts, der *New York State Athletic Commission* (NYSAC). Die NYSAC war zwar nur einer unter vielen Boxverbänden in den USA, aber New York war bei weitem der wichtigste Austragungsort für Boxkämpfe – deswegen war sie mindestens so bedeutend wie die NBA, die *National Boxing Association*, der sie eigentlich untergeordnet war. Als Schmeling zum ersten Mal bei der NYSAC auftrat, war ihm wohl gar nicht klar, welche Macht dieser Verband in seinem Geschäft eigentlich hatte. In einem würdevollen, holzvertäfelten Büro saß Schmeling

einigen Funktionen gegenüber und beklagte seine Situation. Er suchte nach einem Ausweg, sich um den Kampf mit Joe Monte zu drücken oder – was ihm viel lieber gewesen wäre – die Gage dafür nach oben zu treiben. Und er klagte lange und ausgiebig über seinen Manager Bülow. Die NYSAC-Leute hörten sich sein Gejammer an, aber sie waren skeptisch. New York war voll von Boxern, die ihren Managern die Schuld für ihr Unglück zuschoben. Der stellvertretende Leiter der Kommission, James A. Farley, versuchte den aufgebrachten Schmeling schließlich zu beruhigen und deutete an, dass er riskiere, für Kämpfe in New York gesperrt zu werden, wenn er ohne rechtliche Grundlage mit Bülow brechen würde. Farley, der im Leben Schmelings noch öfter als Schutzengel auftauchen sollte, konnte dem Boxer nur empfehlen, die ungewöhnlich hohen Beteiligungsprozente Bülows von 40 auf 33,3 Prozent herunterzuhandeln, wie es in Amerika üblich war.

Max Schmeling, der immer wütender auf Bülow wurde, je mehr er selbst hinter die Kulissen des US-Geschäfts blicken konnte, schwor sich, dass er »Kampfkontrakte nur noch selbst unterschreibt«. Ein paar Tage später erhielt er ein Schreiben der Kommission: »Der Kontrakt gegen Monte muss erfüllt werden, verlieren Sie nicht Ihre Nerven durch den Ärger, machen Sie einen guten Kampf, alles andere wird nach dem Kampf geregelt werden.«

Nachdem der geschäftstüchtige Schmeling seinen letzten Ringauftritt in Deutschland, vor über einem halben Jahr, noch für 50 000 Reichsmark bestritten hatte, musste er jetzt die Reste seiner jungen Karriere für 1 000 Dollar gegen Joe Monte aus Boston verteidigen. Und was am schlimmsten war: Der Mann der ihm das eingebrockt hatte, Bülow, würde daran auch noch mitverdienen. Immerhin hatte Jacobs eingewilligt, auf seine Prozente zu verzichten, bis die Vertragsprobleme mit Bülow gelöst wären.

Vor dem Kampf gegen Joe Monte, dem ersten nach so langer Zeit, zog sich Schmeling auch noch eine Grippe zu. Die Tage vor dem Kampf hatte er keinen rechten Hunger mehr, schwitzte viel aus und verlor etwa drei Kilogramm Gewicht. Er trat trotzdem an, um sich bei

seinem ersten Auftritt in Amerika nicht durch eine weinerliche Absage zu blamieren und endgültig unmöglich zu machen. Natürlich würden die Offiziellen der New Yorker Boxszene genau hinsehen, was dieser Schmeling drauf hatte, der so viel Wirbel machte.

Am Kampftag bringt Schmeling ein Gewicht von 183 Pfund auf die Waage, zur Überraschung der Journalisten und Funktionäre, die wissen, dass er im Training konstant 189 Pfund wog. Schmeling fürchtet es könnte auffallen, dass er eigentlich krank ist, und der Kampf wird abgesagt. Dem Verbandsarzt schüttelt er deswegen so kräftig die Hand, dass dieser ihn nur noch flüchtig untersucht. Dann tut er etwas, was in Amerika völlig unüblich ist und so etwas wie sein Markenzeichen werden wird: Schmeling steigt von der Waage, geht auf seinen Gegner zu und begrüßt diesen herzlich. Schmeling hatte später den Eindruck, »dass Monte sich bis zum Abend über mein eigenartiges Verhalten nicht beruhigt hatte«.

Der *Madison Square Garden* an der Ecke 8. Avenue und 50. Straße ist für die Verhältnisse, die Schmeling bislang gewohnt ist, ein funkelndes Schloss. 20 000 Menschen finden hier Platz. Die Mehrzweckhalle, in der praktisch jeden Tag andere sportliche Großveranstaltungen stattfinden, verfügt über Zuschauertribünen, die steil nach oben ragen und auch in den hinteren Reihen noch gute Sicht ermöglichen. Die Lichtanlage lässt alles in gleißendem Licht erstrahlen, und es gibt sogar einen Orchestergraben für die Musikkapelle.

Vor dem Kampf sitzt Schmeling alleine mit Machon in seiner Kabine. Bülow ist nicht mehr dabei, er sitzt draußen am Ring in der ersten Reihe, und Jacobs hat noch keine Lizenz für Schmeling. Er fühlt sich krank und hundelend. Der Kampf gegen Joe Monte ist von Beginn an hart. Die ersten zwei Runden boxt Schmeling abwartend wie immer. Er würde gerne mehr zeigen, aber er ist zu schwach dafür. Nach der zweiten Runde kommt er in seine Ecke: »Machon, ich möchte sterben, ich bin fix und fertig und weiß nicht, was ich anfangen soll.« »Entweder du reißt dich jetzt zusammen, oder wir packen unseren Krempel und fahren heim«, fährt Machon ihn an und schickt

ihn wieder raus. Ab Runde vier kann Schmeling den Kampf langsam zu seinen Gunsten gestalten. Monte greift nicht mehr so entschlossen an, und Schmeling zwingt ihm seinen defensiven Kampfstil auf. Aber eine gute Vorstellung für amerikanische Verhältnisse gibt er nicht gerade. Die Zuschauer dort halten nichts von Taktikern, die sich einer ordentlichen Prügelei entziehen. Schmeling muss eigentlich mehr riskieren – auch auf die Gefahr hin, dass der kräftige Monte ihn niederschlägt oder er sich selbst auspumpt. Nach der siebten Runde kommt Schmeling, am Ende seiner Kräfte, in seine Ecke. »Ich kann nicht mehr, lass mich aufhören«, keucht er. Machon, der seine Rituale in der Ecke vollzieht, bleibt hart: »Wenn du jetzt schlapp machst, kannst du wirklich aufhören. Dann bist du nicht nur für Amerika, sondern auch für Deutschland gestorben.« Endlich, in der achten Runde, kommt Max Schmeling mit seiner harten Rechten durch und schickt Monte zu Boden. Der steht zwar bei zehn wieder auf den Beinen, aber er taumelt und ist nicht kampffähig. Am Ring springt Tex Rickard auf und ruft: »What a right hand!«

Einen Tag, nachdem er Monte mit seiner starken rechten Hand geschlagen hatte und sogar Rickard bemerken konnte, welches Showpotenzial in dem Auftritt des Deutschen steckt – nämlich die Möglichkeit eines k.o.-Schlages in jeder Situation –, stand Schmeling wieder bei der NYSAC in der Tür. Er wollte sich beschweren über den seiner Meinung nach unstatthaften Vertrag mit Bülow. Hintergrund dieser Beschwerde war natürlich, dass Jacobs seine Geschicke lenken sollte.

Als die Boxkommission, die ausländische Kampfverträge meistens ohne Probleme ratifizierte, Schmeling mit bohrenden Fragen zu den Umständen seines Kontrakts mit Bülow zusetzte, verlor er die Nerven und verließ den Raum. Wieder war es Farley, der ihn zurückholte. »Kommen Sie zur Vernunft, junger Mann. Niemand will ihnen hier Böses. Wir wollen nur die Wahrheit wissen.« Die Wahrheit war: Bülow hatte einen rechtmäßigen Vertrag. Er hatte in ein Geschäft investiert und wollte nun seine Prozente vom Erfolg bekommen. Bülow hatte immer noch das Recht, Verträge für Schmeling zu schließen, und der

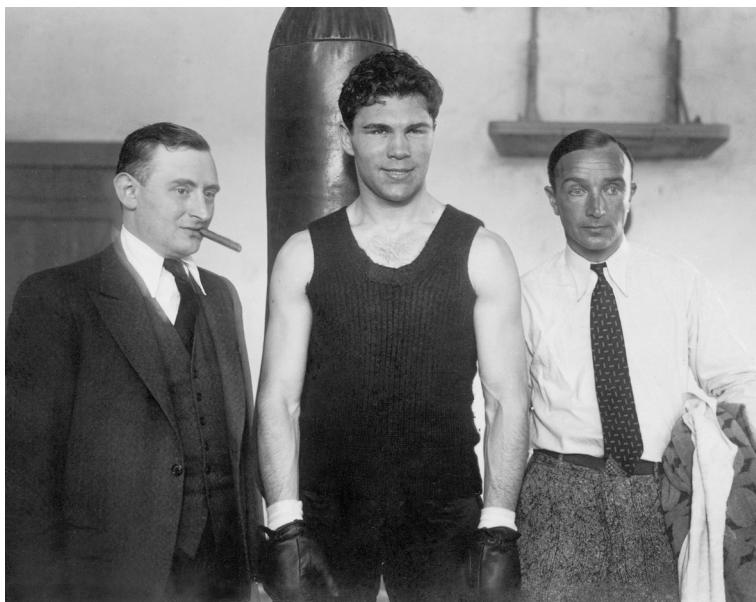
müsste sich diesen Abmachungen unterwerfen, wenn er keine Sperre in New York – und wahrscheinlich in ganz Amerika – riskieren wollte.

Wenige Tage nach dem Kampf gegen Monte, am 11. Dezember 1928, erschien der *Boxsport* in Deutschland mit einer eindeutigen Überschrift: »Schmeling – Bülow getrennt. Schmeling allein schuldig.« Die folgenden Wochen waren geprägt von einem Psychokrieg mit Bülow. Immer wenn die Boxkommission einen Vorschlag erarbeitet hatte, wie die beiden sich gütlich trennen könnten, lehnte Bülow ab, der außer den Schmeling-Tantiemen ja nichts mehr hatte, von dem er hätte leben können. Es kam zu Szenen im Büro der NYSAC, bei denen sich Schmeling, Machon, Jacobs und Bülow hemmungslos zankten. Schließlich kam man zu der Einigung, dass Bülow sämtliche Rechte an den Vertragsverhandlungen für Schmeling abgab – Jacobs würde das übernehmen. Trotzdem würde Bülow für die restliche Laufzeit seines Vertrages mit Schmeling, noch etwa zwei Jahre, die in den USA üblichen 33,3 Prozent der Kampfgagen erhalten – ohne einen Finger dafür krümmen zu müssen. Machon wurde nun offiziell als Manager Schmelings geführt, aber im Hintergrund nahm Joe Jacobs seine Arbeit auf.

Nach seinem guten Auftritt gegen Joe Monte bekam Schmeling rasch weitere Kampfangebote. Schon eine Woche nach dem Monte-Kampf hätte er gegen einen Mann namens Yale Okun boxen sollen, der den Kampf allerdings platzen ließ. Also musste Schmeling sich bis zum 4. Januar 1929 gedulden, bevor er seinen zweiten Kampf in Amerika machen konnte. Der Gegner in diesem Kampf hieß Joe Seykra und war wie Schmeling ein ehemaliger Halbschwergewichtler. Dort hatte er auf Rang drei der Weltrangliste gestanden, bevor er ins Schwergewicht gewechselt war. Auch in diesem Kampf konnte Max Schmeling seinen Ruf als Gentleman des Boxens weiter ausbauen, als Seykra in der Mitte des Kampfes – ohne Schlagwirkung – ins Straucheln geriet und Schmeling ihm sofort aufhalf. Das Publikum wunderte sich. Sonst allerdings konnte er kaum Eindruck hinterlassen. Schmelings zweiter USA-Auftritt endete mit einem klaren, aber unspektakulären Punktsieg.

Jacobs machte mehr aus diesem Sieg. Er versuchte den Deutschen nun als neuen Wunderboxer zu verkaufen. Er verpasste ihm den Kampfnamen »Black Uhlan of the Rhine«, der »schwarze Ulan«, eine Bezeichnung, die zum Glück nicht allzu lange an Schmeling haften blieb. Dass Jacobs ihm einen militärischen Namen gab, hatte natürlich den Grund, dass die Amerikaner ohnehin aus Deutschland nur einen Soldaten erwartet hätten, obwohl der Erste Weltkrieg nun schon fast elf Jahre vorbei war und Schmeling viel zu jung war, um in ihm gedient zu haben.

Die Arbeit von Joe Jacobs trug Früchte. 7500 Dollar bekam Max Schmeling für den Kampf gegen Seykra, und am nächsten Tag berichteten sogar einige Zeitungen darüber – wobei sie ihn tatsächlich als »Black Uhlan of the Rhine« bezeichneten. Die Berichte waren also



Auf Erfolgskurs in Amerika: Manager Joe Jacobs (links), Max Schmeling und Trainer Max Machon (rechts) posieren in einer Trainingspause. Nach dem Sieg über Johnny Risko war Schmeling zum Weltklasseboxer und großen Hoffnungsträger aufgestiegen.

ganz deutlich Jacobs' Werk. Allerdings musste Schmeling auch lernen, dass in den USA nicht nur größere Summen verdient, sondern auch ausgegeben wurden. Die gesamte Mannschaft musste untergebracht und verpflegt werden, Sparringspartner wollten 10 bis 15 Dollar am Tag – keine überspannten Beträge, um sich verprügeln zu lassen.

Zwei Tage nach dem Seykra-Kampf, am 6. Januar 1929, starb Tex Rickard mit 58 Jahren an den Folgen einer Blinddarmoperation. Jack Dempsey soll geweint haben, als er die Nachricht hörte. Für Max Schmeling hatte Rickard schon alles getan, was zu tun war. Nachdem der »Meister der Großkampftage« Schmelings Rechte so euphorisch bejubelt hatte, machte sich die *Madison Square Garden Corporation* daran, den Boxer aus Deutschland unter Vertrag zu nehmen. Am Tag der Beisetzung Tex Rickards unterschrieb Max Schmeling einen Zweijahresvertrag mit dem *Madison Square Garden*. Solche Verträge wurden mit vielen Kämpfern geschlossen, damit immer genug Nachschub für die Kampfabende im Garden zur Verfügung stand. Obwohl die Boxszene in der Krise war, waren die Veranstaltungen immer noch gut besucht. Außerdem nahm der Garden damit kein hohes Risiko auf sich: Die Gagen wurden von Kampf zu Kampf verhandelt, wer nichts einbrachte, musste auch nicht teuer bezahlt werden. Nicht wenige Kämpfer warteten nach einer Niederlage vergeblich auf weitere Kämpfe, und ihr Marktwert fiel in den Keller – freilich ohne eine Chance, für jemand anderen zu boxen. Wenn Kämpfer sich nicht für mehrere Jahre binden wollten, erwirkte der Garden mit einem Vertrag bei einem Sieg zumindest eine Option auf den nächsten Kampf. So blieben die Kämpfer in der Verpflichtung, solange sie siegten. Wenn sie verloren, waren sie ohnehin schnell wertlos.

Schon nach dem Kampf gegen Monte war Max Machon klar geworden, dass Schmeling seinen Boxstil ändern musste. Nachdem er Seykra nicht hatte k.o. schlagen können, wurde das Problem drängend. Schmeling hatte sich nie viel Gedanken um eine systematische, ausgefeilte Kampftaktik gemacht. Schmeling beobachtete, was der Gegner tat, passte sich dessen Attacken an und schlug dann zurück.

»Ich boxte auf Warten«, beschrieb er diesen Stil selbst. In Amerika aber, das wurde Schmeling und Machon klar, konnte er nicht mehr lange so weiterboxen. Die erfahrenen US-Boxer würden diese Kampfweise schnell durchschauen und unwirksam machen. Immerhin konnte er zwei Wochen nach seinem Sieg über Seykra einen Boxer namens Pietro Corri in Runde eins k.o. schlagen.

Machon und Schmeling stellten also das Training um und verwendeten viel Zeit und Mühe darauf, Schmelings Linke zu verbessern. Keine einfache Aufgabe, jemandem, der etwas schon sehr gut kann, beizubringen, wie er es anders machen soll. Neben Machon, der immer noch für die gesamte Vorgehensweise im Training zuständig war, wurde der US-Trainer Doc Casey engagiert, von dem Schmeling nun vor allem lernte, frontal zu stehen, auszuweichen, zu pendeln und harte Haken zu schlagen. Casey sollte Schmeling also auf amerikanische Boxtechnik und seinen nächsten Gegner einstellen. Casey, der bereits den Weltmeister im Halbschwergewicht, Jack Delaney, zum Titel geführt hatte, war ein Experte im US-Geschäft und kannte durch einen Kampf von Delaney auch Schmelings nächsten Gegner: Johnny Risko.

Nach dem Ausscheiden von Dempsey und Tunney schien das Boxgeschäft zu erlahmen. Tex Rickard hatte jedoch vor seinem Tod ein raffiniertes Arrangement eingefädelt. Ein System von Ausscheidungskämpfen wurde entwickelt, in denen hoffnungsvolle Kämpfer sich für den Endkampf um den Titel qualifizieren sollten. Um die Medien zu interessieren, trat Rickard an Millicent Hearst heran, die Gattin des Medienmöchtegerns Randolph Hearst, der über 300 Zeitungen des Landes kontrollierte. Millicent Hearst und Tex Rickard hatten vereinbart, einen Prozentsatz der Börse von großen Titelkämpfen als Abgabe für soziale Projekte festzulegen. Die Gelder kamen aus den Börsen der Kämpfer und somit indirekt auch aus den Geldbeuteln der Besucher. Für Rickard und die *Madison Square Garden Corporation* entstand dadurch kein Risiko, denn die Abende wurden ohnehin so berechnet, dass die Miete schon gedeckt war, bevor einer der beteiligten Boxer oder Manager auch nur einen Dollar zu sehen

bekam. Auf diese Weise hatte es quasi eine soziale Komponente, sich die Prügelei zweier hoch trainierter Männer mit voyeuristischer Erregung anzusehen. Und der Nutzen für den *Madison Square Garden* und die Boxer war ebenfalls eindeutig: 300 Zeitungen des Landes berichteten ohne Unterlass über die Kämpfer und die Vorausscheidungen für eine baldige Weltmeisterschaft.

Je mehr Kämpfe mit dem Siegel »Es geht um die Weltmeisterschaft« ausgestattet werden konnten, desto lukrativer wurde es für die *Madison Square Garden Corporation*, denn so waren volle Häuser gesichert. Diese Methode ist in den siebziger und achtziger Jahren und bis heute durch die Gründung verschiedener Weltverbände weiter verbreitet worden.

Johnny Risko, 27 Jahre alt, hatte zwar gegen »Young« Stribling verloren, aber er hatte Jack Sharkey geschlagen, ebenso Paulino Uzcudun und Phil Scott. Und gegen diesen Johnny Risko durfte Schmeling nun zeigen, ob er in die Weltpitze des Schwergewichtsboxens gehörte. Er bekam seinen ersten *Elimination Bout*. Vor dem Kampf machte Jacobs seinem neuen Schützling klar: »Du kannst nur mitreden, wenn du gegen ihn gut abschneidest.« Schmeling war aufgeregt, aber zuversichtlich vor diesem Kampf, wie immer. Doch Machon machte sich Sorgen. Er schlief schlecht in den Nächten vor der Begegnung. Er war sich nicht sicher, ob Schmeling schon bereit war für so einen Gegner. Alles, wovon Schmeling schon als Junge geträumt hatte, schien jetzt plötzlich in Schlagdistanz zu rücken. Nur zehn Jahre zuvor hatte er in einem Kino gesessen und den *Kampf des Jahrhunderts* zwischen Jack Dempsey und Georges Carpentier immer wieder angesehen. Nun sollte er vielleicht die Chance bekommen, das Erbe dieser beiden Boxer anzutreten. Aber dazu musste er Risko schlagen. Risko war ein unangenehmer Gegner, und er war noch nie ausgeknockt worden. Gegen den späteren Weltmeister Gene Tunney hatte Risko alle Runden überstanden, und auch wenn Tunney den Kampf klar nach Punkten gewonnen hatte, gab er später an, sich beide Fäuste an Riskos Schädel kaputtgeschlagen zu haben. Johnny Riskos Fähigkeiten waren überblickbar, aber der Mann war

erfahren und gefährlich. Es schien so, als würde es das härteste Stück Arbeit werden, das Max Schmeling in seiner bisherigen Karriere zu verrichten hatte.

Tatsächlich muss Schmeling gegen Johnny Risko alles zeigen, was er jemals gelernt hat. Den abwartenden, zerstörenden Stil, den er gelernt hat, genauso wie das dynamische, bewegungsreiche Boxen, das er sich in den USA antrainierte. Risko ist etwas kleiner als Schmeling, aber schwerer. Und er setzt den Deutschen von Beginn an unter enormen Druck, greift mit Serien und Haken an. Risko trifft in der ersten Runde häufiger und treibt Schmeling vor sich her. Aber in einem hektischen Angriff kann Schmeling seine Rechte ins Ziel bringen, und Risko geht zu Boden.

Risko erholt sich schnell. Er versucht den harten Treffer zu ignorieren und greift weiter hartnäckig an. Bis zur fünften Runde hat er sich sogar einen Vorsprung auf den Punktzetteln erboxt – obwohl er in der ersten Runde mit dem Niederschlag auch gleich zwei Punkte verloren hat. Später sagt Schmeling: »In den ersten fünf Runden sah es manchmal bedenklich für mich aus.« Ab der siebten Runde kann Schmeling den Kampf nach seinem Willen gestalten. Risko hat keine Kraft mehr, ihm hinterherzujagen, und gleichzeitig keine Idee mehr, wie er die Treffer vermeiden könnte. Als er seine Linke immer mehr hängen lässt, muss er die Rechte Schmelings abermals voll einstecken und geht wieder zu Boden. Von diesem Niederschlag erholt er sich nicht mehr richtig, obwohl er sich noch einmal hochkämpfen und in die achte Runde retten kann.

Risko will diesen Kampf nicht verloren geben, denn er weiß, dass es seine letzte Chance ist, sich ganz nach oben zu boxen. Er holt tief Luft und wühlt sich in die nächste Runde. Aber er ist zu erschöpft und wird nun von ganzen Schlagserien getroffen. Er stolpert im Ring umher, aber seine Betreuer nehmen ihm die Entscheidung nicht ab, indem sie das Handtuch werfen. Wieder trifft Schmeling mit seiner Rechten. Wieder geht Risko zu Boden. Und wieder kann er sich nach oben stemmen und die Runde beenden.

Seine Hartnäckigkeit löst zwar Bewunderung bei Schmeling aus, doch er fühlt sich auch angestachelt, eine besonders gute Leistung zu zeigen, also bedient er Riskos unbändigen Durchhaltewillen mit Serien von Schlägen, die ohne große Gegenwehr in Riskos Schädel einschlagen. Schmeling zeigt mit Gesten an, dass sein Gegner am Ende ist, dass die Ecke oder der Ringrichter Schluss machen sollen, aber erst nach weiteren harten Schlägen, die Risko weder abwehren noch beantworten kann, ist es aus. Als Risko vor Schmeling steht und nicht mal mehr die Hände zur Deckung hebt, bricht der Ringrichter ab. Riskos Sekundanten springen in den Ring und führen ihn mit glasiertem Blick in seine Ecke.

Mit seinem Sieg machte Schmeling sich weitere Freunde in den USA. Nat Fleischer, Herausgeber des Box-Magazins *The Ring*, war anwesend und begeistert. Fleischer schrieb über Schmeling: »Er hat alles, was ein großartiger Boxer braucht. Ihn wird man im Auge behalten müssen, er wird ein Champion werden.«

The Ring, die Zeitschrift mit der selbstbewussten Unterzeile *The Bible of Boxing*, ist nicht nur das Gegenstück zum *Boxsport*. Wer in *The Ring* steht, ist am Ziel. Wer hier zum Talent erklärt wird, ist wirklich eins. Dass dieses Magazin Schmelings Namen erwähnt – und auch noch richtig schreibt –, war mehr wert als drei Siege gegen Mittelklasseleute. Nach dem Kampf bedankte Schmeling sich beim Publikum, zunächst auf englisch, dann auf deutsch. Die Zuschauer waren begeistert. Wenn er die nächsten Tage durch New York lief, wurde er zum ersten Mal auf der Straße erkannt: »That's the German Killer!« Ein paar Tage später gab der deutsche Botschafter in Washington, Friedrich Wilhelm von Prittwitz und Gaffron, einen Empfang zu Schmelings Ehren. In Deutschland war die üble Nachrede, die er nach seiner Flucht vor Haymann und seinem Bruch mit Bülow hatte ertragen müssen, schnell vergessen. Plötzlich gab es einen deutschen Weltklasseboxer. Es war ein guter Zeitpunkt, um die Heimat zu besuchen – und den Ruhm auszukosten.



Auszug aus *Meine Methode des Boxens* von Georges Carpentier:

»Im Ring sollte der junge Boxer vor allem versuchen, stets eine lächelnde Miene zur Schau zu tragen. Geh hinüber zu deinem Gegner und schüttle ihm freundlich die Hand. Vergiss für den Augenblick, dass du dich in der Öffentlichkeit bewegst, und benimm dich, als ob du dich in der Trainierschule befändest. Beobachte den Eindruck, den deine Bewegungen auf deinen Gegner machen. Studiere den Ausdruck seines Gesichts, seiner Augen und der seines Managers, wenn dieser als Hauptsekundant fungiert. Entdeckst du auch nur den leisesten Anschein von Ängstlichkeit bei einem von ihnen, so ist dies ein sicheres Zeichen dafür, dass sie nervös sind. Dies ist der richtige Augenblick, sie durch fröhliches Auftreten und vergnügte Unterhaltung von deiner eigenen Gemütsruhe zu überzeugen. All dies muss aber natürlich sein und wirklichem Selbstvertrauen entspringen. Ist dies nicht der Fall, dann spiele deine Rolle, so gut du eben kannst. Achte aber darauf, dass du sie schauspielerisch richtig spielst, denn es ist ein Eingeständnis von Schwäche, wenn man eine Sache entweder übertreibt oder schlecht ausführt.«

KAPITEL 13

Heimaturlaub

»Wer wird etwas Großes erreichen,
wenn er nicht die Kraft und den Willen in sich fühlt, große Schmerzen zuzufügen?

Das Leidenkönnen ist das wenigste: Darin bringen es schwache Frauen und selbst Sklaven oft zur Meisterschaft. Aber nicht an innerer Not und Unsicherheit zugrunde gehen, wenn man großes Leid zufügt und den Schrei dieses Leides hört –
das ist groß, das gehört zur Größe.«

Friedrich Nietzsche

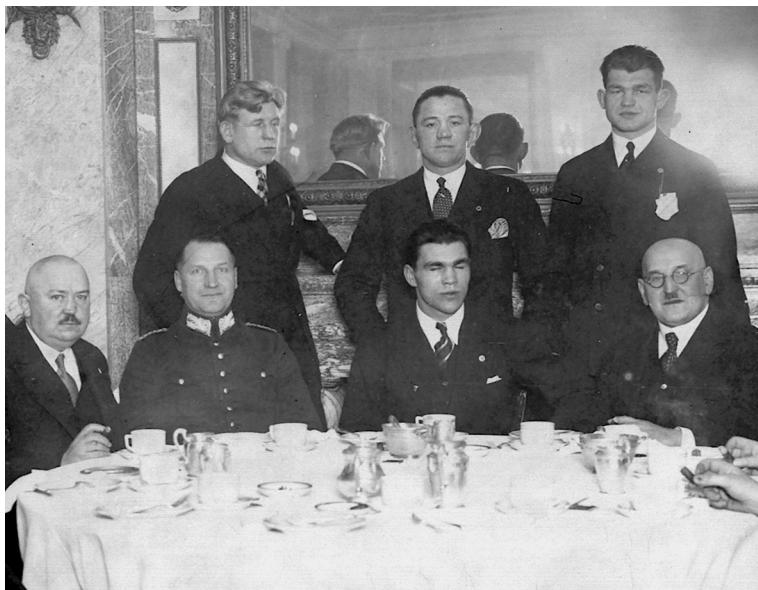
Für Schmeling begann nun die beste Zeit seines Lebens. Nach ein paar Werbeauftritten und Empfängen, die Jacobs nach dem Risko-Kampf arrangiert hatte, wurden in Summit, bei Madame Bey, die Koffer gepackt. Am 16. Februar 1930, zwei Wochen nach seinem Sieg gegen Risko, schifften sich Schmeling, Machon und Jacobs auf der »Deutschland« ein, um ebendorfthin zu fahren.

An Bord war eine junge tschechische Schauspielerin, Jarmila Vacková. Vacková, 21 Jahre alt, hatte in der Tschechoslowakei eine kleine Karriere als Schauspielerin begonnen. Sie war nach Amerika gegangen, weil sie in Chicago geboren worden war und sich dort zu Hause fühlte. Aber das war eine Fehlentscheidung gewesen. Auf der Rückfahrt nach Europa lernte sie Schmeling kennen, konnte aber nur von Misserfolgen berichten, während er vor Selbstbewusstsein strotzte. Trotzdem verstanden die beiden sich sehr gut. Als sie von Bord gingen, hatten sie Adressen getauscht, und Schmeling verabschiedete sich mit dem Satz: »Ich werde eines Tages bei Ihnen auftauchen, das heißt, wenn Sie sich darüber freuen.« Die »Deutschland« legte in Cuxhaven an, und Max Schmeling wurde bereits hier von einem kleinen Empfangskomitee begrüßt. Unter ihnen sein ehemaliger Chef William Wilkens, in dessen Anzeigenexpedition er einen kurzen Ausbildungsversuch unternommen hatte. Auch seine Mutter war da. Die hoch gewachsene, resolute Frau, die immer einen strengen Zug um die Mundwinkel trug, wurde von dem Journalisten Willy Meisl

ausgefragt. Meisl wollte wissen, ob es nicht noch mehr Söhne bei den Schmelings gab, ob da vielleicht noch weitere Talente in der Familie schlummerten. Amanda Schmeling antwortete: »Ja, einen, aber der ist nicht so tüchtig wie Maxe.«

In ihrem Leben und in Max Schmelings Erinnerung nimmt der Bruder kaum Platz ein. Außer einigen Schilderungen aus der Jugendzeit, die sich in allen Büchern, die Schmeling über sich selbst hat schreiben lassen, wiederholen, verliert sich die Spur von Rudolph Schmeling. Wenn man Amanda oder Max Schmeling nach ihm fragte, wurden sie schweigsam. Aus den vielen kleinen Nebenbemerkungen im Laufe der Jahre kann man lediglich vage schließen: Der Bruder war der Gegenentwurf zu Max. Der schwache Schmeling. Max und Amanda versuchten ihn möglichst wenig zu erwähnen. Nachdem seine Schwester bei jenem tragischen Unfall zwei Jahre zuvor ums Leben gekommen war, lebte Max praktisch wie ein Einzelkind.

Von Cuxhaven aus ging es mit dem Zug nach Berlin. Bei seiner Ankunft auf dem Lehrter Bahnhof musste die Polizei das Gebäude sichern, weil so viele Fans gekommen waren. Jeder wollte sich nun mit dem Hoffnungsträger sehen lassen. So schnell, wie die deutsche Presse und die deutschen Boxverbandsfunktionäre ihn verflucht hatten, so schnell vergaßen sie ihre eigenen Reden. Schmeling allerdings vergaß es nicht. Er ließ sich gerne zu den Empfängen und den Feiern einladen. Es war ihm eine Genugtuung, »im Munde aller Sportfreunde zu sein«, wie er sagte. Auf einem Bild anlässlich eines Empfangs, der durch den Boxverband ausgerichtet wurde, steht Schmeling in der Mitte, und links und rechts von ihm drängt sich jeder ins Bild, der etwas im deutschen Berufsboxen zu sagen hat. Aber nach einer kleinen Tournee zog Schmeling sich schnell zurück, um weiter zu trainieren. Schließlich hatte er schon einmal seine eigentliche Aufgabe vor lauter Partys aus den Augen verloren. »Aber was sind Feiern, Ehrungen, Ruhm und Geld doch gegen den einen, schönsten Moment, wenn man im Ring steht und weiß, dass man gewonnen hat.« Wenn Schmeling zu dieser Zeit nicht trainierte, versuchte er sich zu bilden. Er suchte sich Freizeitbeschäftigungen, die zu seinen Trainingszeiten und



In Schmelings Ruhm sonnte man sich gern, zum Beispiel bei Empfängen wie hier im Hotel Adlon in Berlin. Hinter Max Schmeling stehen die Boxer Hans Breitensträter, Paul-Samson Körner und Franz Diener. Vorn in der Mitte sitzt Max Schmeling flankiert von ranghohen Offiziellen und Funktionären.

seinen häufigen Ortswechseln passten. Er ging ins Theater, ins Kino, und er las viele Bücher.

Exweltmeister Gene Tunney, der nach seinem Rücktritt allen Versuchen widerstanden hatte, wieder in den Ring zu steigen, hatte großen Eindruck auf Schmeling gemacht. Tunney galt schon zu seiner aktiven Zeit im Boxgeschäft als kluger Kopf – nun hatte er tatsächlich begonnen, Philosophie zu studieren. Natürlich hatte Tunney sich damit den Spott der Fachleute zugezogen. Aber er blieb bei der Sache. Schmeling las zu dieser Zeit viele zeitgenössische Romane, damit er mitreden konnte, wenn er bei Runden zu Flechtheim eingeladen war oder mit Fritz Kortner in »Schwannekes Weinstube« einkehrte. Er war stolz auf seine kleine Bibliothek, in der persönlich signierte Bücher von ihm bekannten Autoren standen. Auch wenn ein Buch mal

nicht so unterhaltsam war, hielt Schmeling es für seine Aufgabe, sich durch die Seiten zu kämpfen. Unterhaltungsliteratur, mit Ausnahme der Thriller von Edgar Wallace, schätzte er nicht. Wenn er Zerstreuung suchte, las er Biografien oder Reisegeschichten.

Für ein Buch über seinen Freund Fritz Kortner verfasste Schmeling sogar selbst einen Aufsatz. Genau genommen ließ er ihn durch einen Schreiber namens Otto Zarek aufzeichnen. Der Aufsatz beginnt so:

»Ich bin, gestatten Sie, dass ich mich vorstelle, nur ein Boxer.
Ich bin also, gestatten Sie, dass ich dies hinzufüge, damit als amusisch abgestempelt.

Nicht ich, der Mensch – sondern ich, der Boxer.

Schade.

Denn ich kann nicht verhindern, dass ich die Kunst liebe.«

Seine sonstigen Leidenschaften waren nicht ganz billig: Er fuhr gerne Ski, spielte Golf und besorgte sich bald ein schnelles Auto, mit dem er nach Lanke fahren und seine Ruhe finden konnte.

Währenddessen hatte sich Bülow ein Appartement auf dem Broadway genommen und wartete in aller Ruhe, dass die Schecks von Schmelings Kämpfen bei ihm eingingen. Und so gut, wie Jacobs seinen Job machte, würden es bald sehr hohe Schecks werden. Schmeling hatte sich mit seinem Sieg über Risko in die erste Reihe der Schwergewichtler gekämpft, ab jetzt würde es nur noch fünfstellige Beteiligungen für Bülow geben. In Dollar-Währung zu dieser Zeit ein kleines Vermögen. Jacobs hatte noch einmal mit Bülow zu handeln versucht. Er wollte ihn auf 20 Prozent drücken, aber Bülow ging nicht darauf ein. Er hatte nichts anderes, was er tun konnte, nach Deutschland wollte er nicht als Verlierer zurückkehren, und außerdem sah er sich im Recht. Zur großen Enttäuschung für Schmeling und Jacobs sahen die Deutschen Verbandsfunktionäre das genauso. Der Vertrag war rechtens – so wie es auch die NYSAC entschieden hatte. Die nächsten knapp zwei Jahre würde Bülow auf jeden Fall noch mitkassieren. Und diese Zeit einfach auszusitzen wäre Wahnsinn gewesen für einen Boxer in dieser Phase seiner Karriere und im besten Alter.

Schmeling soll das immerhin erwogen haben in seinem Zorn. Lieber selbst nichts verdienen, als Bülow weiter Geld in den Rachen zu werfen. Aber so weit ging er dann doch nicht.

Jacobs reiste bald wieder in die USA ab, um dort neue Kämpfe zu beschaffen. Währenddessen trieb Max Schmeling seine Karriere in Deutschland voran. Er begann frühzeitig, sich eine Beschäftigung zu suchen, die ihn in der Zeit nach dem Boxen befriedigen und ernähren könnte. Und wenn gefragt wurde, was er denn geworden wäre, wenn es mit dem Boxen nicht geklappt hätte, war die Antwort: »Schauspieler. Der Ruhm schmeckt einfach zu gut.«

Er hatte schon eine kleine Nebenrolle in einem Film übernommen, als er noch in Berlin war. »Ganz ehrlich muss ich feststellen, dass mir der Schauspielberuf wahrscheinlich auch deswegen so sympathisch ist, weil man als Schauspieler wie als Boxer populär sein kann, und diese Volkstümlichkeit kann man nicht mehr entbehren, wenn man



»Der Ruhm schmeckt einfach zu gut.« Max Schmeling liebte die Schauspielerei ebenso wie das Boxen. Während der Dreharbeiten zu *Frau im Mond* trifft er 1929 den Schauspieler Willy Fritsch (links neben Schmeling) und Regisseur Fritz Lang in Babelsberg. Rechts im Bild: Artur Bülow.

erst einmal Blut geleckt hat«, schrieb er 1930 in seiner ersten Autobiografie. Er bekam bald Gelegenheit, seine Popularität in Deutschland weiter zu steigern. Reinhold Schünzel, einer der erfolgreichsten Regisseure der Ufa und selbst Mitglied im Verband deutscher Faustkämpfer, bot Max Schmeling die erste Hauptrolle in einem Film an.

Liebe im Ring war, wie der Titel schon nahe legt, im Boxmilieu angesiedelt. Auch sein ehemaliger Trainingspartner Herse spielte mit, ebenso Samson-Körner, der immer noch ein Boxstar in Deutschland war. Machon war als Trainer zu sehen. Die Hauptrolle wurde auf Schmeling zugeschnitten.

Er spielte den braven jungen Mann Max, den Sohn einer Obsthändlerin, der sich in die süße Hilde verliebt und bei einem Varietébesuch von einem Manager entdeckt und zu einem Boxer aufgebaut wird. Als er seinen ersten großen Kampf gegen einen farbigen Boxer namens Ali gewinnt, beginnt sich die Salondame Lilian für Max zu interessieren. Sie macht Eindruck auf den jungen Mann und kann ihn weglocken von Punchingbällen und seiner Freundin Hilde. Aber bald muss er feststellen, dass Lilian auch andere Männer mag. Bei seinem nächsten Boxkampf taucht sie mit einem Nebenbuhler auf, was zu Verwirrungen im Ring führt. Natürlich muss Max nun auf den Pfad der Tugend zurückfinden und sich wieder auf die eigene Härte besinnen. Am Ende gewinnt er – wenig überraschend – das Herz von Hilde und seine Ehre zurück.

Der Film hatte Jugendverbot bei seiner Uraufführung, auch deswegen, weil ein Highlight eine ausgedehnte Duschszene ist, in der Schmeling mit dem Rücken zur Kamera, aber splitternackt zu sehen ist. Regisseur Schünzel wusste, was die Leute in einem Schmeling-Film sehen wollten. Der Film war selbst für damalige Verhältnisse von geistötender Schlichtheit. Schmeling war stolz auf seine erste Rolle, aber Schünzel drehte ihn nur, um Geld zu verdienen. Genauso wie Kurt Gerron, der Max' Manager spielte, und Olga Tschechowa, die als Lilian zu sehen war. Besonders tragisch für Schmeling: In den letzten Drehtagen wurde entschieden, den Film als Tonfilm in die Kinos zu bringen. Diese Mode setzte sich langsam durch. Nicht alle Szenen

mussten neu vertont werden, aber es wurde ein Lied geschrieben, welches ausgerechnet er singen sollte – Max Schmeling, der kein Rhythmusgefühl hatte und eine Singstimme, die einem Kopfschmerzen bereitete. Als Schmeling ins Tonstudio kam, um das *Boxerlied* einzusingen, hörte sich Arthur Guttmann, der Komponist des Liedes, nur einen Versuch an, dann sagte er: »Tja, mein lieber Max, vielleicht versuchen wir es mal mit Sprechgesang.«

So kam es, dass Max Schmeling jenes Lied mehr rappte als sang, dessen Refrain zu Recht als Einziges noch von diesem Film bekannt ist.

»Das Herz eines Boxers kennt nur eine Liebe:
Den Kampf um den Sieg ganz allein.
Das Herz eines Boxers kennt nur eine Sorge:
Im Ring der Erste zu sein.
Und schlägt einmal sein Herz für eine Frau
– stürmisch und laut –
das Herz eines Boxers muss alles vergessen,
sonst schlägt ihn der nächste knock-out!«

Alles weitere erledigten seine Mitspieler Kurt Geron und Hugo Fischer-Koppe für ihn.

Liebe im Ring wurde in wenigen Tagen heruntergedreht. Und nach der Verlängerung durch die Vertonung war nun endlich genug Freizeit da, um einen längst überfälligen Besuch zu machen. Schmeling setzte sich in sein Auto und fuhr nach Prag. Er besuchte Jarmila Vacková und verbrachte ein paar schöne Tage mit ihr. Sie bemühte sich gerade um eine Rolle in der Verfilmung von *Der brave Soldat Schwejk* und erzählte Schmeling auch von ihrem großen Vorbild, dem tschechischen Filmstar Anny Ondra. Jarmila und Max konnten nicht allzu viel Zeit miteinander verbringen, vielleicht wollte er das auch nicht. Er sollte wieder zurück nach Berlin, Jacobs' Vertragsverhandlungen in den USA gingen voran, bald würde Schmeling wieder nach Amerika fahren müssen. In der Woche nach Schmelings Abreise aus Prag erschien die *Česko Slovo*, eine tschechische Zeitung, mit einem Bericht über das verliebte Wochenende des Filmsternchens mit dem Meister-

boxer. Jarmila Vacková wurde nach Schmeling gefragt und beschrieb ihn laut der Zeitung als »intelligenten, distinguierten und hauptsächlich sympathischen jungen Mann«. Und die *Česko Slovo* fantasierte sich am Ende des Artikels die Hoffnung zusammen: »Zum Schluss gibt es gar eine ganz wunderbare Verlobungs- bzw. Vermählungsanzeige.« Dazu sollte es nicht kommen.

Schmeling war auf Brautschau, aber er war es nicht im gleichen Tempo und mit der gleichen Energie, mit der er seine Boxkämpfe bestritt. Und er hatte wenig Zeit. In Berlin warteten wieder offizielle Termine auf ihn. Erste Vertragsverhandlungen, die Jacobs in den USA eingeleitet hatte, führten zum Erfolg – er wollte einen Ausscheidungskampf gegen Paulino Uzcidun, den Exeuropameister, den *baskischen Holzfäller*. Und es wartete jemand auf Schmeling: Olga Tschechowa.

Die Filmdiva hatte während der Dreharbeiten zu *Liebe im Ring* großen Gefallen an dem Boxer gefunden. Auch wenn sie die gemeinsame Arbeit nicht nur in guter Erinnerung behalten hatte. Sie und Schmeling mussten sich für eine Aufnahme diverse Male küssen. Die Mehrzahl der deutschen Männer hätte sich einen Finger abhacken lassen für einen Kuss der Tschechowa, aber sie hatte Mumps, und Schmeling war, wie jeder ordentliche Boxer, zuerst einmal an seiner eigenen Gesundheit interessiert, denn die war sein Kapital. Schon eine Erkältung konnte ihn in der Vorbereitung aus der Bahn werfen. Mumps wäre eine Katastrophe gewesen. Also bat Schmeling die Tschechowa mehrmals darum, vor den Kusszenen die Luft anzuhalten und zwischen den Aufnahmen immer ein Tuch vor den Mund zu nehmen. »Wenn du mich ansteckst, zerbreche ich dich«, soll er gesagt haben.

Die Schauspielerin aus Moskau war in Berlin hängengeblieben, hatte einen Exmann in Russland zurückgelassen und eine kleine Tochter mitgebracht. Der acht Jahre jüngere Schmeling war auch nach dem Schluss der Dreharbeiten häufig zu Gast bei Tschechowa, woran sich ihre Tochter Ada so erinnerte: Max Schmeling habe ihr damals öfter angekündigt, sie später heiraten zu wollen. Das sollte ein Witz sein, vor allem auf Kosten der Mutter, er spielte damit auf den Altersunterschied zwischen sich und Olga Tschechowa an.

In dieser Zeit versuchte Schmeling auch, alte Rechnungen zu begleichen. Er deckte sich mit Handtaschen, Uhren, Ketten und Schirmen ein und fuhr nach Düsseldorf, Benrath und Köln, um sich bei alten Bekannten zu bedanken. Er besuchte seine ehemaligen Sportvereine, alte Arbeitsstätten sowie Wirte, bei denen er gewohnt hatte, und brachte für jeden ein Geschenk mit. Am 4. April war er wieder zurück in Berlin, um sich den Kampf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft anzusehen. Ludwig Haymann, sein Nachfolger, siegte gegen Rudi Wagner nach Punkten. Aber der Star des Abends war Schmeling. Das musste auch Haymann, der alte und neue deutsche Meister, einsehen.

Der wirkliche neue Star des Sportpalastes war allerdings auch nicht Schmeling. Und auch nicht mehr die Radfahrer des Sechstagerennens oder die Eisläufer. Es war Adolf Hitler. Nachdem sein Redeverbot in Brandenburg aufgehoben worden war, hatte er hier einen seiner ersten großen Auftritte. Schmeling lebte in einem Berlin, in dem man mit interessanten Schriftstellern und attraktiven Tänzerinnen und Schauspielerinnen zusammentraf. Ein Berlin, in dem wer sein Geld in Dollar-Währung verdiente, bedenkenlos Lokalrunden ausgeben konnte. Aber während Schmeling zum deutschen Star wurde, sich ein Auto kaufen und alte Freunde beschenken konnte, ging es dem Rest der Deutschen immer schlechter.

Das Berlin, das Schmeling zu dieser Zeit erlebte, die Metropole der Kunst, Toleranz und Weltoffenheit – war nur dann so schön, wenn man es aus einem Elfenbeinturm heraus betrachtete und sich abends auf einem Haufen Geld zur Ruhe legte. Aber die Menschen, die Tickets für die Boxkämpfe kauften, hatten kaum noch Geld, um sich auch eine Zigarre dazu zu leisten. Und die Ursachen für die Not waren schnell benannt: die Besatzungsmächte, die Reparationszahlungen nach dem Ersten Weltkrieg, die satten Bonzen im Reichstag, die Börsenspekulanter.

Adolf Hitler wurde zu einer Attraktion wie die Kämpfer im Sportpalast. Die Boxer gaben den Männern die Möglichkeit, in einer sehr schlichten Konfrontation die eigenen Sorgen für ein paar Minuten zu vergessen. Hitler zeigte ihnen plötzlich eine Perspektive auf, wie sie ihre

Sorgen womöglich langfristig lösen konnten. Diese Entwicklung war kaum zu übersehen, und jeder einigermaßen kritische Geist begann, sich Sorgen zu machen. So auch viele Menschen in Schmelings Umfeld. Nicht nur die jüdischen Freunde und Kollegen, wie Alfred Flechtheim und Reinhold Schünzel oder Schmelings neuer Schauspielkollege Kurt Gerrat. Auch Männer wie Heinz Ditgens, der Wirt der »Roxy Sportbar«, in die Schmeling gerne ging, war besorgt. Die meisten von Schmelings Bekannten ahnten, aufgrund ihrer privilegierten Situation, dass die Entwicklung in Deutschland eine ungute Richtung nahm.

Schmeling aber hatte ganz andere Sorgen. Mitte April erreichte ihn ein Telegramm von Jacobs: »kampfabschluss gegen paolino [sic!] so gut wie perfekt stop kommt sofort stop.« Machon und Schmeling kamen sofort zusammen, um die Abreise zu planen. Paulino Uzcudun, das wussten beide, würde ein harter Gegner werden. Ein langsamer, aber starker Kämpfer, dessen Nehmerfähigkeiten legendär waren: Man konnte ihn praktisch nicht niederschlagen. Machon fragte Schmeling: »Glaubst du, dass du den Spanier schlagen kannst?«

»Allerdings.« Also packten die beiden ihre Koffer, um Amerika zu erobern. Deutschland war ihnen zu klein geworden.

In Amerika hatte Jacobs eine letzte Verhandlungsrunde mit Bülow abgebrochen. Im Auftrag und mit dem Einverständnis Schmelings hatte er versucht, Bülow den Rest der Vertragslaufzeit einfach abzukaufen. Sie starteten mit einem Angebot von 10 000 Reichsmark. Als sie schließlich bei 100 000 Reichsmark angekommen waren, wollte Bülow noch weniger verkaufen als am Anfang. Wenn Jacobs und der sparsame Schmeling so viel rausrücken würden, war wahrscheinlich noch viel mehr drin. Bülow lehnte ab. Stattdessen stiftete er Verwirrung, indem er deutschen Zeitungen immer wieder von Kämpfen berichtete, die er für Schmeling in den USA abgemacht habe. Manchmal musste Schmeling morgens aus der Zeitung erfahren, wann er laut Bülow als nächstes boxen sollte. Rechtlich konnte man Bülow das nicht verbieten. Die NYSAC hätte einen Kampfvertrag, den Bülow verhandelt hätte, nicht ratifiziert, aber rechtlich war er befugt, sich nach Gegnern für Schmeling umzusehen.

Aber in Jacobs sollte Bülow seinen Meister finden. Jacobs, der an Schmelings Kämpfen ohnehin nicht verdienen konnte, solange Bülow noch beteiligt war, machte dem *Madison Square Garden* und Millicent Hearst ein listiges Angebot: Bis auf eine fixierte Gage für die Kämpfer und die Miete für den Garden sollten *alle* Einkünfte aus einem Uzcidun-Schmeling-Kampf an den »Milchfonds« von Millicent Hearst gehen, die damit mittellose Mütter unterstützte. Auch Uzcuduns Management war von diesem Schachzug schnell überzeugt, denn Jacobs erklärte ihnen plausibel, dass sich diese Investition später ganz anders rechnen würde: Die beiden immer noch halbwegs unbekannten Boxer aus Spanien und Deutschland würden damit auch noch dem letzten Amerikaner näher gebracht werden. 300 Hearst-Blätter, damals noch ohne Konkurrenz durch das Fernsehen, würden immer und immer wieder Geschichten über die Boxer aus Europa bringen, damit die Begegnung der beiden Ausländer zu einem absoluten Großereignis im *Madison Square Garden* werden würde – obwohl kein Amerikaner an diesem *Elimination Bout* beteiligt war. Selbst wenn die Veranstaltung für beide Boxer dadurch nicht besonders lukrativ wurde, waren die Aussichten auf Nebeneinkünfte umso verlockender. Filmauswertung, Auftritte vor und nach dem Kampf, so genannte *Exhibition Fights*, Schaukämpfe, bei denen die Menschen im Rest des Landes, die den Begegnungen sonst nur am Radio folgen konnten, die Boxer sehen konnten – all das brachte Geld. Geld, von dem Bülow nie einen Dollar sehen würde.

Schmeling war schnell überzeugt, auf seine Prozente zu verzichten. Und Bülow machte einen schweren Fehler: Er weigerte sich. So fanden sich Jacobs und Bülow ein weiteres Mal bei der NYSAC ein. Dort verspielte Bülow seine restlichen Sympathien bei William Muldoon, dem Präsidenten der NYSAC, der natürlich die Macht der Hearsts fürchtete. Bülow wollte auch nur für diesen einen Kampf nicht auf seinen Anteil verzichten und gefährdete das Geschäft für die Milchfonds. Muldoon tobte wegen des störrischen Bülow: »Er ist fremd, lebt hier im Land und verdient Geld, nimmt unseren Schutz und will nichts für unsere Verhandlungen tun.« Die NYSAC setzte den Vertrag

zwischen Bülow und Schmeling, der genau wie Uzcidun ein Fixum von 90 000 Dollar für die Begegnung erhalten würde, aus. Darüber hinaus würden die Boxer keinen Cent Beteiligung bekommen, auch wenn die Veranstaltung sehr viel mehr einbringen sollte. Vor allem hatte Schmeling nun aber die NYSAC auf seiner Seite, wann immer es wieder Ärger mit Bülow geben sollte.

Jacobs zeigte außerdem sein ganzes Marketingtalent beim Uzcidun-Schmeling-Kampf. Zeitungen schrieben, nachdem er sich mit der NYSAC einig geworden war: »Schmeling boxt für Babys«, und »Pao-lino kämpft für Kindermilch«. Mit Uzciduns baskischem Nachnamen hatten die Amerikaner Schwierigkeiten. Also wurde er nur »Pao-lino« genannt. Um den Vertragsproblemen mit Bülow, der inzwischen nur noch mit einem dubiosen New Yorker Anwalt im Schlepptau bei der NYSAC auftauchte, aus dem Weg zu gehen, verabredeten Jacobs und Uzciduns Management, dass beide Boxer über Kanada einreisen und den Kampfvertrag dort abschließen sollten. So konnte Bülow auch vor Gericht nichts gegen die Abmachung unternehmen. Schmeling kam in Halifax an und fuhr weiter nach Montreal. Dort traf er mit Uzcidun zusammen, den er bereits aus dem gemeinsamen Aufenthalt im Trainingscamp von Madame Bey kannte.

Jacobs und William F. Carey, nach Rickard der neue Präsident des *Madison Square Garden*, nutzten auch diese List, um wiederum Werbung für den Kampf zu machen. In einem Sonderzug wurden Journalisten aus New York nach Montreal geschafft, um bei der Vertragsunterzeichnung der beiden Boxer anwesend zu sein. Abends feierten sie in Frack und Zylinder. Die Schreiber kamen reichlich, weil sich die Zahl der möglichen Gegner um den Weltmeisterschaftstitel immer weiter verringerte. Nachdem Schmeling vor drei Monaten Johnny Risko aus dem Herausfordererfeld gefegt hatte, war Jack Sharkey gegen Will »Young« Stribling zu einem Punktsieg gekommen.

Nun blieben also neben Schmeling, Uzcidun und Sharkey nur noch Otto von Porat und Phil Scott im erweiterten Bewerberkreis. Sogar Ludwig Haymann, der deutsche Meister, versuchte sich noch mal ins Gespräch zu bringen, womöglich angestachelt durch Schmelings

triumphalen Deutschlandbesuch. Haymann hatte bisher nie den Mut gefunden, sein Glück im internationalen Wettbewerb zu versuchen. Nun boxte er gegen den Europameister Phil Scott – und verlor nach Punkten in 15 Runden. Damit war er draußen.

Als Schmeling diesmal aus Montreal nach New York kam, konnte er den Unterschied zwischen einem normalen Berufsboxer und einem Kandidaten um die Weltmeisterschaft schon daran bemerken, dass er ein eigenes Camp eingerichtet bekam. Er musste nicht mehr als einer unter vielen bei Madame Bey trainieren, es gab nun ein »Camp Schmeling«, in dem alles auf ihn zugeschnitten war. Und er hatte zum ersten Mal in seiner Karriere volle sechs Wochen Zeit, sich auf einen Kampf vorzubereiten. Schmeling, Machon und ihre ganz Entourage zogen auf dem Besitz des reichen Sportfans Bill Dwyer in Lakewood im Staat New York ein. Lakewood ist ein kleines Städtchen direkt an einem See. Die Leute mussten nun Eintritt zahlen, nur um Schmeling trainieren zu sehen. Es wurden Bänke aufgebaut, auf denen seine Fans und die Journalisten zusehen konnten, wie er auf Sandsäcke ein-drosch oder Sparringspartnern zusetzte. Und egal, wie viele Menschen in den Wochen bis zum Kampf hier auftauchten – alle waren wegen ihm hier. Auch die Einwohner von Lakewood, allen voran der Bürgermeister, taten alles, um ihrem prominenten Gast den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen. Sogar das Kinoprogramm wurde auf seine Wünsche abgestimmt.

Für die Gemeinde Lakewood waren die sechs Wochen mit Schmeling gute Werbung: Die vielen Journalisten aus New York, die sich nun tagelang in Lakewood aufhielten, in der Hoffnung, es würde irgendwas passieren, schrieben natürlich auch über den Ort, der sich so als Naherholungsgebiet für gestresste New Yorker empfahl.

Max Schmeling vertrieb sich die trainingsfreie Zeit mit Golfspielen, gab Interviews, oder ging auch mal mit Journalisten fischen, im See direkt vor seiner Tür. Machon hatte einen Ernährungsplan ausgearbeitet, den ein eigens engagierter Koch zubereitete: Otto Weinmann, der früher bei *Janssen* in New York und im *Kempinski* in Berlin gearbeitet hatte. Die Journalisten aus Deutschland waren beeindruckt von der

Qualität der Speisen. Im *Boxsport* stand zu lesen »Wenn Schmeling hier verlieren sollte, am Essen kann es nicht gelegen haben.«

Aus New York wurden Preisboxer engagiert, die in Größe und Gewicht dem etwas kleineren, dabei aber schwereren Uzcudun ähnelten und technisch zumindest so gut waren, dass sie den Boxstil des Basken imitieren konnten. Alle paar Tage wurden sie ausgewechselt, damit Schmeling nicht in Routine verfiel, sich nicht automatisch auf die Schwächen, die Limitierungen seiner Trainingspartner einstellen konnte. 25 Dollar täglich bekamen sie dafür, dass sie sich zwei Runden mit Schmeling prügeln, plus Reisekosten und Verpflegung. Trotzdem war es nicht ganz einfach, immer für Nachschub zu sorgen. Prominente wie Georges Carpentier kamen zu Besuch, nicht nur aus Freundlichkeit, sondern auch, um ihre Popularität zu steigern, denn ein paar Zeilen zu seiner Einschätzung des Kampfes in den nächsten Berichten der Reporter waren dem französischen Starboxer sicher. Spätestens hier lernte Schmeling alles, was es über Werbung und Öffentlichkeitsarbeit zu lernen gab. Er wurde ein Medienprofi.

Schmeling rechnete sich gegen Uzcudun gute Chancen aus: Im Trainingslager bei Madame Bey hatte Schmeling gesehen, dass Uzcudun eigentlich zu langsam, zu unbeweglich war, um ihm wirklich gefährlich zu werden. Doch immerhin war Uzcudun Europameister, hatte in seinen letzten Kämpfen Ludwig Haymann k.o. geschlagen und den norwegischen Meister Otto von Porat nach Punkten besiegt. Und natürlich wollte er sich mit einem Sieg über Schmeling ebenfalls für einen Weltmeisterschaftskampf qualifizieren.

Am Tag des Kampfes, dem 26. Juni 1929, nimmt der Reklamegeiz von Jacobs noch mal eine neue Dimension an: Zum Einwiegen kommt Schmeling mit dem Boot angefahren, Uzcudun wird mit einer kleinen Maschine eingeflogen. Die beiden begrüßen sich freundlich, schütteln sich die Hand, und Schmeling diktiert den Reporten seine Einschätzung in die Blöcke, Uzcudun »spätestens in der zwölften Runde, vielleicht auch früher k.o. schlagen« zu können – obwohl Uzcudun in seiner Karriere noch nie k.o. gegangen ist.

Am Abend erscheinen beide Boxer im Abstand von einer halben Minute im Ring. Schmeling geht, kurz bevor die Handschuhe angezogen werden, nochmals zu Uzcudun und schüttelt ihm die Hand. Der Baske, selbst mit einem eher freundlichen Wesen ausgestattet, nimmt die Geste dankbar an. Applaus brandet auf. Dann geht Schmeling zurück in seine Ecke, wo neben Jacobs und Machon auch Doc Casey, sein US-Trainer wartet, der sich als Cutman während des Kampfes um Schmelings Verletzungen kümmern wird. Bei Bedarf wird er kührende Eisen auf eine Schwellung legen, er wird Schmeling, wenn dieser durch einen Schlag auf die Nase die Adern geplatzt sind, Wattebäusche in die Nasenlöcher stopfen, um die Blutung zu stillen. Und Casey hat den einen oder anderen Trick parat, sollte Schmeling aus einem Riss in der Haut über dem Auge bluten und nicht mehr gut sehen können. Dann würde er den Riss einfach mit Sekundenkleber zuspachteln, um die Blutung für den Rest des Kampfes zu stoppen.

Als der Kampf beginnt, ist schnell klar, wie das Duell laufen wird: Uzcudun wird nicht umsonst der »baskische Holzfäller« genannt. Er ist zwar gelernter Metzger und hat in seinem Leben noch keinen Cent durch einen geschlagenen Baum verdient, aber er boxt wie mit zwei Äxten bewehrt. Er nimmt seine Arme nicht nebeneinander zur Deckung zusammen, um sein Gesicht und seinen Körper zu schützen. Er legt sie übereinander, als wolle er sich selbst umarmen, und zieht seinen Kopf, wegen dem sie ihn auch »Eisenschädel« nennen, dahinter ein wenig ein. Nicht nur, dass Uzcudun bisher nie k.o. gegangen ist – seine Nehmerfähigkeiten sind legendär. Er hat noch nicht mal gewackelt, als ihm Johnny Risko seine schwersten Fäuste ins Gesicht geschlagen hat.

Uzcudun boxt im Stil eines Kegelmännchens, das einfach alle Schläge einsteckt, nie am Boden bleibt, beständig mit dem Oberkörper hin und her pendelt und immer wieder hochschnellt. Gleich zu Beginn des Kampfes springt er auf Schmeling zu, um den Deutschen aus nächster Nähe mit seinen dicken Oberarmen niederzuprügeln. Es wird ein schlechter Kampf, von beiden zu vorsichtig geführt. Als das Publikum zu pfeifen beginnt, verliert Uzcudun als erster die Nerven und boxt offener. Schmeling trifft ab der dritten Runde klarer, kann

immer wieder seine Linke und seine harte Rechte in das Gesicht des »Holzfällers« rammen. Wenn der Spanier ihn attackiert, dann dreht Schmeling sich in der Ecke geschickt aus dem Angriff heraus und lässt Uzcudun ins Leere rennen. In der vierten Runde stürzt Uzcudun bei solch einer Aktion seinen eigenen wuchtigen Hieben hinterher und beinahe durch die Seile. In der fünften Runde verletzt Schmeling sich an seiner starken Rechten, als er sie dem Spanier immer wieder auf den Kopf hämmert. Er kann sie ab jetzt nur noch selten voll ins Ziel schlagen.

Bis in das letzte Drittel der Begegnung bleibt der Ausgang offen. Weil Uzcudun pausenlos angreift, gerät Schmeling in Gefahr, nach Punkten zu verlieren. Außerdem ist Uzcudun jederzeit in der Lage, Schmeling mit einem guten Schlag niederzustrecken.

Ab der zehnten Runde wird Uzcudun langsamer, und Schmeling gelingt es besser, den herumschnellenden Kopf seines Gegners in dieser Wühlerei aus Haken und Doppeldeckung zu treffen. Uzcudun wackelt in dieser Runde zum ersten Mal, er ist schwer getroffen. Aber Schmeling kann seine Rechte wegen der eigenen Schmerzen nicht mit letzter Entschlossenheit auf Uzcuduns Kopf schlagen.

Nach der zwölften Runde ist Uzcudun so verprügelt, dass er nicht mehr weiß, in welche Ringecke er zurückgehen muss. Seine Betreuer springen beim Signal durch die Seile und geleiten ihn zu seinem Hocker, dem sie ihm unterschieben, bevor er sich fallen lässt, als wolle er nie wieder aufstehen. Sie können Uzcuduns Blutungen kaum noch stoppen, sein Gesicht ist zu Matsch geschlagen, aber er tritt zur 13. Runde an. Er schlägt daneben, wird mehrmals wegen unsauberer Schläge verwarnnt. Blut und Schweiß spritzen vom Kopf und tränken den Ringboden, wenn Schmeling ihn trifft. Aber Uzcudun geht nicht zu Boden, bis zum Ende des Kampfes. Noch bevor das Urteil verkündet wird, springt Schmeling mit erhobenen Armen durch den Ring.

Schmeling hat den Kampf in den letzten Runden klar gewonnen, aber so hart hat er noch nie auf jemanden einschlagen müssen. *United Press* meldet nach diesem Kampf, Schmeling »hat dem Basken so viele Cuts zugefügt, dass seine Hautstreifen sich schon zu Schleifen legten.

Er hatte ihn am Ende blutend, blind und groggy geschlagen. Die Mehrheit der 40 000 Besucher brüllten ihre Begeisterung über den schwarzhaarigen, teutonischen Terror hinaus, als dieser, unversehrt und frisch wie eine Butterblume, den Ring verließ.«

Ganz so war es nicht. Schmeling hatte solch eine Härte noch bei keinem Gegner erleben müssen, und er hatte sich seine rechte Hand am Kopf Uzciduns verstaucht. Auch der Baske musste seinen linken Arm die nächsten fünf Wochen in einer Schlinge tragen.

Nach diesem Kampf war Schmeling nun auch in Amerika ein kleiner Star. Der *Madison Square Garden* war gut besucht gewesen, ein Film seines Kampfes wurde in den amerikanischen Kinos gezeigt, in den europäischen sowieso. Endlich konnten sich die Deutschen und die Spanier ein bewegtes Bild von der Begegnung ihrer beiden Nationalhelden machen.

Schmeling blieb zunächst in den USA. Jacobs wollte den nächsten Kampf, wenn möglich die Vertragsverhandlungen über ein Duell um die Weltmeisterschaft, am liebsten direkt anschließen lassen. Es gab inzwischen so viele Einladungen zu Auftritten, Empfängen und für Werbezwecke, dass Jacobs eine kleine Schaukampftournee organisierte, um die Popularität seines Schützlings zu steigern. Solch eine Tour lieferte jene Bilder, die Boxfans heute aus dem Fernsehen bekommen. Die Boxer sagten ein paar Sätze und trainierten dann für die Öffentlichkeit. Als Jack Dempsey solch eine Tour durch Deutschland gemacht hatte, hatte Schmeling ihn im Ring kennen gelernt. Nun war Schmeling selbst in der Lage, Publikum für eine Tour zu locken, wenn auch nicht in den gleichen Dimensionen wie Dempsey.

Als Schmeling die Tour absolviert hatte, musste er sich wieder über seine Anwälte mit Bülow auseinander setzen. Die NYSAC, die bei jeder Verhandlung neue Regeln geltend machte, andere Auslegungen ihrer Statuten anbot, machte die Verhandlungen nicht einfacher. Die New Yorker Boxbehörde verhielt sich wie ein Ringrichter: Sie wartete, bis entweder Bülow oder Schmeling am Boden lagen, um dann dem Sieger den Arm in die Höhe zu reißen. Die Boxkommissare

mischten sich nur ein, wenn ihre eigenen Interessen unmittelbar bedroht schienen, wie beim Uzcudun-Kampf.

Aber nun wurden Schmeling und Jacobs von Bülow und der *Madison Square Garden Corporation* in die Zange genommen. Bülow, immer noch zeichnungsberechtigt, hatte nach dem siegreichen Uzcudun-Kampf eine Begegnung mit einem weiteren Bewerber um die Schwergewichtskrone, dem Engländer Phil Scott, verabredet. Schmeling wollte nicht gegen Scott kämpfen. Wahrscheinlich hätte er ihn schlagen können, aber er wollte das Risiko nicht eingehen, und er wollte keinen Vertrag erfüllen, den Bülow abgeschlossen hatte. Der Kampf war nun aber schon verabredet. Er sollte in Chicago stattfinden, unter der Leitung des dortigen Boxpromoters Fugazy und unter der Regie der *Madison Square Garden Corporation* und ihres Chefs William F. Carey. Die Verträge waren bereits unterschrieben, Scott stand bereit, die Arena war gemietet, das Geld zusammengekratzt. Als Schmeling sich weigerte, diesen Kampf anzunehmen, machte die *Madison Square Garden Corporation* Druck bei der NYSAC, und die wiederum entzog Schmeling und Jacobs kurzerhand die Boxlizenz. Schmeling wollte sich dieser Erpressung nicht fügen, stattdessen floh er nach Deutschland. Die US-Journalisten, natürlich in der einen oder anderen Weise auf Informationen der *Madison Square Garden Corporation* oder der NYSAC angewiesen, beschrieben die Sache entsprechend einseitig – Bill Corum textete im *Journal Sports Section*: »Schmeling und Joe Jacobs haben die Promoter Carey und Fugazy und die Bevollmächtigten der NYSAC schäbig behandelt.«

Am Donnerstag, dem 9. September 1929, kam Schmeling mit einer Junkers-Maschine in Berlin-Tempelhof an. Seine Mutter, sein Bruder und Machon waren bei ihm. Im *Boxsport* echauffierte man sich, dass für Eintrittskarten zum Jubeln bei des Meisters Landung zwischen 50 Pfennig und 2 Reichsmark genommen wurden. Aber immerhin zahlten 2 000 Fans diesen Preis.

Kaum in Deutschland angekommen, sprach Schmeling erneut bei der Boxbehörde vor. Sie sollten die Annulierung des Vertrages mit Bülow arrangieren. Bülow hatte nicht mehr viele Freunde in Deutsch-

land, schon gar nicht unter den Funktionären der Boxbehörde. Er war der böse Manager, der Schmeling nach Amerika verschleppt, damit Haymann um seinen Kampf gebracht und dessen Manager und Kampfveranstalter André Picard so direkt finanziell geschädigt hatte. Und bis zu diesem Zeitpunkt hatte er sich nicht getraut, sich wieder in der Heimat blicken zu lassen – im Gegensatz zu Schmeling, der im Augenblick des ersten Triumphes alle zu Hause an seinem Erfolg hatte teilhaben lassen.

Und wer wollte es sich schon mit dem möglichen zukünftigen Weltmeister verderben? Bülow wurde von der deutschen Boxbehörde suspendiert, und Schmeling bekam das Recht zugesprochen, seine Verträge in Zukunft selbst auszuhandeln. Jacobs zog währenddessen auch in Schmelings Heimat alle Register seines Könnens. In einem immer ärmer werdenden Deutschland, das die Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise zu spüren bekam, organisierte er eine Veranstaltung, auf der Schmeling zeigen konnte, wie nett und aufmerksam er war, und dass es nicht stimmte, dass er in Amerika zu einem arroganten, abgehobenen Verräter geworden war. Jacobs lud 100 Arbeiterkinder in einen großen Saal in Berlin-Friedrichshain ein, Gäste des Boxers zu sein. Nicht nur, dass sie mit Schmeling essen durften, sie hatten auch alle einen Wunsch an den Meisterboxer frei. Am Abend kehrten sie gesättigt und beschenkt zu ihren Familien heim.

Max Schmeling war über diese Begegnung mit den Kindern erschrocken. Vor allem die Schlichtheit ihrer Wünsche erstaunte ihn. Buntstifte, Pullis, Kreide: Die Leute waren arm. Das sollte sich bald ändern. Auf einer Kampfveranstaltung, die Schmeling nur als Gaststar eröffnete, traten er, Machon und Jacobs mit ihren Pullis aus den USA auf: in schwarz-rot-goldenem Design. Aber was in den USA gut ankam als Demonstration deutscher nationaler Identität, mochten viele Berliner nicht mehr. Ihre neue Lieblingsfarbe war braun. Als Schmeling in den Ring stieg, kam es fast zu Tumulten im Publikum zwischen Anhängern der Nationalsozialisten und politisch anders Ge-sinnten. Schon im August dieses Jahres hatte der 4. Reichsparteitag der NSDAP in Nürnberg stattgefunden. Nach einem Aufmarsch der

SA kam es zu Straßenschlachten mit der Polizei, mehrere jüdische Geschäfte wurden zerstört.

Am 10. Oktober schließlich, einen Monat nach Schmelings Rückkehr, brach die New Yorker Börse am so genannten *Schwarzen Freitag* zusammen und löste eine Weltwirtschaftskrise aus. Die Auslandskredite wurden aus Deutschland abgezogen, Insolvenzen häuften sich, die Arbeitslosenzahlen stiegen sprunghaft an. Die einzelnen europäischen Märkte und der US-Markt schotteten sich ab, doch Deutschland war von Auslandskrediten abhängig. Der Winter 1929/30 wurde ein harter, ein furchtbarer Winter in Deutschland.

Es konnte niemandem verborgen bleiben, dass die Stimmung sich rasch verdüsterte. Für Schmeling persönlich war die Lage hingegen rosig. Er hatte mit seinem Dollarvermögen eine solide Grundlage für lang anhaltenden Reichtum gelegt. In Amerika prozessierte zwar Bülow gegen ihn, weil er weitere Einnahmen aus dem Uzudun-Kampf und den anschließenden Showterminen verlangte, aber hier in Deutschland konnte Schmeling sich als wohlhabender Mann fühlen und auf die Suche nach einem geeigneten Häuschen machen. Die Wirtschaftslage trieb ihm die günstigen Angebote praktisch zu.

Auch in den USA entwickelten sich die Dinge nun erstaunlicherweise zu seinen Gunsten, ohne dass er viel dafür tun musste. Phil Scott galt als einer der überschätztesten Schwergewichtler im Rennen um die Weltmeisterschaft, und die Aufgabe, die Schmeling abgelehnt hatte, wurde von Sharkey übernommen. Dieser schlug Scott am 27. Februar 1930 in der dritten Runde k.o. Scott hatte zuvor die anderen Weltmeisterschaftskandidaten Victorio Campolo und Otto von Porat besiegt. So blieben nur noch zwei Boxer übrig, die alle Konkurrenten ausgeschaltet hatten und nur gegeneinander nicht angetreten waren: Sharkey und Schmeling.

In der Wirtschaftskrise, die Deutschland erdrückte, zog ein regelrechter Treck von Boxern nach Amerika, den Schmeling sicher mit ausgelöst hatte durch seine sichtbaren finanziellen Erfolge. Sein ehemaliger Kölner Kollege Franz Dübbers versuchte es in den USA, auch sein ehemaliger Gegner Domgörgen bemühte sich um Kampfangebote

in den USA. Und Haymann, der amtierende deutsche Meister, war bereits am 2. August 1929, einen Monat bevor Schmeling wieder nach Deutschland zurückkehrte, zu seinem ersten Kampf in New York getreten. Er hatte einen unbekannten Boxer namens Eddi Johnson, der seinen ersten Kampf machte, in der ersten Runde k.o. geschlagen – Johnson hörte nach dieser Niederlage mit dem Boxen auf. Aber schon seinen zweiten USA-Kampf, nur drei Wochen später, verlor Haymann durch k.o. Nur 24 Stunden nach dieser k.o.-Niederlage, musste er schon wieder im Ring stehen. Haymann konnte seinen Gegner, der zuvor noch nie gekämpft hatte, besiegen, aber von da an reichte er Niederlage an Niederlage. Bis zum März 1930 sollte er viermal verlieren, nur einmal gewinnen und wurde einmal disqualifiziert.

Kurz vor Weihnachten 1929 schrieb der *Boxsport* über ihn: »Der deutsche Schwergewichtsmeister Ludwig Haymann will es scheinbar nicht einsehen, dass er in den Staaten dem deutschen Namen wenig Ehre durch seine dauernden Niederlagen macht.« In der gleichen Ausgabe berichtete der *Boxsport*, dass erste Verhandlungen zwischen Sharkey und Schmeling begonnen hatten. In einem Interview lobte sogar Georges Carpentier Schmelings Fähigkeiten und prognostizierte, dass der Deutsche der nächste Weltmeister werden würde.

Zunächst gab es allerdings noch einiges in der Heimat zu regeln. *Liebe im Ring* wurde uraufgeführt, und Jacobs kam für ein paar Wochen nach Deutschland. Er hielt sich gerne im Schatten seines Stars auf, den Intellektuelle und Künstler und besonders die Frauen aus dem Showgeschäft umschwärmten. Vor allem Olga Tschechowa fand immer noch Gefallen an ihrem ehemaligen Filmpartner. Die ersten Verträge, mit denen Jacobs nach Deutschland reiste, sahen vor, dass Schmeling bereits im Februar gegen Sharkey kämpfen sollte. Schmeling hätte 250 000 Dollar bekommen, Sharkey 175 000 Dollar – Schmeling war also bereits der zugkräftigere Name in den USA. Der Kampf hätte außerhalb New Yorks stattfinden sollen, um die Probleme mit Bülow zu umgehen. Aber der Termin kam nicht zustande, und Sharkey trat zuerst gegen Scott an.

Schmeling nahm derweil weiterhin am gesellschaftlichen Leben in

Deutschland teil. Als er auf einer Premiere im deutschen Theater auf die Bühne gerufen wurde, machte er brav mit. Aber als er wieder ins Parkett sprang, tat ihm sein Fuß plötzlich übel weh. Und die Sache wuchs sich aus. In den nächsten Tagen bekam er immer stärkere Beschwerden beim Gehen, bis er schließlich einen Arzt aufsuchte. Der stellte fest, dass er sich eine Sehnenscheidenentzündung am Bein zugezogen hatte, und verordnete ihm strikte Bettruhe.

Aber schon am nächsten Abend war Max Schmeling wieder Ehrengast einer öffentlichen Veranstaltung. Er hatte zugesagt, die Schwergewichtseuropameisterschaft der Amateure mit einem Gruß zu eröffnen. Ein Deutscher, Walter Neusel, kämpfte um den Titel. Schmeling blieb bis zum Ende der Veranstaltung und gratulierte Neusel noch zu dessen Sieg. Auf Neusels Urkunde schrieb er: »Ein Diamant, aber noch ungeschliffen!«, dann fuhr er nach Hause.

Sein Bein verschlechterte sich zusehends, er konnte kaum damit auftreten. Der behandelnde Arzt machte sich ernsthafte Sorgen, dass es steif bleiben könnte. Er verordnete nun strikte Bettruhe. In den nächsten Wochen nahm Schmeling an keiner öffentlichen Veranstaltung mehr teil. Wenn er im Sommer seine große Chance auf den Titel wahrnehmen wollte, musste sein Bein gesund werden. Natürlich durfte nichts von dieser Verletzung nach außen dringen. Der Kampfvertrag wäre in Gefahr gewesen. Also war Schmeling ans Bett gefesselt, wo er Kondition und Gewicht verlor, obwohl er sich bald auf den wichtigsten Kampf seiner Karriere vorzubereiten hatte.

Jacobs war bemüht, einen möglichst späten Kampftermin in den USA auszuhandeln, schob Verpflichtungen seines Boxers in Deutschland vor. Als Schmeling sich wieder einigermaßen bewegen konnte, fuhren er und Machon mit dem Nachzug nach Italien, wo Schmeling sich ein paar Tage an der Sonne erholen und eine gesunde Gesichtsfarbe annehmen sollte, um zu verbergen, dass er eigentlich die letzten Wochen im Krankenbett gelegen und Muskelmasse verloren hatte. Schmeling bräunte sich und baute mit Pasta etwas Substanz auf, die ihn kräftiger wirken ließ und die er später im Training in Muskelmasse umwandeln konnte.

Danach stieg er langsam wieder ins Geschäft ein: mit einer Schaukampftour durch Deutschland, begleitet von Machon – Jacobs war in Amerika. Fünfzehn Städte besuchten sie, von Breslau bis Düsseldorf, von Bremen bis München. Schmeling hatte die Zeit im Krankenstand nicht ungenutzt verstreichen lassen. Nun erschien seine erste Autobiografie, *Mein Leben – meine Kämpfe*.

In der Villa des ehemaligen deutschen Meisters Hans Breitensträter, in der Bahnhofstraße 45a in Biesenthal, begann Schmeling mit intensivem Training, lange bevor sein Camp in den USA eingerichtet wurde. Breitensträter hatte schon zu seinen aktiven Zeiten die »Villa Lisa« mit allem ausstatten lassen, was ein Boxer zum Training braucht. Sogar ein Ring war in dem Privathaus aufgebaut worden. Wie früher waren auch ein paar leichtere Boxkollegen mit im Lager, Schmeling selbst wog nur noch 85 Kilogramm, als sie mit der Vorbereitung begannen.

Zwischendurch gab es Meldungen aus den USA: Sharkey würde gegen Tuffy Griffith kämpfen, Schmeling solle sich erst mal gegen George Godfrey qualifizieren, Scott dürfte noch mal ran. Der Exchamp Jack Dempsey wurde von mehreren Tageszeitungen gebeten, eine Rangfolge der Schwergewichtler aufzustellen, die derzeit im Geschäft waren. Seine Liste sah so aus:

1. Jack Sharkey
2. Max Schmeling
3. Tuffy Griffith
4. Phil Scott
5. Tommy Loughran
6. Otto von Porat
7. George Godfrey
8. Johnny Risko
9. Victorio Campolo

Es fehlten zwei starke Schwergewichtler in dieser Liste: Paulino Uzcudun und Will »Young« Stribling. George Godfrey, der einzige Schwarze, war zu niedrig eingestuft, aber Dempsey war ein Verfechter

der »Color Line«, die es Schwarzen unmöglich machte, um einen Titel zu boxen. Dempsey selbst hatte es nie riskiert, gegen einen Schwarzen seine Weltmeisterschaft zu riskieren.

Am 17. Februar 1930 gab Joe Jacobs dem *Boxsport* ein Interview, in dem er bestätigte, dass Schmeling nun am 26. Juni gegen Sharkey in den Ring steigen würde. Der Kampf sollte wieder zugunsten der *Milchfonds* ausgetragen werden. Veranstalter war diesmal ganz offiziell die Hearst-Presse. Schmeling sollte 25 Prozent der Einnahmen aus dem Kampf gegen Sharkey bekommen.

Um sein Training in Deutschland abzuschließen, beschlossen Schmeling und Jacobs, eine Schaukampftournee zu absolvieren, wie sie in den USA vor einer großen Begegnung üblich war, um das Unangenehme mit dem Einträglichen zu verbinden. Aber Deutschland war nicht Amerika. Die Leute wollten kein Geld zahlen, nur um einem Mann beim Schwitzen zuzusehen, auch wenn dieser Mann Max Schmeling hieß. Der *Boxsport* kommentierte die Idee gallig: »Im Übrigen stehen wir auf dem Standpunkt, dass die deutsche Öffentlichkeit nicht das geringste Interesse daran hat, Schmeling für teures Geld am Sandsack arbeiten zu sehen. Wenn Schmeling beweisen will, dass er noch ein paar Ideale hat, dann soll er hier einmal kämpfen – und sei es auch nur für ein Butterbrot.«

Die Deutschen waren enttäuscht, dass sie Schmeling, da er nun in Amerika ein Star war, nicht mehr kämpfen sehen konnten. Die Showtournee wurde als die Kirmesvorführung wahrgenommen, die sie ja auch war. Der Boxpromoter Martin Koslowski, der schon den Kampf Schmeling – Domgörgen in Leipzig organisiert hatte, veranstaltete die Tour, angeblich sollte Schmeling 150 000 Reichsmark dafür bekommen. Wahrscheinlich war dieser Betrag übertrieben, aber Jacobs hatte kein Interesse daran, dass in den USA jemand mitbekam, wie Schmeling für kleineres Geld durch die deutsche Provinz tingelte, während er mit den amerikanischen Promotern um Hunderttausende von Dollar verhandelte.

Gleichzeitig mit der Tour startete *Liebe im Ring* in den Kinos. Es war fortan praktisch unmöglich, Max Schmeling in Deutschland

nicht zu kennen. Von *Liebe im Ring* wurden Sondervorstellungen organisiert, zu denen auch die anwesenden Hauptdarsteller, wie Schmelings Freundin Olga Tschechowa, ihre Tickets selbst kaufen mussten – der Erlös ging an mittellose Exboxer. Peter Ejk, neuer Präsident des Bundes Deutscher Berufsboxer, hatte die Aktion organisiert. Während der Film für eine anspruchslose Komödie recht gut lief, wurde die Schaukampftour ein Flop. Schmeling und Machon reisten von Berlin nach Köln, Nürnberg, München. In Berlin absolvierte Schmeling eine Sparringsrunde gegen einen Schwergewichtler namens Egon Stief. Schmelings ganzes Können war erforderlich, um sich den Nachwuchsboxer vom Leib zu halten. Am Ende rief ein Zuschauer für alle hörbar: »Sieger nach Punkten: Stief!« Diese Bemerkung schaffte es immerhin bis zu den Agenturen, und ein paar Tage später rätselten Zeitungen in New York, statt Schmeling würde nun Egon Stief gegen Sharkey antreten.

In München und Frankfurt am Main lief es ebenfalls schlecht, Koslowski und sein Mitveranstalter brachen die Tour schließlich ab.

Als Schmeling sich am 24. April am Lehrter Bahnhof in Berlin in Richtung Amerika verabschiedete, war er aufgeregter als sonst. Erwin Thoma, sein ergebener Redakteur beim *Boxsport*, erinnerte sich, dass Schmeling unentwegt herumlief und alle Anwesenden fragte, wie es ihnen denn gehe, obwohl doch nur wichtig war, wie es ihm ging. Seine Mutter und sein Bruder waren gekommen, um ihm Glück zu wünschen, genau wie Regisseur Reinhold Schünzel, BDB-Präsident Peter Ejk und Trainingspartner Hermann Herse. In Schmelings Begleitung war diesmal nicht nur Machon, sondern auch Horst Walther, der sich seit dem Uzcidun-Kampf um die Öffentlichkeitsarbeit kümmerte und Schmeling bereits einen Werbevertrag mit *Kornfrank* vermittelt hatte, einer Firma, die koffeinfreien Kaffee verkauft. Schmeling hatte Fieber, fast 40 Grad, aber Jacobs hatte auf eine schnelle Abreise gedrängt, weil sie die Verträge in New York fertig machen mussten.

So klein das Abschiedskomitee in Berlin war, so riesig war der Empfang ein paar Tage später in New York. Die Hearst-Blätter pusteten schon seit einer Weile immer neue Meldungen zu den beiden

Kämpfern heraus, und als Max Schmeling im Hafen von New York vom Schiff ging, musste er zum ersten Mal von einer Eskorte durch die Menge geleitet und mit einem Konvoi zum Hotel gebracht werden. Das war wichtig für seine Sicherheit und auch gut für die Show, denn ein zukünftiger Weltmeister konnte doch nicht mit dem Taxi in New York herumfahren.

In den Zeiten von Dempsey und Tunney galten die Boxweltmeister im Schwergewicht mehr als der Präsident. Sie waren nicht nur allen Menschen bekannt, sondern auch viel beliebter. Das Boxgeschäft war seit dem Rücktritt der beiden in eine schwere Krise gerutscht, aber nun, da endlich ein Nachfolger gefunden werden sollte, war Amerika wieder im Boxfieber.

Schmeling blieb nur zwei Tage in New York. Er wollte ein paar Formalitäten erledigen, unter anderem musste er eine Kampflizenz der NYSAC haben, aber eine anhaltende Hitzewelle machte eine Sitzung der Kommission unmöglich, und Schmeling zog sich in sein Trainingsquartier nach Endicott zurück, acht Zugstunden von New York entfernt. Der *Boxsport* berichtete, »dass nicht weniger als sechs amerikanische Städte den deutschen Dempsey um die Ehre baten, sein Trainingsquartier in ihren Mauern aufzuschlagen, und während Schmeling zu seinem Kampf gegen den Basken Paolino sämtliche Kosten für Errichtung eines Trainings und des Trainings überhaupt tragen musste, bot man ihm diesmal alles gratis und umsonst an.«

Schmeling, Machon und Jacobs richteten sich schließlich in Endicott ein. George W. Johnson, ein Schuhfabrikant, der das Camp bereit stellte, ließ zwei Ringe für die Vorbereitungen aufbauen, einen Freilufring für Sonnenschein und einen überdachten für schlechtes Wetter. Schmeling hatte sich immer noch nicht ganz von seiner Beinverletzung erholt. Das war vor allem deshalb gefährlich, weil er es sich nicht ansehen lassen durfte und doch andauernd unter Beobachtung stand. Wenn Machon und Schmeling sich morgens zu einem Waldlauf aufmachten, stoppten sie kurz hinter der Waldgrenze, außer Sichtweite, wo Machon, statt zu laufen, Schmelings Bein massierte. Nur langsam konnte er sein echtes Lauftraining aufnehmen. Machon hatte

den ehemaligen Weltmeister im Leichtgewicht Benny Leonard engagiert, damit Schmeling einen leichten, schnellen Kämpfer, einen »Flitzer« als Übungspartner hatte. Neben Benny Leonard kam auch Doc Casey, der US-Trainer, wieder in die Mannschaft und Otto Weinmann als Koch. Bei Sharkey ging es familiärer zu: Seine Frau kochte. Auch die Kinder waren oft mit im Camp. Sein Trainer und Manager Jimmy Buckley hatte die Mannschaft in Orangeburg untergebracht, einem Vorort von New York. 3 000 Zuschauer konnte das Camp fassen.

Jeden Tag berichteten nun die zwei großen New Yorker Hearst-Blätter *New York Journal* und *New York American* aus den Camps. Auch die Sportseiten der anderen Zeitungen waren voll von Artikeln über den Kampf. Und in jeder Ausgabe des *Boxsport* gab es Sonderberichte zur Begegnung zwischen Schmeling und Sharkey. Machon und Schmeling studierten Aufnahmen von Sharkey-Kämpfen. Vor allem dessen Begegnung mit Dempsey analysierten sie immer wieder. Es war der bislang stärkste Kampf von Sharkey gewesen. Schmeling versuchte, den Kampfstil von Dempsey zu kopieren. Sharkey wiederum bereitete sich mit dem Film des Schmeling-Uzcedun-Kampfes vor, dem bislang einzigen Film des Deutschen, der in Amerika gelaufen war. Schmeling war in diesem Kampf, ganz entgegen seiner Art, ziemlich offensiv auf den Basken zugegangen.

Aber noch während beide Boxer sich intensiv auf ihren Kampf und den Gegner vorbereiteten, wurde im Hintergrund um den Vertrag gerungen. Jacobs war sich mit der *Madison Square Garden Corporation* nicht einig geworden, als schon Tickets für die Weltmeisterschaft verkauft wurden. Es ging vor allem um einen Punkt: Schmeling sollte unterzeichnen, dass er, falls er siegen würde, seinen Titel noch im gleichen Jahr in New York, in jedem Fall aber bei einer Veranstaltung der *Madison Square Garden Corporation* verteidigen sollte. Schmeling wollte eine solche Klausel nicht unterschreiben, und Jacobs war der Meinung, ein Kampf des Weltmeisters sollte eher in Chicago stattfinden, wo die größte Ansammlung von Deutsch-Amerikanern lebte.

Die Manager der *Madison Square Garden Corporation* wiederum waren der Ansicht, Schmeling sollte sich dankbar zeigen für die

Chance, die sie ihm ermöglicht hatten. Auch die *New York State Athletic Commission* setzte ihn unter Druck mit der Drohung, ihm keine Kampferlaubnis zu erteilen, wenn er sich nicht einigte. Die NYSAC und die *Madison Square Garden Corporation* hatten ein gemeinsames Ziel – den Titel auf jeden Fall im Land zu behalten, auch wenn ein Ausländer ihn gewinnen sollte. Und James A. Farley von der NYSAC hatte noch die finsternen Zeiten in Erinnerung, als Weltmeister wie Jess Willard oder Jack Dempsey sich lieber jahrelang mit Schaukämpfen die Taschen vollstopften, als ihren Titel aufs Spiel zu setzen. Ein europäischer Weltmeister, den man nicht zwingen konnte, seinen Titel in den USA zu verteidigen, wäre ein untragbarer Machtverlust gewesen. Schließlich unterschrieb Schmeling einen Jahresvertrag, der ihn verpflichtete, seinen Weltmeistertitel, sollte er ihn gewinnen, auf einer Veranstaltung der *Madison Square Garden Corporation* zu verteidigen. Schmeling wiederum nutzte dieses Zugeständnis, um seinerseits eine Bedingung zu stellen: Die NYSAC und der *Garden* müssten ihm helfen, Artur Bülow auszubooten, der immer noch Prozente bekommen würde, wenn Schmeling so schnell wieder boxen sollte.

Zwei Wochen vor dem Kampf standen die Wetten 7:3 für Sharkey. Schmeling war der beliebtere Mann, aber die meisten glaubten doch an einen Sieg des starken Amerikaners. Am 10. Juni, zwei Tage vor dem Kampf, erschien eine Extraausgabe des *Boxsport*: »Ein Kampf, der Hunderttausende eins werden lässt, der zu größter Begeisterung zu entflammen vermag, ein solcher Sport, bei dem die Herzen höher schlagen und vor Schreck erstarren können, ein solcher Sport ist der Boxsport, der härteste, raueste, aber auch männlichste aller Sports, ein König unter edlen Brüdern.« Und es war das Ergebnis einer Umfrage unter den 75 bekanntesten Sportjournalisten darüber zu lesen, wer die derzeit besten Schwergewichtler der Welt seien. Sie schlossen sich Dempseys Meinung an: Auf Platz eins rangierte Jack Sharkey, an zweiter Stelle wurde Max Schmeling geführt.

In einem verdunkelten Zugabteil eines Pullmannzuges nahmen Schmeling und Machon Platz und fuhren einen Tag vor dem Kampf von Endicott nach New York. Draußen vor dem Abteil standen zwei

Männer, die überwachten, dass keine Neugierigen die geschlossenen Türen zu öffnen versuchten. So sehr Schmeling seine Popularität und den Applaus der Menge schätzte, so wenig konnte er diese Ablenkung einen Tag vor dem großen Kampf brauchen. Um die Journalisten und Schaulustigen auf eine falsche Fährte zu locken, wurden in einem Luxushotel zwei Zimmer gemietet, während Machon und Schmeling in Wahrheit in einem kleinen Hotel, in einem Zimmer mit eigener Küche etwas abseits der großen Straßen, unterkamen. Otto Weinmann bekochte sie dort. Mit der Hotelleitung war eine hohe Konventionalstrafe vereinbart worden, sollte einer der Hotelangestellten das Geheimnis des berühmten Gastes preisgeben.

Am nächsten Morgen steht Schmeling um neun Uhr auf. Sein Frühstück besteht aus zwei Eiern, etwas Toast mit Butter und Kaffee, Machon leistet ihm Gesellschaft. Niemand raucht hier, selbst Jacobs' Zigarre bleibt kalt, wenn er in Schmelings Nähe ist, und sie versuchen die Gespräche bewusst leicht zu halten. Vor allem wird nicht, oder nicht viel, vom Kampfabend geredet. Schmeling geht es gut. Nach dem Frühstück wird er zum Wiegen abgeholt. Bei den Schwergewichtlern, wo kein Gewichtslimit mehr eingehalten werden muss, dient das Wiegen eher als letzter Showtermin. Schmeling und seine Entourage fahren in einer Limousine, die von vier Motorradpolizisten eskortiert wird. Unter den Augen der Journalisten, Funktionäre und Promoter begegnen sich die Kontrahenten in dem vollgepackten Wiegeraum zum ersten Mal seit langer Zeit. Die Ärzte untersuchen die Kämpfer oberflächlich. Aus der Menge kommen letzte Fragen, die meisten bleiben unbeantwortet. Blitzlichter flackern auf. Die Handschuhe für den Abend werden beiden Parteien vorgelegt. Machon unterschreibt in beide Handschuhe Sharkeys, sein Gegenüber, Johnny Buckley, tut das Gleiche mit Schmelings Handschuhen, dann wandern die Handschuhe wieder zu den Offiziellen der NYSAC.

Anschließend geht es zurück ins Hotel. Um zwei wird die letzte Mahlzeit eingenommen. Nicht zu üppig, damit sie nicht schwer im Magen liegt, aber doch so nahrhaft, dass Schmeling was zu verbren-

nen hat später im Kampf. Traditionell gibt es Steak, das Weinmann ganz durchbrät. Machon ist jetzt auch der Vorkoster für Schmeling. Er probiert an jedem Glas Wasser, das Schmeling zu sich nehmen will. Bei Tisch werden im letzten Moment vor dem Essen noch mal die Teller vertauscht, damit niemand Schmeling vergiften kann.

In Begleitung zweier Polizisten machen Schmeling und Machon nach dem Essen einen Nachmittagsspaziergang vor den Toren der Stadt, eine bis eineinhalb Stunden lang. Danach legt Schmeling sich noch für einen Mittagsschlaf hin, während Machon persönlich den Koffer für den Abend packt: Den grau-schwarz melierten Bademantel, den Schmeling schon seit dem Gewinn der deutschen Meisterschaft im Halbschwergewicht trägt, den Mundschutz, der von einem Zahnspezialisten in Berlin angefertigt wurde. Außerdem Mineralwasser in einer Flasche mit einem festen Trinkhalm, die mit Isolierband umwickelt ist, damit Schmeling sie mit Handschuhen halten kann, die Bandagen, Schere, Handtücher, Klebeband, Hosen, Socken, von Adi Dassler handgefertigte Schuhe, die Sohlen mit Glasscherben aufgeraut, damit sie besser am Ringboden haften. Das meiste in mehrfacher Ausführung, damit nichts schief gehen kann. Vaseline, damit die Haut nicht reißt, Riechsalz als letzte Hilfe, falls Schmeling nach einem Treffer nicht wieder zu sich kommen sollte. Der Koffer wird geschlossen und mit zwei Stahlbändern umspannt, die wiederum mit zwei Schlössern gesichert werden. Nach seinem Mittagsschlaf geht Schmeling noch ein bisschen im Hotel umher. Es wird ein bisschen gespielt, Schmeling gewinnt üblicherweise, ein paar Glückwünsche und Telegramme aus Deutschland kommen an. Die Männer betreiben lockere Konversation.

Ein letzter Imbiss, dann verabschieden sich Jacobs, der Sekretär Horst Walther und Doc Casey, um die Vorkämpfe zu sehen. Schmeling und Machon sind nun allein. Sie schweigen die meiste Zeit, gehen noch einmal die Taktik des Kampfes durch. Ein bisschen Gymnastik, um nicht zu verspannen, dann müssen auch sie los zum *Yankee Stadium*. In Polizeibegleitung, die allen New Yorkern anzeigt, dass hier einer der Titelanwärter unterwegs ist, fahren sie durch die Stadt. In

der Kabine, kurz vor dem Kampf, wollen letzte Besucher eingelassen werden. Ein Mann aus Sharkeys Mannschaft ist mit im Raum, um zu überprüfen, ob alles mit rechten Dingen zugeht. Ein Mann aus Schmelings Team ist zur gleichen Zeit in der Kabine von Sharkey. Dann, nachdem die Bandagen geprüft und die Handschuhe noch mal begutachtet worden sind, kann es losgehen. Begleitet von einer Polizeeskorte, tritt Schmeling in die Halle, er läuft an den Zuschauern vorbei, nimmt die drei Stufen, steigt in das Ringquadrat, ins Licht.

KAPITEL 14

Der Elfte

»Echte Champions geben nicht auf.

Der einzige Weg aufzugeben ist, mit dem Gesicht auf dem Boden zu liegen.

Es ist unsittlich, seine Prügel nicht wie ein echter Mann zu kassieren.«

Mike Tyson, konkurrenzloser Weltmeister im Schwergewicht von 1986 bis 1990

Der Mittelpunkt der Welt ist ein Quadrat. Riesige Scheinwerfer haben es herausgeschnitten aus der einsetzenden Dämmerung des 12. Juni 1930. Es steht unter freiem Himmel in New York und misst etwa sechs mal sechs Meter. Wenn Schmeling aus diesem Quadrat herausblickt, kann er noch die ersten paar Stuhlreihen erkennen, der Rest verliert sich im Dunkel, in der Unendlichkeit. Ganz vorne sitzen bekannte Gesichter. Marlene Dietrich hat neben ihrem Regisseur Josef von Sternberg Platz genommen. Schmeling kann auch ehemalige Gegner sehen, wie Johnny Risko und Paulino Uzcudun. Aber vom Rest der 80 000 Zuschauer hört er nur das Gemurmel von 40 000 Gesprächen, die helfen sollen, die Anspannung bis zum Kampf zu überbrücken. Zu den Besuchern im *Yankee Stadium* kommen Hunderttausende Boxfans an den Radiogeräten im übrigen Amerika. Und die Menschen in Deutschland, die morgens um drei Uhr aufstehen, um an ihren Radios zu verfolgen, wie ihr Max boxt. Es soll die erste Rundfunkübertragung eines Sportereignisses aus den USA sein.

Schmeling steht da einsam inmitten der Menschenmassen, die jede seiner Bewegungen verfolgen. Machon ist bei ihm, außerdem sein Manager Jacobs und Doc Casey. Außer Schmeling tragen alle in seiner Ecke Sweatshirts in Schwarz-Rot-Gold. Schmelings Gesicht zeigt einen Bartschatten, Folge eines Rituals, sich am Tag vor dem Kampf nicht mehr zu rasieren, damit die Haut nicht spröde wird und reißt.

Die Männer warten gemeinsam mit dem Ringrichter, den 80 000

Zuschauern im Stadion und den Millionen Radiohörern auf der ganzen Welt auf Sharkey. Erst zehn Boxer seit 1885 konnten Weltmeister aller Klassen werden. Die meisten von ihnen sind berühmt und reich geworden, viele haben eine schöne Frau geheiratet, eine Milliardärstochter oder eine Schauspielerin. Zwei von ihnen sitzen im Publikum: Jack Dempsey und Gene Tunney. Tunney hatte Dempsey geschlagen, war kurz darauf zurückgetreten und hatte es als einer der wenigen Champions in der Geschichte des Boxens geschafft, nicht mehr in den Ring zu steigen. Das war 1928, und seitdem wartete die Boxwelt darauf, dass ein neuer König gekrönt wird. Bis zu diesem Zeitpunkt war es noch keinem Europäer gelungen, diesen Titel zu gewinnen – deswegen laufen die Radios in dieser Nacht nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien, Spanien, Frankreich, England.

Sharkey ist im Ring ein Choleriker, ein Spinner. Einer, der ausflippt, sobald der Gong ertönt. Einer der das Publikum beschimpft und den Zurufern eine Tracht Prügel androht. Obwohl er weiß, dass es besser für einen Boxer ist, wenn er seine Emotionen unter Kontrolle hat, geht sein Temperament immer wieder mit ihm durch. Er gilt als versierter Kämpfer, aber sobald sein Blut kocht oder er sich ungerecht behandelt fühlt, ist er nicht mehr zurechnungsfähig.

Sharkey hatte in einem früheren Elimination Bout bereits gegen Dempsey gut gepunktet, bis er in der siebten Runde die Nerven verlor, weil Dempsey wiederholt unter die Gürtellinie schlug. Sharkey wendete sich – mitten im Kampfgeschehen – an den Ringrichter, um sich zu beschweren. Er kam nicht mehr dazu. Dempsey nutzte diesen Moment, um Sharkey mit einem kurzen linken Haken auszuknocken. Danach hatte Sharkey, der »The Boston Gob, die Schnauze aus Boston«, genannt wurde, einen zweiten Spitznamen weg: »der heulende Matrose«. Und ein Spruch, der bis heute in jedem Boxkampf fällt, hat seinen Ursprung in diesem Kampf: »Protect yourself at all times!« -- »Schützen sie sich selbst zu jeder Zeit!« Schmeling hat sich in den einhalb Jahren, die er in New York ist, zu einem Publikumsliebling entwickelt. Fünf Siege in Folge, vier davon durch k.o., haben das Pu-

blikum auf seine Seite gebracht, obwohl er kein Amerikaner ist. Ein Schmeling-Kampf verspricht gute Unterhaltung.

Jetzt, am Abend des 12. Juni 1930, steht Schmeling immer noch im Ring und wartet auf Sharkey. Wahrscheinlich ist das psychologische Kriegsführung, denn Sharkey hat von Anfang an klar gemacht, dass er es als Beleidigung empfindet, gegen den Emporkömmling aus Deutschland boxen zu müssen. Die Stimmung ist lange vorher angeheizt worden. Natürlich haben die Hearst-Blätter ordentlich Werbung für den Kampf gemacht.

Auf der Pressekonferenz vor dem Duell hatte Sharkey versucht, seinen Gegner einzuschüchtern. Beim *Ballie-Hoo*, dem Anheizen von Kämpfen, war Sharkey ein Pionier. Schmeling hatte auf dieser Pressekonferenz wie immer auf Sprüche verzichtet. Er bedankte sich brav für die Möglichkeit, um den Titel kämpfen zu dürfen, und vergaß auch nicht, dem Ehepaar Hearst und den Promotern des *Madison Square Garden* seinen Respekt zu zollen. Seinen Gegner hat er fröhlich angelächelt mit diesem breiten Grinsen, das er immer aufsetzt, wenn er einem Rivalen die Hand schütteln muss. Ein Lächeln, bei dem die dunklen Brauen sich so über die Augen schieben, dass man die Pupillen nur noch erahnen kann. Mit solchen Gesten konnte man Sharkey wahnsinnig machen, denn Schmeling sah auch noch aus wie der Zwilling von Dempsey, gegen den Sharkey so unglücklich verloren hatte. Dass Schmeling deutscher Meister war, wertete ihn für Sharkey nicht auf. Im Gegenteil: Die Deutschen hasste er ganz besonders. Sharkeys Eltern waren Einwanderer aus Litauen, deswegen hat die Familie Zukauskas, so Sharkeys Geburtsname, die Besetzung Litauens durch die Deutschen im Ersten Weltkrieg genau verfolgt. »Die Boxgemeinde«, sagte Sharkey in einem Interview, »hat bis heute keinen Mann gekannt, der so viel Glück gehabt hat wie Schmeling. Eben steckt er mal seine Nase in unser Land, und schon bekommt er einen WM-Kampf. Ich werde siegen, Amerika soll keine Angst haben, dass der Titel nach Europa geht. Ich werde mit der US-Flagge um die Schultern den Ring betre-

ten und als Weltmeister das Sternenbanner wieder aus dem Ring tragen.«

Es wird unruhig im *Yankee Stadium*. Jubel brandet auf aus der Ecke des Stadions, in der Sharkeys Kabine liegt, und rollt dann über die Stuhlreihen bis nach vorne an den Ring und schwappt darüber hinweg bis ans andere Ende der Freiluftarena. Die Menschen springen auf. Schmeling kann nichts erkennen, aber ihm ist klar, was geschieht: Sharkey kommt! Er hat sich tatsächlich die amerikanische Flagge umgehängt und trabt mit seinen Betreuern im Schlepptau den Quergang hinunter, begleitet von ohrenbetäubendem Applaus. In der ersten Reihe sitzen Randolph und Millicent Hearst, William F. Carey, der neue Chef des *Madison Square Garden*, Tunney und Dempsey. Sharkey steigt die drei Stufen zu seiner Ringecke hoch, klettert durch die Seile und reißt das Sternenbanner in die Luft. Dann starrt er ins Nirgendwo. Als Schmeling im Frotteemantel auf ihn zugeht, um ihn zu begrüßen, muss Sharkeys Trainer, Johnny Buckley, seinen Schützling erst darauf aufmerksam machen. Sharkey schüttelt Schmeling die Hand. Der grinst freundlich.

Um halb zehn bittet Ringrichter Jim Crowley die Kämpfer in die Ringmitte. Schmeling, 25 Jahre alt und 1,84 Meter groß, ist 2 Zentimeter größer und drei Jahre jünger als Jack Sharkey. Beide wiegen rund 85 Kilogramm. Crowley sagt seine Ringrichterformeln auf, natürlich auch: »Protect yourself at all times!« In den USA wird dieser letzte Moment vor Beginn des Kampfes *Stare down* genannt. Es ist der erste Schlagabtausch, aber er findet nicht mit den Fäusten, sondern den Augen statt, so als könnten die Boxer die Schwächen des Gegners, die kommende Niederlage aus seinen Blicken herauslesen. Die Kämpfer stehen sich auf Schlagdistanz gegenüber und fixieren einander. Die Blicke bohren sich in den Gegner und versuchen, jede Schwäche zu erkennen. Wer mental nicht gut eingestellt ist, kann den Kampf bereits in dieser Phase verlieren. Schmeling versucht es mit einem kurzen, fast freundlichen Nicken. Das allein bringt Sharkey so in Rage, dass er, so scheint es, am liebsten sofort seine Faust in Schmelings Gesicht rammen würde. Ringrichter Crowley schickt die Kämp-

fer in ihre Ecken. Dann hebt er die Hand, zerteilt mit einer vertikalen Bewegung die Luft und ruft das Startwort: »Fight!«

Sharkey greift aggressiv an – und entgegen aller Prognosen behält er dabei die Nerven. Wenn er kann, versucht Schmeling sich den Gegner zurechtzustellen. Er bereitet mit langgestreckten Schlägen der Linken eine Situation vor, in der seine beste Waffe ins Ziel bringen kann: die harte rechte Gerade. Aber dieser abwartende Stil ist hier so hilfreich wie ein Regenschirm im Steinschlag. Nach Ende der ersten Runde reicht Manager Jacobs das Riechsalz in den Ring, weil Schmeling von einem satten rechten Haken erwischt wurde. Dass er den Treffer mit einem Lächeln quittierte, sollte Sharkey zeigen, dass der Schlag keine Wirkung hatte. Aber für Jacobs sah es anders aus. Schmeling stößt das Riechsalzfläschchen weg. Er ist getroffen worden, na und?

Für die zweite Runde weisen Casey und Machon ihren Boxer an, mehr Druck zu machen. Schmeling kommt aus seiner Ecke und greift sofort an. Aber Sharkey bewegt sich geschickt weg, wenn Schmeling versucht, mit linken Haken zu landen. Schmelings Schläge verpuffen in der Luft. Auch in der dritten Runde das gleiche Bild: Schmeling findet nicht in den Kampf, entwickelt kein Gefühl für die richtige Distanz und wird häufig schwer getroffen. Sharkey geht mit solcher Wucht vor, dass sein sonst immer sorgsam nach hinten gekämmtes Haar in Strähnen absteht. Schmeling trifft immer wieder mal, aber die meisten Schläge landen auf Sharkeys Deckung. Am Ende der dritten Runde sieht es übel aus für Schmeling. Nichts gelingt, er hat jede Runde klar abgegeben.

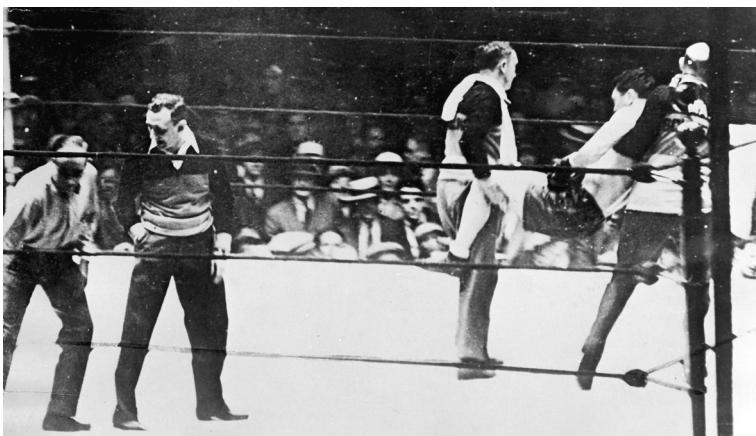
Sharkey sitzt in der Rundenpause ruhig in seiner Ecke. Bei Schmeling dagegen herrscht Aufregung. Machon und Jacobs reden auf ihn ein. Machon reibt ihm Eis in den Nacken, Jacobs versucht es wieder mit Riechsalz. Sharkey ist stark, vielleicht zu stark. Auch Machon kann Schmeling nur 08/15-Ratschläge mit in die vierte Runde geben: »Lass dich nicht zu oft treffen. Geh aus den Attacken raus. Versuch die Rechte reinzubringen.«

Die vierte Runde beginnt für Schmeling so schlecht, wie die letzte

endete. Sharkey boxt drauf los, als habe er an diesem Abend noch eine dringende Verabredung. Schmeling hat sich erholt. Er boxt jetzt mit mehr Überblick – aber er ist zu passiv. Sharkey umklammert ihn, verhindert seine Schläge, bevor Schmeling angreifen kann. Nun kommt Schmeling immer öfter mit seiner Rechten durch, eine weitere vernichtende Kombination folgt, die letzte Rechte fliegt nur knapp über Sharkeys Kopf hinweg. Sharkey lässt sich in die Ringseile fallen, nutzt den Schwung und kommt mit einem mächtigen Linkshaken gegen den Körper zurück. Doch der Schlag sitzt zu tief.

Schmeling klappt zusammen wie ein Taschenmesser. Er sackt auf die Knie, verzieht vor Schmerzen das Gesicht und hält sich eine Faust in den Schritt. Er trägt ein Suspensorium, das Penis und Hoden vor Treffern schützen soll, aber das ist kaum mehr als eine kleine Blechschale, die, wenn sie falsch sitzt, die Sache nur schlimmer macht. Ringrichter Crowley ist irritiert, weil er den Schlag nicht gesehen hat, der Schmeling zu Boden schickte. Er erkennt, dass Schmeling nicht k.o. ist, aber warum sitzt er auf dem Hintern? Crowley schickt Sharkey in seine Ecke. Schmeling schaut zu Machon und Jacobs hinüber. Machon deutet ihm an, liegen zu bleiben. Schmeling, der sich immer noch auf dem Boden krümmt, wird vom Ringrichter gefragt, wie es um ihn stehe. Seine Antwort ist nicht zu verstehen, wegen des Mundschutzes und weil der Deutsche ein schwer verständliches Englisch spricht. Joe Jacobs springt durch die Seile, fuchtelt mit den Händen in der Luft herum und spielt die entscheidende Szene pantomimisch nach. »Tiefschlag, klarer Tiefschlag!«, brüllt er. Buckley, der Manager von Sharkey, springt ebenfalls in den Ring, und versucht Jacobs niederzuschreien. Es sieht fast so aus, als würden die beiden Manager den Kampf fortsetzen. Jacobs hämmert mit der Faust gegen seine Stirn, wendet sich händeringend an die Offiziellen und die Zuschauer direkt am Ring. Punktrichter Harold Barnes bittet Crowley zu sich an die Seile. Machon und Jacobs nutzen die Zeit und schleppen Schmeling an Armen und Beinen in die Ecke. Ein Bild wie aus einer Bühnentragödie.

Punktrichter Barnes und ein paar Journalisten, die direkt am Ring sitzen, geben an, dass Sharkey einen Unterleibstreffer gelandet hat. In



Nach dem Tiefschlag von Jack Sharkey wird Max Schmeling aus dem Ring getragen. Es folgte der wohl umstrittenste Weltmeistertitel der Boxgeschichte. In Berlin spöttelte man: »Wenn de nich ruhig bist, schlag ick dir untern Gürtel, det du Weltmeister wirst«.

Schmelings Ecke entsteht ein Menschenauflauf. Die Sekundanten von Sharkey machen Druck auf Crowley: »Der Kampf muss weitergehen!« »Haben Sie denn den Tiefschlag selbst gesehen?«, fragen sie ihn. Sharkey bittet den sitzenden Schmeling förmlich an, weiterzukämpfen. In der anderen Ecke zetteln Jacobs und Machon einen Aufstand an. Crowley ist nicht zu beneiden. Crowley, Jacobs, Machon, der Ringarzt und die Männer von der New Yorker Boxkommission diskutieren den Fortgang. Schmeling sitzt immer noch auf seinem Stuhl. Sharkey springt um die Männer herum, die Schmeling abschirmen. Er wirkt wie eine Raubkatze, die ihre Beute erlegt hat und nun nicht fressen darf. Crowley versucht, Schmeling zu überreden, den Kampf fortzusetzen. Aber Jacobs und Machon sind dagegen. Sie fürchten, Schmeling könne sich von dem Tiefschlag nicht schnell genug erholen. Zudem hat es schlecht ausgesehen für ihren Schützling in den vergangenen vier Runden. Crowley diskutiert siebeneinhalb Minuten lang mit allen Beteiligten, geht in die Ecke von Sharkey und sagt, der Kampf sei vorbei. Sharkey fühlt sich bereits als Sieger.

Vielleicht haben Machon und Jacobs spekuliert, dass der Kampf als *No Contest* gewertet wird, also als Kürzel NC – ohne Entscheidung – im Kampfrekord, dem Lebenslauf der Boxer, stehen würde. Da keiner der beiden Männer zuvor Weltmeister war, würde auch keiner den Titel erhalten. Der Kampf müsste wiederholt werden, und beim nächsten Mal wäre ihr Mann besser vorbereitet. Was dann passiert, konnte niemand ahnen: Crowley diskutiert mit den Punktrichtern und mit den Leuten von der New Yorker Boxkommission. Charles Mathison, der zweite Punktrichter, hat keinen Tiefschlag gesehen. Er kennt wie Muldoon und Farley von der *New York State Athletic Commission* die Regeln: Nur durch mehrheitlichen Entscheid von Punktrichtern und Ringrichter kann ein Sieger durch Foul erklärt werden. Dem Publikum ist inzwischen klar, dass heute abend nicht mehr weitergekämpft wird. Pfiffe und Buhrufe werden laut.

Arthur Brisbane, der bekannteste Kolumnist der Hearst-Zeitungen, der sechsmal in der Woche seine Gedanken unter dem Titel *Today* in Leitartikeln zusammenfasst, erscheint am Ring, um ebenfalls seine Meinung abzugeben und damit auch die der Hearsts: »Wenn Schmeling nicht zum Sieger erklärt wird, erscheint in den New Yorker Zeitungen keine Zeile mehr über den Boxsport.« Will er den neuen, zugkräftigen Namen schützen? Oder hat Millicent Hearst ihn geschickt, die um den Ruf ihrer *Milchfonds* fürchtet? Immerhin hat Brisbane die vier Runden des Kampfes neben Mrs. Hearst gesessen. Kurz darauf verkündet der Stadionsprecher Joe Humphrey, im Eifer des Gefechts ohne Mikrofon: »Jack Sharkey disqualified. The winner and new champion: Max Schmeling!«

Im *Yankee Stadium* bricht die Hölle los. Die Leute brüllen vor Ärger, Sitzkissen und Stühle fliegen durch die Luft. Ein Skandalurteil. Muldoon von der Boxkommission warnt Schmeling: »Wenn du diesen Titel unter solchen Umständen annimmst, muss es bald zu einem Rückkampf kommen.« Und sein Kollege James A. Farley ergänzt: »Bis zum Abbruch hattest du jede Runde verloren.« Sharkey und Schmeling geben sich noch mechanisch die Hand, dann muss Schmeling in seine Kabine eskortiert werden.

KAPITEL 15

Der Verlierer

»Schmeling hat seinen Titel im Liegen gewonnen. Ich im Stehen.«

Eckhardt Dagge, der zweite deutsche Weltmeister nach Max Schmeling, als er nach dem Gewinn des WM-Gürtels im Superweltergewicht, 1976, auf seinen Vorgänger angesprochen wurde

Nach dem Ende des Kampfes saß Sharkey in seiner Kabine und rang mit den Tränen. Zum zweiten Mal in seiner Karriere hatte er das Gefühl, der Ringrichter und die Offiziellen hätten ihn um den Weltmeistertitel gebracht. Sharkey sagte später über diesen Moment: »Ich fühlte mich wie jemand, der gerade eine Million im Lotto gewonnen hat. Und dann heißt es plötzlich: Wir haben uns geirrt.«

Er wusste wahrscheinlich, dass er tief geschlagen hatte, ein Boxer merkt das, auch wenn es unabsichtlich war, spätestens wenn er trifft. Trotzdem blieb er seiner Liebe zu starken Sprüchen treu und sagte später: »Schmeling hat besser geschauspielert als Marlene Dietrich.« Aber vielleicht war er auch so aufgebracht gewesen, dass er den eigenen Schlag nicht mitbekommen hatte. Und in jedem Fall war er der Meinung, dass Schmeling die Gelegenheit genutzt hatte, sich aus einem verlorenen Kampf zu stehlen. Und dabei auch noch Weltmeister zu werden.

Die Ärzte, die Schmeling direkt nach dem Kampf in der Kabine untersuchten, konnten die Blutergüsse als Folgen des Tiefschlags gut erkennen, aber ein Boxer gibt nicht so einfach auf. Schmeling wusste selbst am besten, in welchem Geschäft er sich verdingte. Das Gewaltgeschäft vergibt keine Spitzenpositionen an Männer, die Gewalt nicht aushalten können. Noch im *Yankee Stadium* erklärte er den Reportern, dass er es außerordentlich bedauere, auf diese Weise Champion geworden zu sein.

Gemeinsam mit Machon verlässt er noch in dieser Nacht New York, wo er Angst haben muss, an jeder Ecke erkannt zu werden. In New York ebbt die Aufregung ab, als die Nacht sich über die Stadt senkt, aber bald würden die Menschen in Deutschland erwachen und erfahren, dass und vor allem wie ihr Maxe Weltmeister geworden ist. Dann würden die Telegramme wieder einlaufen wie am Fließband, und Schmeling ahnt wohl, dass er diesmal nicht nur Nettigkeiten zu erwarten hat.

Am Rand eines Ackers parken die beiden den Wagen und gehen ein bisschen zu Fuß. Machon wandert neben Schmeling her. Nach langem Schweigen sagt Machon schließlich: »Nun bist du also Weltmeister.« Schmeling antwortet nicht richtig, murmelt nur »Weltmeister.« Er ist offensichtlich unglücklich. Er hat lange den Traum gehabt, den Großen nachzufolgen, nun ist es passiert, aber auf die denkbar schlechteste Weise.

»Dein Ehrgefühl ist übertrieben«, sagt Machon. »Schließlich hat Sharkey gefoult, nicht du.«

»Ich habe mir das anders vorgestellt.«

»Wir sind für die Ereignisse nicht verantwortlich, Max!«

»Man wird mich aber dafür verantwortlich machen.«

Die Fahrt zurück ins Hotel verläuft schweigsam.

Machon erinnerte sich später, dass Schmeling in dieser Nacht seinen Titel zur Verfügung stellen wollte und er ihn davon abhalten musste. Vielleicht ist das nur Legendenbildung, aber wenn es so eine Diskussion gegeben hat, dann ist es wahrscheinlich nur ein Ritual unter Freunden gewesen: Schmeling wusste, dass Machon ihm das ausreden würde, und hätte seinen Freund auf diese Weise nur benutzt, um sich selbst weniger allein zu fühlen mit dem Problem.

Aber auch ohne eigene Gewissensbisse gab es genügend Probleme, die man nun bewältigen musste. Nach und nach kamen die Bestätigungen der großen Boxverbände bei Jacobs, Schmeling und Machon im Hotel an. Die NBA, der US-Boxverband, hatte Schmeling sofort als neuen Weltmeister anerkannt. Als die Europäer wach wurden, trudelten auch die Bestätigungen der IBU, des europäischen Verbandes,

und des *BDB*, des Bundes Deutscher Berufsboxer, ein. Aber die wichtigste Organisation fehlte: die *NYSAC*.

Die *New York State Athletic Commission* war eigentlich der *NBA* untergeordnet, aber trotzdem war die *NYSAC* wichtiger als die *NBA*, denn in New York fand das Geschäft statt, hier wurden die Weltmeister gekürt, und auch nur die *NYSAC* hatte zu entscheiden, ob ein Kampfergebnis in New York anerkannt wurde oder nicht. Und die Bestätigung für Schmeling kam nicht. Stattdessen rief die *NYSAC* die Kampfbörse beider Boxer ein und bestellte die Parteien zur Prüfung des Falles in ihre Geschäftsräume.

Die Hearst-Presse verteidigte am nächsten Morgen das Vorgehen des Ringrichters und der Verbandsfunktionäre, aber die restliche Presse war geschlossen gegen Schmeling. Nur Paul Gallico, einer der bekanntesten New Yorker Boxkritiker, schrieb: »Ich glaube, dass Schmeling, nachdem er Sharkeys härteste Schläge genommen hatte, ohne zu Boden zu gehen, dem Matrosen das Herz und die Überzeugung von sich selbst genommen hatte und dass der nun, genauso, wie es damals Dempsey tat, zu schweren Angriffen übergegangen war.«

In Deutschland nahm man die Meldung unterschiedlich auf. Rolf Nürnberg schrieb in seiner Zeitung *12-Uhr-Mittag*: »Es genügt eben nicht, wie ein früherer Champion auszusehen und ein tüchtiger Geschäftsmann zu sein. Golf spielen und Starallüren machen nur Foulweltmeister.« Willy Meisl bedauerte hingegen in der *Vossischen Zeitung*: »Der Kampf brachte leider keine endgültige Klärung über das Stärkeverhältnis.«

Am 16. Juni 1930, also vier Tage nach dem Kampf, fand sich die *NYSAC* zu einer Sitzung zusammen, in der beschlossen wurde, dass man noch mal alle Beteiligten des Abends anhören wollte, um ein abschließendes Urteil zu fällen. Noch immer war Schmeling nicht als Weltmeister anerkannt. Und auch seine Börse wurde nicht ausgezahlt. Die *NYSAC* wollte bereits tags darauf wieder zusammenkommen, aber an diesem Tag wurde Amerika von einem der wenigen Ereignisse erschüttert, die noch wichtiger waren als die Boxweltmeisterschaft: Die Börse brach erneut fast zusammen, es wurde der »Schwarze

Dienstag der Wall Street». Die Sitzung musste auf den Donnerstag verschoben werden.

Am 19. Juni trat die NYSAC, unter der Leitung von James A. Farley, dem Mann, der Schmeling schon bei seinen Streitereien mit Bülow geholfen hatte, nochmals zusammen. Schmeling war anwesend, Ma- chon, Jacobs, natürlich auch Sharkey sowie dessen Manager Buckley. Dazu Crowley, der Ringrichter, sowie die Punktrichter Barnes und Mathison.

Die Männer analysierten noch einmal den Verlauf des Abends, befragten die Punkt- und Ringrichter. Es war klar, dass Max Schmeling zum Zeitpunkt des Kampfabbruchs nach Punkten hinten lag. Wäre einfach nur abgebrochen worden, wäre Sharkey der Sieger gewesen. Hätte Schmeling weiterkämpfen können, hätte er den Kampf womög- lich noch mal gedreht, zumal bekannt war, dass Sharkey in den späte- ren Runden oft die Nerven verlor und Schmeling zum Kampfende noch mal zulegte. Schmelings guter Ruf und Sharkeys schlechter Ruf arbeiteten für den Deutschen. Alles wurde in einem Protokoll festge- halten.

Am Ende der langen Sitzung voller Spekulationen stimmte die Box- kommission in geheimer Sitzung ab. Es wurde eine knappe Entschei- dung. Mit zwei zu eins Stimmen bestätigte die NYSAC Schmeling als Weltmeister. Später erfuhr man, dass der greise Vorsitzende der NY- SAC, Bill Muldoon, entschieden gegen Schmeling war. John J. Phelan, ein ehemaliger Colonel der US-Army, war für ihn. Und James A. Far- ley half Schmeling ein weiteres Mal, indem er für ihn stimmte. Seine Börse von astronomischen 747 000 Reichsmark wurde ausbezahlt. Aber er wurde zugleich aufgefordert, seinen Titel so bald wie möglich zu verteidigen, um ihn zu legitimieren.

Kurz nach dieser Entscheidung wurde eine neue Regel in New York eingeführt. Ein verbesserter Tiefschutz wurde zur Pflichtausrüs- tung gemacht, und die Kämpfer sollten nach einem Tiefschlag genü- gend Zeit zur Erholung bekommen. Dem Gegner wird in dieser Runde ein Punkt abgezogen. Dann aber muss der Gefoulte weiter- kämpfen, oder er verliert den Kampf. Diese Regel hat in ähnlicher

Form bis heute bei den meisten Verbänden Gültigkeit. Die Änderung der NYSAC-Statuten stärkte Schmeling in dieser Situation natürlich nicht gerade den Rücken. Der Eindruck drängte sich auf, dass man seinen Sieg für dubios hielt. In Deutschland machte schnell der Begriff des »Tiefschlagweltmeisters« die Runde. Keine Kabarettgruppe kam ohne Schmeling-Witze aus. Mit vollen Taschen und schwerem Herzen machte Schmeling sich auf den Heimweg.

Am 4. Juli traf er am Columbus-Pier in Bremerhaven ein. Von dort aus nahm er ein Flugzeug, das um 19.30 Uhr in Berlin-Tempelhof landete. Seine Mutter wartete am Flughafen auf ihn, genau wie ein paar Funktionäre der Boxbehörde sowie einige Freunde und Kollegen. Der Bund Deutscher Berufsboxer übergab ihm einen Ehrengürtel, aber so richtig zum feiern zumute war Schmeling nicht.

Es wurde nicht besser, als der Film mit dem Kampf gegen Sharkey in die Kinos kam. Nun konnten alle Boxfans in Deutschland sehen, dass Schmeling bis zum Zeitpunkt des Abbruchs zurückgelegen hatte. Er hatte gewonnen, aber er war der schlechtere Mann gewesen. Schmeling konsultierte Professor Wilhelm Baetzner, Chirurg des Krankenhauses Moabit, der ihm »die Verschlimmerung eines alten Blutaderbruchs durch den Tiefschlag« attestierte. Schmeling nutzte dieses Attest, um zweierlei zu belegen: Erstens war er bei diesem Tiefschlag tatsächlich verletzt worden. Und zweitens wollte er, entgegen seinem Vertrag und entgegen der Empfehlung der NYSAC, in diesem Jahr seinen Titel nicht mehr verteidigen. Für Schmeling bedeutete ein schneller Kampf, dass er sich nur schlecht erholen konnte, er barg das Risiko, den Titel wieder zu verlieren, den Jacobs erst noch ordentlich ausschlachten wollte, und Schmeling wollte warten, bis der Vertrag von Bülow im Oktober endgültig abgelaufen war.

Mit seiner Absage für einen Kampf im September machte Schmeling sich Feinde in den USA, mächtige Feinde. Er bestätigte alle Ängste, die sowohl die NYSAC wie auch die *Madison Square Garden Corporation* hatten. Ein Weltmeister, der sich im Ausland aufhält und seinen Titel nicht regelmäßig verteidigt, war für sie nichts wert. Schmeling und Jacobs waren zu schlau, um das nicht zu wissen. Aber

sie ignorierten den Zorn der Amerikaner einfach. Sie ahnten ja nicht, dass sie auf deren Hilfe noch angewiesen sein würden. In Deutschland lebte Schmeling nun in Berlin in einer Stadtwohnung, am Sachsenplatz 10. Seine Mutter war bei ihm. Die Adresse war schick, im Haus Nummer eins wohnte der Komponist Paul Hindemith. In der Nummer fünf lebte der Schauspieler und Regisseur Veit Harlan mit seiner Frau, der Schauspielerin Hilde Köber. Gegenüber von Schmelings Wohnung, auf der anderen Seite des Sachsenplatzes, wohnte Willy Forst. Im direkten Nachbarhaus, der Nummer 12, war die Filmschauspielerin Anny Ondra Mieterin geworden, über ihr der Schriftsteller Joachim Ringelnatz. Der ganze Sachsenplatz war also von Schauspielern, Regisseuren, Prominenten aller Art sowie Schriftstellern und Journalisten bevölkert. Die angemessene Umgebung für den Weltmeister.

Als er nach seiner Rückkehr zum ersten Mal im Sportpalast als Ehrengast angekündigt wurde, empfing ihn ein Pfeifkonzert. Und unter Berliner Taxifahrern, seit jeher eine besonders herzliche Sorte Mensch, kursierte der Spruch: »Wenn de nich ruhig bist, schlag ick dir untern Gürtel, det du Weltmeister wirst.« Beim Besuch alter Freunde in »Schwannekes Weinstube« traf er auf Hans Albers, der ihn zu trösten versuchte: »Wir dürfen uns beide nichts vormachen! Wir alle stehen auf dem Hochseil, und unten in der Arena sitzen Leute und warten auf einen falschen Tritt.«

Neben seiner Stadtwohnung am Sachsenplatz suchte der Weltmeister ein standesgemäßes Domizil. Er fand es nicht weit von Berlin entfernt, in Saarow-Pieskow. Direkt am Scharmützelsee kaufte er sich ein Haus in der Nachbarschaft vieler anderer Prominenter, die ein Erholungsziel außerhalb Berlins brauchten. Hier in der Gegend konnte er vor allem seiner neuen Leidenschaft nachgehen, dem Jagen. Und natürlich durfte ein Skattisch nicht fehlen, wie er auch im Appartement am Sachsenplatz zu finden war.

Hier konnte er abends vor seinem prasselnden Kamin sitzen und seine stetig wachsende Sammlung von Jagdtrophäen, Pokalen und Ehrenmedaillen betrachten. Er freundete sich mit dem Bildhauer Josef

Thorak an, der direkt in seiner Nachbarschaft wohnte. Von hier aus machte er auch einen Ausflug zu seinen Wurzeln: Zum ersten Mal, seit er ein kleines Kind war, besuchte er Klein-Luckow, seinen Geburtsort. Nur einen Tag blieb er da, um sich daran zu erinnern, wo er herkommt. Und er besuchte auch Hamburg wieder, die Stadt in der er aufgewachsen war. Am 8. August fand dort die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft statt. Ludwig Haymann reiste extra aus Amerika an, um seinen Titel zu verteidigen. Es war das Einzige, was er noch zu verteidigen hatte. Sein Mut, sein Talent und seine Ehre waren verschlissen, er hatte seine Karriere in Amerika durch immer schlimmere Niederlagen ruiniert. Am Ende bestritt er für ein paar hundert Dollar einen Kampf. Sein Name und sein Titel zogen nur noch in der Heimat. Walter Rothenburg war der neue Großmeister des deutschen Boxsports geworden. Nach dem Vorbild der Amerikaner begann er, Großkampftage zu organisieren. Am 8. August würde nicht nur Haymann seinen Titel gegen Hans Schönath verteidigen, sondern vier weitere Meisterschaften in anderen Gewichtsklassen sollten das Publikum ziehen. Dazu gab es ein prominentes Rahmenprogramm, zu dem auch gehörte, dass der deutsche Weltmeister Schmeling die Veranstaltung mit einer kurzen Grußrede eröffnete.

Rothenburg hatte extra die Hamburger *Dirt-Track-Bahn* umbauen lassen, eine Rennbahn für Motorradwettbewerbe im Matsch. Bis zu 80 000 Leute passten hier auf 10 000 Sitzplätze und die Tribünen, und auch das in Hamburg unvermeidliche Risiko, dass es regnen könnte, konnte die Zuschauer nicht davon abhalten, zwischen 1 und 6 Mark für diese Veranstaltung zu bezahlen. Damit die Kämpfe in jedem Fall stattfinden konnten, war über dem Boxring sicherheitshalber eine 11 Quadratmeter große Regenplane gespannt. Obwohl es am Nachmittag noch schüttete, kamen immerhin 40 000 Leute – eine in Deutschland bis dahin unerreichte Menge für eine Boxveranstaltung. Doch hier bestätigte sich vor allem die Beobachtung, dass es dem Boxsport immer dann besonders gut geht, wenn die Menschen in der Krise sind: Über vier Millionen Arbeitslose gab es inzwischen in Deutschland. Heinrich Brüning führte das Land mit einer Minder-

heitsregierung mehr schlecht als recht. Und einen Monat später sollte die NSDAP hinter den Sozialdemokraten mit 18,3 Prozent der Stimmen die zweitgrößte Kraft im Parlament werden.

Gegen 20 Uhr eröffnete Rothenburg, der ein Showtalent war, den Abend persönlich. Er bat den Weltmeister in den Ring, kurz darauf sprang Schmeling im guten Anzug durch die Seile und nahm einen silbernen Pokal entgegen, gestiftet von den »Hamburger Sportfreunden«. Irgendjemand hielt immer noch eine Schärpe, einen Stadtschlüssel, eine Medaille für den deutschen Star bereit. Schmeling sprach seine Dankesworte und ging wieder.

Drei Vorkämpfe um Meisterschaften in unterschiedlichen Gewichtsklassen konnte das Publikum sehen, bis es zum Höhepunkt dieses Abends kam: der deutschen Schwergewichtsmeisterschaft. Haymann war, anders als Diener und Schmeling, immer wieder nach Deutschland zurückgekehrt und hatte seinen Titel verteidigt. Doch jetzt war er nur noch ein Schatten seiner selbst. Die Niederlagen in Amerika hatten sein ohnehin schweres Gemüt weiter zusammensacken lassen.

Er trat gegen den Kraftkerl Schön Rath an. Schmeling konnte aus der ersten Reihe mit ansehen, wie der voll austrainierte Schön Rath den um die Hüften schon etwas füllig gewordenen Haymann nach Strich und Faden verdrosch. Haymann versuchte zu täuschen, seinen Gegner zu studieren, aber bereits nach 72 Sekunden kam Schön Rath mit einem donnernden rechten Haken an Haymanns Kinn durch, und der deutsche Meister ging zu Boden. Als der Ringrichter bis »zwei« gezählt hatte, war Haymann auf seinen Knien. Er hielt sich am Ringseil fest und wollte sich hochziehen. Aber sein Sekundant deutete ihm an, unten zu bleiben, um sich weitere Erniedrigungen zu ersparen. Haymann ließ sich auszählen und war nun auch seinen Titel los. Und die Hälfte seiner letzten großen Börse wurde nach diesem Kampf eingefroren, weil er Schulden bei alten Trainern und Promotoren hatte.

Neben Besuchen bei solchen Veranstaltungen versuchte Max Schmeling sich um sein Privatleben zu kümmern und vom Boxen zu erholen. Sein Bruder Rudolph heiratete am 2. September Nanni Nie-

sek aus Zittau. Als Hochzeitsgeschenk, und weil sein Bruder immer noch keine richtige Arbeit hatte, schenkte Max Schmeling ihnen ein Hotel: das »Deutsche Haus« in Niederlichtenwalde an der sächsischböhmischen Grenze.

Mit Olga Tschechowa ging er viel ins Kino. Sie war es auch, die ihn schließlich in einen Film mit ihrer alten Kollegin Anny Ondra schleppte. Tschechowa hatte mit ihr schon in Prag zusammen gedreht, den Film *Trude, die Sechzehnjährige*. Jetzt gab es die große Produktion *Die vom Rummelplatz* in den Berliner Kinos zu sehen. Am 12. August hatte der Film Premiere gehabt, eine Produktion der Ondra-Lamač-Film GmbH. Schmeling ging gerne mit, schließlich spielte darin auch Kurt Gerrat, ein gemeinsamer Kollege aus *Liebe im Ring*.

Tschechowa, die große Schauspieldiva in Deutschland, verlor, wenn sie sich denn jemals ernsthafte Hoffnungen gemacht hatte, ihren Schmeling im Kino. In *Die vom Rummelplatz* gab Anny Ondra eine ihrer Glanzrollen. Sie war berühmt geworden als puppenhafte Schönheit, die über die Leinwand tanzen und toben konnte wie Buster Keaton. Ihre Spezialitäten waren akrobatische Slapstickteinlagen und immer wieder die Spannung zwischen einem unschuldigen Gesichtsausdruck und einem Unterrock, der sie nur knapp bekleidete. Die Unschuld war einigermaßen echt. Für die Frivolitäten sorgte meistens ihr Partner, Karel Lamač.

Schmeling wusste natürlich, wer Anny Ondra war – schließlich war sie eine Nachbarin am Sachsenplatz. Und jeder, der ins Kino ging oder sonstwie in Prominentenkreisen verkehrte, kannte Ondra. Aber sie war nie auf Empfängen oder an Orten wie »Schwannekes Weinstube« zu finden. Im Gegensatz zu Schmeling war sie ein Star, der wenig Wert auf gesellschaftliche Einladungen legte. Schon als er mit Olga Tschechowa aus dem Kino kam, fragte er sie: »Ich möchte die Ondra kennen lernen. Kannst du das arrangieren?« Natürlich hatte Olga Tschechowa kein Interesse daran und lehnte seine Bitte indigniert ab: »Zum Kuppeln eigne ich mich schlecht.«

Anny Ondra war am 15. Mai 1902 in Tarnów als Anna Sophie

Ondráková zur Welt gekommen, sie war also drei Jahre älter als Schmeling. Trotz ihres aufblühenden Starruhms war sie eine schüchterne Person, ganz anders als Olga Tschechowa oder andere Filmschauspielerinnen. Sie war privat eher zurückhaltend und wollte nach außen immer ein ordentliches Bild abgeben. 1927, als Ondra bereits 25 Jahre alt war und Karel Lamač 40, hatten sie ihre Erfolge so weit ausgedehnt, dass sie den Film *Evas Töchter* zum Teil in Berlin drehen konnten und neben der tschechischen auch gleich eine französische und eine englische Version anfertigten. Die Filmpremiere fand am Abend des 4. April 1928 in Berlin statt, aber es war ihnen ein bisschen die Show gestohlen worden von dem Großereignis, das Berlin an diesem Abend in Atem hielt: der deutschen Schwergewichtsmeisterschaft zwischen Max Schmeling und Franz Diener.

Ondra und Lamač hatten ihre gemeinsame Filmproduktion und waren ein Team, aber Ondra begann sich nun langsam von ihrem Partner zu lösen. Noch in diesem Jahr unterschrieb sie einen Vertrag über vier Filme in England, bei den *British International Pictures*. Sie reiste mit Zug und Schiff zwischen Berlin und London hin und her, weil sie Flugangst hatte. In England drehte sie zwei Filme mit dem Erfolgsregisseur Graham Cutts, der so viele Affären gleichzeitig am Laufen hatte, dass er mit einer sehr komplizierten Taktik die eine Frau vor der anderen geheim halten musste. Sein junger Assistent musste ihn dabei decken und als Tarnung für Schäferstündchen herhalten. Der Name dieses Assistenten war Alfred Hitchcock. Nach den Dreharbeiten mit Cutts fuhr Anny Ondra nach Berlin, um wieder mit Lamač zu arbeiten, aber anschließend tat sie etwas für die eigene Unsterblichkeit: Sie kehrte nach London zurück und drehte mit Hitchcock zwei seiner frühen Filme: *The Manxman* und *Blackmail*, (*Erpressung*). *The Manxman* war Hitchcocks letzter Stummfilm, er mochte ihn selbst nicht besonders. *Blackmail* wurde sein erster Tonfilm. Und der erste richtige Hitchcock-Film.

Anny Ondra spielte die junge Alice, die ihren Verlobten hintergeht, indem sie sich mit einem jungen Maler verabredet und diesem in seine Wohnung folgt, die nicht nur als Atelier, sondern auch als Liebesnest

fungiert. Als der Maler sie vergewaltigen will, ersticht die junge Frau ihn und flieht vom Tatort. Fortan wird sie erpresst. Ihr Verlobter, der ausgerechnet bei der Polizei arbeitet, versucht ihr zu helfen. Aber Alice will ihr Gewissen erleichtern und geht selbst zur Polizei. Währenddessen verfolgt ihr Verlobter den Erpresser, der bei dieser Jagd in den Tod stürzt. Alice wird gerade noch rechtzeitig mit dieser Information abgefangen, bevor sie ihren Mord im Polizeipräsidium gesteht. Nach der Erpressung steht sie nun in der Schuld ihres Verlobten, eine ewige Abhängigkeit wird die beiden zusammenhalten.

Ein merkwürdiges Happy End für einen sehr merkwürdigen Film. Hitchcock hatte zum ersten Mal den Prototyp der unschuldig wirkenden Blondine etabliert, die große Schuld auf sich geladen hat. Hitchcock drehte eine Stummfilmfassung und dann noch mal eine komplette Tonfassung. Er besetzte seine erste Muse auch in der Tonversion und ließ einfach die englische Schauspielerin Joan Barry in Sichtweite Ondras den Text lippensynchron in ein Mikrofon sprechen. Es blieb das letzte Engagement Anny Ondras in einem Hitchcock-Film, obwohl sie mit den Hitchcocks auch später noch befreundet blieb.

In Deutschland hatte sie mit ihrer Sprache keine Probleme – sie hatte eine schöne Sprechstimme und wurde keines der Tonfilmopfer. 1930 drehte sie mit Lamač ihren ersten Tonfilm: *Die vom Rummelplatz* – jener Film, in dem sie nun solchen Eindruck auf den Preisboxer und Gelegenheitsschauspieler Schmeling gemacht hatte. Ondras Spezialität war die Komik. Sie durfte im Film immer das tun, was in der deutschen Gesellschaft der dreißiger Jahre als unerhört galt. Dabei lächelte sie kindlich-süß, sah aus wie die personifizierte Unschuld und stellte sofort wieder etwas an. In *Die vom Rummelplatz* konnte sie dieses Talent besonders gut zeigen. Und sie hatte bereits die nächste Produktion in Planung, *Die große Sehnsucht*, ein All-Star-Movie, wie sie auch in Amerika gedreht wurden. Die großen Stars in Deutschland sollten ihre Stimmen dem Publikum in einem lustigen Film mit loser Rahmenhandlung präsentieren. Neben Anny Ondra waren viele großen Namen vertreten: Fritz Kortner, der Schauspieler-

freund Schmelings, Theo Lingen, Harry Liedtke, Luis Trenker, Lil Da-gover, Adele Sandrock und – Olga Tschechowa.

In Berlin hatte Anny Ondra die Wohnung am Sachsenplatz 12 gekauft und wohnte dort allein. Sie war öfter mal schwermüdig, malte zu Hause Märchenbilder, las und machte ihre Kostüme selbst – wenn sie nicht irgendwo in einem Filmatelier arbeiten musste oder auf Reisen war. Dass sie so gut wie nie ausging, war ein Problem für Schmeling. Der war es gewohnt, einfach auf irgendwelchen Flechtheim-Empfängen herumzustehen, auf dem »Ball der deutschen Sportpresse« oder bei einer Filmpremiere – und vorgestellt zu werden. Er war 25 Jahre alt geworden, ohne sich jemals um einen Kontakt, geschweige denn um einen Flirt, kümmern zu müssen. Aber da die Tschechowa ihn ihrer Kollegin Ondra nicht vorstellen wollte, die doch so nah neben ihm wohnte, hätte Ondra auch auf dem Mond leben können, so weit schien sie ihm entfernt.

Also bat er einen Freund um Hilfe: Paul Damski. Von allen Menschen ausgerechnet Paul Damski. Damski, Jude aus Litauen, Juwelier, Boxmanager, seit ein paar Jahren technischer Leiter des Sportpalastes, stand nach all den Jahren in Berlin immer noch mit der deutschen Sprache auf Kriegsfuß. Damski und seine Frau Sonja waren Vertraute Schmelings, seitdem er von Köln nach Berlin gesiedelt war. Sonja Damski hatte sich mütterlich um den damals gerade 20-Jährigen gekümmert, Paul vermittelte ihm die ersten Kämpfe, glaubte, genau wie Bülow, an sein Potenzial, noch bevor andere es sahen. Damski hatte auch versucht, den Kampf gegen Domgörgen drei Jahre zuvor mit niedrigen Börsenangeboten und Querschüssen unmöglich zu machen. Es hatte nicht geholfen, aber Schmeling vergaß so etwas nicht. Damski mochte ein merkwürdiger Typ sein, aber neben Machon war einer der wenigen, denen Schmeling uneingeschränkt vertraute.

So stand Damski nun eines Tages vor der Tür von Ondra und klingelte. Ein Dienstmädchen machte auf, und Damski verlangte in gebrochenem Deutsch nach der Filmschauspielerin. Sie kam an die Tür. »Sie müssen mit Weltmeister Schmeling sprechen!«

»Sind sie wahnsinnig geworden?«, erwiderte Ondra und schlug

ihm die Tür vor der Nase zu. Sie hatte den Mann nicht mal richtig verstanden. Und an verrückten Fans, die plötzlich vor der Tür standen, gab es auch damals keinen Mangel. Damski kehrte mit seinem Strauß Blumen zu Schmeling in die Wohnung zurück. Die beiden brüteten über neuen Plänen. Hatten sogar die verwegene Idee, Anny Ondra einfach wegen eines gemeinsamen Films mit Schmeling anzufragen, aber schließlich entschlossen sie sich für eine näherliegende Variante: Damski ging einfach noch mal hin. »Ich hab' da so einen Freund, Frau Ondra, heißt Max Schmeling, der Weltmeister. Der fragt, gnä' Frau, ob gnä' Frau nicht mal eine Tasse Kaffee mit ihm trinken gehen will. Oder so was ...« Anny Ondra verstand den Mann wiederum schlecht. Sie verwies ihn an ihren Werbechef. »Ich habe viel zu tun und wirklich keine Zeit, und wirklich kein Interesse, einen Preisboxer kennen zu lernen.« Nun legte Damski sich richtig ins Zeug, erklärte ihr, dass Schmeling sie privat kennen lernen wollte und nur zu feige war, selbst zu fragen. Er ließ den Blumenstrauß da und rang der zierlichen, schönen Frau ab, sich mit seinem Freund zu treffen, im »Café Corso«, an seinem 25. Geburtstag, dem 28. September 1930.

Nachdem Damski weg war, erkundigte sich Anny Ondra über das Büro der »Ondra-Lamač-Filmproduktion«, um wen es eigentlich ging. »Da ist ein Verrückter, der Boxer Schmeling. Der schickt dauernd einen und will mich kennen lernen.« Zu Schmelings Glück kamen die meisten Berliner außer Anny Ondra ihn gut und konnten seinen Status besser einordnen als die tschechische Filmschauspielerin, die lieber Märchenbilder malte, als anzusehen, wie zwei halbnackte Männer sich gegenseitig die Fäuste ins Gesicht schlugen. Anny Ondra erwartete sich nicht viel von der Verabredung, aber nachdem sie geklärt hatte, dass Schmeling letztlich seriös war, wollte sie ihn auch nicht einfach versetzen. Als sie am 28. September wie verabredet ins »Café Corso« am Reichskanzlerplatz kam, war Schmeling selbstverständlich schon da. Und er war nicht allein – diesmal begleitete ihn Machon als Anstandswauwau. Schmeling begrüßte Anny Ondra mit dem einzigen tschechischen Satz, den er konnte: »Jak se vám dari?« –

»Wie geht es ihnen?« Jarmila Vacková, die junge Schauspielerin, die er auf dem Schiff und in Prag kennen gelernt hatte, hatte ihm diesen Satz beigebracht. Anny Ondra antwortete begeistert auf tschechisch, aber natürlich verstand Schmeling kein Wort. Trotzdem war das Eis gebrochen. »Ich ließ mich breitschlagen, den Herrn Schmeling für 15 Minuten in einem Kaffeehaus zu treffen. Und ich erwartete einen ungehobelten Gewaltmenschen. Welch ein Irrtum. Das war ja ein Gentleman.«, sagte sie später über dieses Treffen.

Sie ging nicht, wie angekündigt, nach einer Viertelstunde. Stattdessen machten die beiden – ohne Machon – noch einen Ausflug in Schmelings Lancia. Sie fuhren Richtung Bernau, und Schmeling gab Gas, wie meistens. »Wenn Sie glauben, mir damit imponieren zu können, irren Sie sich gewaltig!«, beschied ihn die Schauspielerin. Er fuhr sie sehr viel langsamer wieder nach Berlin zurück.

Nach dem gemeinsam Kaffee und der Ausfahrt wartete Schmeling eine Weile vergeblich, dass Anny Ondra ihn wieder anrief. Einige Tage traute er sich kaum noch, die eigene Wohnung zu verlassen, aus Angst, eine Nachricht von ihr zu verpassen. Aber natürlich hatte die Ondra ein eigenes Leben, einen dichten Terminplan. Und nach einigen Tagen rief sie tatsächlich an und revanchierte sich für die Einladung. »Ach, hoffentlich sind Sie mir nicht böse. Ich hatte so schrecklich viel zu tun. Wissen Sie was? Kommen Sie mit Ihren Freunden Sonntag für eine Stunde zum Tee.« So tauchte Schmeling am folgenden Sonntag in Begleitung von Machon und Damski bei Anny Ondra auf. »Wie geht es denn Jarmila?«, fragte diese unvermittelt.

»Jarmila, Jarmila? Ich weiß nicht, wen sie meinen.« Schmeling kam ins Schwimmen. Seine kleine Romanze mit Jarmila Vacková hatte in Prag Wellen geschlagen. Anny Ondra war eine alte Kollegin von Jarmila Vacková, und ihre Mutter hatte ihr geschrieben: »Liebste Anny! Stell dir mal vor, mit Jarmila ist es weit gekommen! Sie hat sich mit einem Boxer verlobt! Mit einem Boxer! Bei uns haben sie neulich einen Boxer beim Einbruch in eine Bank erwischt und eingesperrt.« So wurde Schmeling von einem Gerücht eingeholt. »Meine Jugendfreundin Jarmila aus Prag, die Sie auf der Überfahrt kennen

gelernt und später dann in Leipzig getroffen haben! Meine Mutter schrieb mir damals, dass man in Prag davon rede, sie würde sich mit Ihnen verloben.« Schließlich sprang Machon in die Bresche. »Oh, Jarmila, ein reizendes Mädchen. War immer sehr lustig und lenkte Max von seinen Berufssorgen ab. Aber wenn er ernste Absichten gehabt hätte, würde er es mir sicher erzählt haben. Ein Flirt, weiter nichts, vielleicht nicht einmal das.«

Dann versuchten die Männer die Kurve zu kriegen und über *Liebe im Ring* zu sprechen – ein gemeinsames Thema mit der Schauspielerin. Machon und Damski verabschiedeten sich schnell, nachdem sie das Gefühl hatten, sie wären überflüssig. Aber auch nachdem sie gegangen waren, blieben Schmeling und Ondra nicht allein. Alle paar Minuten kam das Hausmädchen herein, um eine neue Schallplatte aufzulegen.

Bei der nächsten Verabredung versuchte Schmeling sie auf seinem Parkett zu beeindrucken. Er nahm sie mit zu einem Boxkampf. Sie hatte noch nie einen gesehen, und es sollte ihr auch nicht gefallen. Als der Ringsprecher den Weltmeister in den Ring bat, wurde Schmeling ausgepfiffen. Das hatte er sich anders vorgestellt. Aber es kam gar nicht schlecht an, Anny Ondra litt mit ihm. »Mach dir nichts daran!«, sagte sie. »Die Menschen sind nun einmal so.«

Die Ernsthaftigkeit, mit der Schmeling sie umworben hatte, und die Hartnäckigkeit, mit der er dranblieb, überzeugten Anny Ondra schließlich. Schmeling war kein neureicher Preisboxer auf Eroberungszug, dafür hatte sie es ihm zu schwer gemacht. Er war einer jener raren jungen Männer, die sich tatsächlich für jemanden entschieden wollten. Sie hatten Glück miteinander. Aber sie schlitterten nun auch in ein sehr kompliziertes Leben. Anny Ondra hatte genau wie Max Schmeling Verpflichtungen in verschiedenen Teilen der Welt.

Vom 16. Oktober bis zum 5. November drehte Anny Ondra *Eine Freundin, so goldig wie du* in den Grunewald-Ateliers. Die Romanze zwischen Schmeling und Anny Ondra war so weit gediehen, dass er sie am Filmset besuchen wollte. Das Ganze wurde als Drehbesuch des Boxers mit Schauspielambitionen hingestellt, und damit es nicht so



Ein prominentes Traumpaar: Max Schmeling mit seiner Ehefrau, der tschechoslowakischen Schauspielerin Anny Ondra, kurz nach der Hochzeit 1933. Die Ernsthaftigkeit, mit der er um sie geworben hatte und seine Hartnäckigkeit hatten sie überzeugt.

auffiel, dass er eigentlich nur wegen ihr hier war, brachte Schmeling Machon mit und Jacobs, der immer noch gerne in Deutschland und noch lieber in der Nähe von Filmleuten und Starlets war. Sowohl Jacobs als auch Machon und Lamač waren der Meinung, man sollte die Beziehung geheim halten. Anny Ondra schloss sich dieser Haltung an, und Schmeling fügte sich schließlich.

Den Aufruhr, den eine Beziehung des Boxers mit der Filmschauspielerin verursacht hätte, wollten alle Beteiligten vermeiden. Die beiden hätten sofort heiraten oder sich trennen müssen, wenn es herausgekommen wäre, und das wollten sie nicht.

Im *Boxsport* vom 29.12.1930 gab Artur Bülow ein Interview. Er wurde in New York befragt: »Was suchen sie noch in Amerika?« »Den Charakter von Schmeling«, antwortete Bülow. »Ich glaube, dass Max dennoch einmal zur Besinnung kommt und einsehen wird,

dass er schweres Unrecht an mir getan hat.« Bülow war immer noch der Überzeugung, dass er Schmeling ebenso zu einem Titel hätte führen können wie Joe Jacobs. Er führte den Bruch mit seinem ehemaligen Schützling auf dessen schlechtes Umfeld zurück. Auf den Einfluss von Machon, der die Nummer eins im Betreuerstab des Weltmeisters hatte werden wollen und nun auch war. Und natürlich auf André Routis, den Boxer, der Schmeling zu Jacobs gebracht hatte. »Max konnte mich ja nicht verlassen, wie man ein Zugabteil verlässt. Jeder, der uns in Deutschland kennt, weiß, was ich aus Schmeling gemacht habe«, sagte Bülow zum Abschluss des Gesprächs. Es war nun über ein halbes Jahr vergangen, und Schmeling hatte seinen Titel nicht verteidigt, war nicht mal in Amerika gewesen, um sich mit Gegnern auseinander zu setzen. In der *BZ am Mittag* teilte Schmeling dann am 6. Januar 1931 mit: »Ich nehme jeden Gegner – aber nicht in New York.«

Schmeling fühlte sich von der NYSAC benachteiligt, schlecht behandelt, unter Druck gesetzt. Ausgerechnet auf James A. Farley, der ihm schon ein paar Mal aus der Patsche geholfen hatte, ging er in einem Interview los: Farley, »ein guter Freund Sharkeys, hat sich nie damit befreunden können, dass ein Nichtamerikaner den Titel innehat, und möchte nun natürlich alle Hebel möglichst wirkungsvoll in Bewegung setzen, um seinen Freund Sharkey auf den Thron zu heben.« So sah es Schmeling. Deswegen wollte er nicht in New York antreten. Und auch den Grund für seine Enttäuschung äußerte er: »Um dies zu erreichen, scheinen ihm alle Mittel recht, er ist selbst davor nicht zurückgeschreckt, für den Bereich der New Yorker Boxkommission eine Regeländerung durchzusetzen, wonach der Tiefschlag erlaubt ist.« Das stimmte so nicht. Schmeling sah es als persönlichen Angriff, dass die Regel geändert wurde und sein merkwürdig erworbener Titel so weiter in Misskredit gebracht wurde. Farley war niemals ein Freund Sharkeys gewesen, und die NYSAC wollte nur, dass der Titel im Land blieb, und wenn er schon an einen Europäer ging, dann sollte der ihn wenigstens in Amerika, in New York verteidigen. Farley hatte kein Interesse daran, dass Schmeling in Deutschland saß und sein Geld

zählte. Das war schlecht für die Machtposition der NYSAC, schlecht für die Geschäfte der *Madison Square Garden Corporation*, schlecht für den Ruf des Weltmeistertitels und eigentlich auch schlecht für Schmeling. Er sollte das bald merken. Schmeling wäre besser beraten gewesen, nach einer kurzen Erholungsphase wieder nach Amerika zu gehen und sofort den Rückkampf mit Sharkey anzunehmen, um seinen Titel zu legitimieren. Aber Schmeling war beleidigt und frisch verliebt – zwei gute Gründe, um in Deutschland zu bleiben. Und Jacobs überschätzte seine Möglichkeiten. Die Meinung über Schmeling als Titelträger in Deutschland verschlechterte sich zusehends, und als seine Worte über den Atlantik bis nach New York drangen, wurde Jacobs zügig zur NYSAC geladen, die wissen wollte, ob Schmeling das wohl ernst meinte, nach allem, was man für ihn getan hatte. Und natürlich drängte man Schmeling darauf, dass er Sharkey die Chance auf einen Rückkampf gab.

Jacobs verhandelte mit Johnny Buckley, der Sharkeys Manager und Trainer in Personalunion war, mit den Leuten der NYSAC und dem *Madison Square Garden*. »Wie wollt ihr unseren Mann vor einem Foul schützen?«, wollte Jacobs mit Bezug auf die geänderte Regel wissen und verlangte eine Garantie gegen Tiefschläge. Die Vertreter der NYSAC bestanden auf den neuen Vorgaben. Als Jacobs bestätigte, dass Schmeling seinen Titel unter diesen Umständen nicht verteidigen wollte, suspendierte die NYSAC sowohl Jacobs als auch Schmeling. Sie entzog ihnen die Kampflizenz, was sich freilich nur in New York auswirkte, und dort wollten sie ja ohnehin nicht antreten.

Die NBA, die Dachorganisation der US-Boxverbände, hatte unterdessen eine Rangliste der möglichen Herausforderer Schmelings aufgestellt: An Nummer eins setzte sie Will »Young« Stribling, einen starken Mann mit weit über 200 Kämpfen Erfahrung. An Nummer zwei den Italiener Primo Carnera, einen 110 Kilo-Mann, der vom Boxen so viel verstand wie ein Gorilla vom Schachspielen. Carnera hatte sich, angeblich auch mithilfe der Mafia, die Weltrangliste hoch geboxt. Erst an Nummer drei platzierte die NBA Sharkey, der nicht zu-

letzt wegen seiner Tiefschlagniederlage weitere Popularität in den USA eingebüßt hatte.

Jacobs machte sich sofort daran, eine Begegnung mit Stribling zu vereinbaren. Er war ein guter, ein harter Boxer und noch nie k.o. gegangen. Seine technischen Fertigkeiten waren allerdings nicht so hoch einzuschätzen wie die von Schmeling oder Sharkey, weswegen er gegen letzteren auch in zehn Runden nach Punkten verloren hatte. Als er zur Nummer eins der Schmeling-Herausforderer bestimmt wurde, konnte er auf eine Vergangenheit von 233 Kämpfen und 224 Siegen zurückblicken – ein absoluter Fantasierekord. Seine Eltern, offiziell nur Ma und Pa Stribling genannt, waren Vaudevilletheaterleute gewesen. Pa Stribling hatte mit Kraftvorführungen und fingierten Ringkämpfen die Leute in Variétés unterhalten und seinen beiden Söhnen Boxen beigebracht, so gut er konnte. Das meiste lernte Will Stribling im Ring, oft in fingierten Kämpfen. Er war mehr Zirkusmann als Kämpfer. Seine Zeit als Berufsboxer begann erst, als er 1924 gegen den Halbschwergewichtsweltmeister Mike McTigue als Ersatzmann einspringen musste und nicht k.o. ging. McTigue wurde damals ge managt von – Joe Jacobs. In den folgenden Jahren hatte Stribling nach und nach immer mehr Routine im Ring bekommen, aber wie alle Autodidakten war er für ein konsequentes Aufbautraining verloren – er hatte sich zu viel Falsches angewöhnt.

Die NYSAC wollte Schmeling derweil den nur von ihren Gnaden bestätigten Titel wieder aberkennen lassen und im Juli Sharkey gegen Primo Carnera erneut um die Weltmeisterschaft boxen lassen. Aber die IBU und die NBA und immerhin 38 von 48 US-Bundesstaaten erkannten Schmeling immer noch als Weltmeister an. Ein zweiter Weltmeister hätte den Titel noch stärker abgewertet als ein Foulweltmeister.

Schmeling und Jacobs machten sich weitere Feinde. Als klar wurde, dass keine Stadt im Einzugsbereich der *Madison Square Garden Corporation* den Kampf für das geforderte Geld veranstalten würde, suchte Jacobs nach einem lukrativeren Ort für eine Weltmeisterschaft. Aber alle warteten auf den Rückkampf Schmeling – Shar-

key, deswegen war es nicht einfach, für eine Begegnung mit Stribling ordentliche Gagen zu bekommen. Schließlich wollte sich die Stadt Cleveland diesen Weltmeisterschaftskampf für die Riesensumme von 500 000 Dollar leisten. Damit war die *Madison Square Garden Corporation* aus dem Rennen, und Jacobs und Schmeling hatten neben der NYSAC einen zweiten mächtigen Gegner in New York.

Das *Cleveland Municipal Stadium* war eine Riesenarena mit über 120 000 Sitzplätzen. Die Stadt hatte sich den Bau des Stadions drei Millionen Dollar kosten lassen, weil man sich einmal Hoffnungen gemacht hatte, die olympischen Spiele 1932 nach Cleveland zu holen, die dann aber an Los Angeles vergeben wurden. Wie alle großen Stadien in den USA sollte auch dieses nun hauptsächlich für den Volks-sport Baseball genutzt werden und durch einen Weltmeisterschaftskampf im Boxen eingeweiht werden. Deswegen verzichtete die Stadtverwaltung auf die üblichen 6 Prozent der Einnahmen und gab sich mit einer Pauschale von 5 000 Dollar zufrieden. So kamen die guten Gagen für die beiden Boxer zustande. Die Wetten standen diesmal 7:5 für Schmelings Gegner, obwohl man realistisch sagen musste, dass Schmeling klar der bessere Boxer war – aber sein Kampf gegen Sharkey hatte ihm den Ruf eines Weicheis eingebracht, und Stribling galt als zäher Knochen.

Am Abend des 3. Juli 1931 kommt der Weltmeister Schmeling mit einer Kolonne von schweren Fahrzeugen ins Stadion gefahren. In den Senderäumen einer großen Radiostation findet um 21 Uhr das Wiegen statt, 189 englische Pfund für Schmeling, etwa 85 Kilogramm. Stribling wiegt ein bisschen weniger. Von den 120 000 Plätzen im *Cleveland Municipal Stadium* sind nur 40 000 besetzt. Scheinwerfer erleuchten die Arena taghell. Vier Spezialmaschinen saugen die Mückenschwärme ab, die vom nahe gelegenen Eriesee durch die Beleuchtung angelockt werden. Kurz vor dem Kampf steigt Thommy Loughran, ein weiterer Top-Ten-Boxer, in den Ring, um den Sieger des Kampfes zu fordern. Um 22.08 Uhr beginnt die Begegnung.

In den ersten vier Runden boxt Stribling beherzt und führt nach

Punkten. Ab der fünften Runde reißt Schmeling den Kampf an sich. Stribling hat in seinen Hunderten von Kämpfen natürlich jeden miesen Trick gelernt. Immer wieder drückt er Schmeling beim Schlagen seinen Daumen ins Auge. »Warum machst du nicht dasselbe? Das hier ist kein Kindergarten!«, ermahnt ihn Machon, als Schmeling sich in der Rundenpause darüber beschwert. Aber letztlich ist Schmeling in diesem Kampf nie wirklich gefährdet. Er kann Stribling vor allem im letzten Kampfdritteln nach Belieben ausboxen, und am Ende versucht er noch, den indirekten Vergleich mit Sharkey für sich zu gewinnen. Sharkey hatte Stribling nicht k.o. schlagen können, aber Schmeling hämmert seine Rechte in der 14. und 15. Runde so oft in das Gesicht seines Gegners, dass Vater Stribling, der nicht nur der Manager, sondern auch der Trainer ist, kurz vor Ablauf der letzten Runde das Handtuch wirft, um seinem Sohn weitere Prügel zu ersparen.

Nachdem Schmeling diesen Kampf gewonnen hatte, wurde sein Name endlich in den Sockel des Pokals graviert, den Bill Muldoon und Gene Tunney im *Madison Square Garden* zu Ehren der Weltmeister hatten aufstellen lassen. Es war der elfte Name, der dort eingeschrieben wurde.

In Deutschland, wo Stribling allein schon wegen seines unglaublichen Kampfrekords zur Killermaschine hochgeschrieben worden war, besserte sich Schmelings Ruf mit diesem Sieg wieder. Aber die NYSAC erneuerte ihre Forderung nach einem Kampf gegen Sharkey, die *Madison Square Garden Corporation* erinnerte Schmeling an seinen Vertrag, seinen Titel unter ihrer Regie zu verteidigen. Und auch Jacobs, Machon und Schmeling war klar, dass sie einem Rückkampf mit Sharkey nicht länger ausweichen konnten. Ein weiterer Kampf gegen einen Kirmesboxer wie Primo Carnera hätte wieder zu halbleeren Stadien und hämischen Kommentaren geführt. Und noch mal würde sich kein Dummer finden, der für solch einen Kampf Rekordbörsen zu zahlen bereit wäre.

Weihnachten verbrachte Schmeling mit Anny Ondra in seinem Haus in Saarow-Pieskow. Anny Ondra mochte das Haus, fand Gefallen am Landleben. Ihm zuliebe machte sie sogar einen Jagdschein, ob-



Nach der Verteidigung des Weltmeistertitels und den ersten Hauptrollen im Film war es praktisch unmöglich, Max Schmeling in Deutschland nicht zu kennen. Fans errichten am Strand ein Denkmal aus Sand.

wohl sie selbst nicht gern auf die Tiere schoss. Sie begleitete ihn und kümmerte sich sonst um die Arbeiten im Garten. Zum Weihnachtsabend hatten die beiden eigentlich verabredet, sich nichts zu schenken. Aber Schmeling ahnte, dass Anny Ondra sich nicht daran halten würde. Er wollte nicht am Ende der Dumme sein und fragte deswegen seinen Freund Paul Damski um Rat. Damski empfahl, einen Schal zu schenken, denn der würde immer passen, auch ohne Anprobe. Und natürlich war es auch Damski, den wiederum Anny Ondra nach einem Tipp für Schmelings Geschenk fragte, woraufhin Damski ihr sagte, dass Max noch eine gute Uhr zum Anzug fehlen würde. So begann der Weihnachtsabend in Saarow-Pieskow damit, dass Anny Ondra einen schlichten Schal bekam und Max Schmeling eine Platinuhr. Die beiden hatten daraufhin einen der wenigen Streits, die sie später zugaben – aber nur, weil der wahre Schuldige, Paul Damski, gerade nicht zu greifen war. Den Jahreswechsel verbrachte Schmeling wieder

ohne Anny Ondra, weil er auf einem Schiff nach Amerika saß, um eine weitere Schaukampftournee zu absolvieren und seinen Namen im Gespräch zu halten. Jacobs feilte an Verträgen, bei denen die *New York State Athletic Commission* keinen Einfluss nehmen konnte und er trotzdem den Vertrag mit der *Madison Square Garden Corporation* erfüllen würde.

Schmelings Lieblingsgegner wäre Mickey Walker gewesen, der ehemalige Mittelgewichtsweltmeister. Walker war einer der besten Boxer weltweit, aber eben ein Mittelgewichtler. Er hatte sich vor einiger Zeit ins Schwergewicht hochgearbeitet, war aber zu klein für diese Gewichtsklasse. Trotzdem hatte er einige größere Männer zu Boden zwingen können und hatte sich damit den Spitznamen »The Toy Bulldogg« eingehandelt. Jacobs suchte in ganz Amerika nach einem geeigneten Veranstaltungsort und einer angemessenen Börse für einen Schmeling-Walker-Kampf. Aber langsam musste er feststellen, dass die USA außerhalb New Yorks sehr klein wurden. Und dass niemand Börsengarantien für einen Kampf übernehmen würde, der nicht Schmeling – Sharkey hieß.

Jacobs kämpfte gegen Windmühlen. Eigentlich hatte er sich das so vorgestellt: einen Kampf gegen Walker, den guten, aber physisch zu schwachen Mann. Dann vielleicht einen Kampf gegen Jack Dempsey, der ein Comeback gegen Carnera angekündigt hatte, aber mit seinen mittlerweile 36 Jahren eigentlich zu alt war, um Schmeling noch gefährden zu können. Und dann einen Rückkampf mit Sharkey, der bereits grimmig angekündigt hatte, zur Not auch ohne Börse zu boxen: »Hauptsache, ich kriege den Burschen vor die Handschuhe.« Nun war Walker nicht zu finanzieren, und Dempsey redete mehr von einem Comeback, als dass er trainierte. Und die NBA setzte Jacobs und Schmeling unter Zeitdruck.

Also fuhr Jacobs schließlich nach New York, um endlich mit dem *Garden* und der *NYSAC* über einen Rückkampf mit Sharkey zu verhandeln. Am 18. Januar ging die Meldung raus, dass Schmeling gegen Sharkey einen Rückkampf bestreiten würde. Schmeling war gemeinsam mit Jacobs bei der *NYSAC* erschienen und hatte den Vertrag

unterzeichnet. John J. Phelan war anwesend und der neue Präsident der NYSAC, James A. Farley, der Schmeling so oft geholfen hatte und zu Recht enttäuscht von ihm war. Sharkey wurde am Telefon informiert und kündigte noch durch den Hörer an: »Ich schlage Schmeling k.o., bevor die Runden vorüber sind.«

Vier Tage später trafen Jacobs, Schmeling sowie Sharkey und sein Manager Buckley in den Büros der *Madison Square Garden Corporation* ein, um die Verhandlungen über den Kampf zu führen. Wie immer, wenn Schmeling und Jacobs verhandelten, ging es um jedes Detail. Am frühen Abend schließlich konnte verkündet werden, dass beide Parteien sich geeinigt hatten – der Kampf wurde für den 21. Juni 1932 angesetzt. Schmeling sollte als amtierender Weltmeister 42,5 Prozent der Einnahmen erhalten, Sharkey musste sich mit 10 Prozent begnügen, der Rest ging an den *Garden*.

Noch am selben Abend schiffte Schmeling sich wieder nach Deutschland ein, um schnell zu Anny Ondra zu kommen, ein wenig auszuspannen, bevor er sich auf den Kampf mit Sharkey würde vorbereiten müssen. Zuvor hatte er allerdings noch einen weiteren Vertrag geschlossen: mit Jacobs. Bisher waren die beiden nur per Handschlag aneinander gebunden, und während der Bülow-Vertrag noch lief, hatte Jacobs sogar auf Einnahmen verzichtet. Nun gab es eine in den USA übliche Vereinbarung zwischen den beiden: Jacobs garantierte Schmeling Jahreseinnahmen von über 100 000 Dollar und bekam dafür 33,3 Prozent von Schmelings Gagen.

Nach seiner Schaukampftournee richtete Schmeling sich, wie üblich, in einem Camp ein, in Greenkill Lodge am Rande von Kingston im Staat New York. Hier geriet der Boxer, der immer für sich beanspruchte, Sportler zu sein und kein Politiker, mitten in den US-Wahlkampf. Farley, der NYSAC-Präsident, hatte sich für die Demokraten im Wahlkampf engagiert, und um die vielen Deutsch-Amerikaner für die Demokraten zu begeistern, arrangierte Farley prominenten Besuch in Schmelings Camp. Der Weltmeister trainierte gerade im Ring in der Frühsommersonne. Zwei Limousinen kamen angefahren, begleitet von Motorradeskorten. Als die Kolonne zum Halten kam, stieg, nur

leicht gestützt von seiner Frau, Franklin D. Roosevelt aus, Gouverneur von New York und Präsidentschaftskandidat der Demokraten. Roosevelt war seit 1921 von den Hüften abwärts gelähmt, die Folge einer Kinderlähmung. In der Öffentlichkeit, vor allem im Wahlkampf, wollte er sich allerdings nicht im Rollstuhl zeigen. Er bewegte sich mit Hilfe einer stählernen Gehkonstruktion, die ihn viel Kraft kostete und Schmerzen verursachte. Darüber trug er einen leichten Sommeranzug.

Machon war der Erste, der die Gäste begrüßte. Natürlich hatte Jacobs dafür gesorgt, dass das gesamte Camp für diesen Besuch vollgestopft mit Reportern war. Und er hatte Schmeling instruiert, wie man den Gouverneur anreden musste. Schmeling sprang durch die Seile, kletterte vom Hochring und gab Roosevelt die Hand. »Your Honor, Sir, dear Mister Governor«, begrüßte Schmeling den Präsidentschaftskandidaten. »I'm sorry I don't speak very good English, your Excellency will have to pardon my accent.«

»Well then, Max, sag' es mir auf Deutsch«, war die Antwort – Roosevelt hatte die Sprache bei Kuraufenthalten in Bad Nauheim gelernt. Etwa 4 000 Menschen konnten dann verfolgen, wie Franklin D. Roosevelt dem Weltmeister beim Kampftraining zusah, während Mrs. Roosevelt sich die Augen zuhalten musste, als Schmeling gleich in der ersten Sparringsrunde seinem Gegner die Nase blutig schlug. Sie wechselte in die Küche und informierte sich beim Koch, Otto Weinmann, was dem Weltmeister denn besonders schmeckte. Der Promotionstermin war für alle ein Erfolg, lange Berichte in den großen Zeitungen folgten und jeder wurde im besten Licht dargestellt. Farley, der auch Exweltmeister Tunney als Wahlkampfredner für Roosevelt engagiert hatte, verstand sein Geschäft. Und Schmeling fühlte sich geehrt wie nie zuvor.

William F. Carey, Chef der *Madison Square Garden Corporation*, war derweil immer noch auf der Suche nach einem geeigneten Veranstaltungsort für das bevorstehende Großereignis. Um die vereinbarten Garantiebörsen zu zahlen, brauchte er eine riesige Arena. Es kamen eigentlich nur das *Yankee Stadium* und die *Polo Grounds* in New York infrage. Aber beide stellten horrende Mietforderungen für den

Abend, wohl wissend, dass Carey kaum Ausweichmöglichkeiten hatte. Doch Carey war ein überaus findiger Geschäftsmann, der sich die Schwäche der Zeit zunutze machte. Die Weltwirtschaftskrise hatte die Stadt immer noch im Klammergriff, viele New Yorker standen plötzlich mitsamt ihren Möbeln auf der Straße, weil ihre Wohnungen gepfändet worden waren, Arbeitskräfte waren billig, die Grundstückspreise im Keller. Carey hatte über eine Tarnadresse ein billiges Grundstück auf Long Island gekauft und machte sich nun, wenige Wochen vor dem Kampf, daran, ein eigenes *Garden-Stadium* zu bauen, welches ihn aus der Beengung der *Garden*-Halle nehmen würde und ihn nicht in Not brachte, andere Stadien anmieten zu müssen. So entstand in Long Island binnen weniger Wochen eine zusammengezimmerte Freiluftarena, die *Madison Square Garden Bowl*, die von den New Yorkern »Salatschüssel« genannt werden sollte.

Zwei Tage vor dem eigentlich Kampf war Schmeling zu einem Presstraining in der *Bowl* erschienen, zu dem sich auch Bülow akkreditiert hatte. Er hatte sich unter die vielen Journalisten gemischt, die Schmeling beobachteten. Als Schmeling fertig war und wieder aus dem Ring stieg, ging er direkt auf Bülow zu und schüttelte ihm zur Versöhnung herzlich die Hand. Sie prozessierten nicht mehr gegeneinander, es gab keinen Grund, die Streitigkeiten weiter zu kultivieren. Mehrere New Yorker Zeitungen brachten am nächsten Tag Sonderberichte zu dieser Versöhnung, so sehr hatte die Trennung der beiden die Gemüter erhitzt.

Ursprünglich hatte Carey auch die *Milchfonds* der Hearsts aus dem Kampf heraushalten wollen, aber nun musste er wieder mit den Hearsts zusammenarbeiten, um die riesige *Bowl* zu füllen. Trotz anhaltender Wirtschaftskrise kamen am 21. Juni schließlich etwa 70 000 Besucher in das Stadion, um den Rückkampf um die Weltmeisterschaft zu sehen. 450 Journalisten waren anwesend, unter ihnen auch Rolf Nürnberg, Schmelings Intimfeind aus Berlin. Bülow saß direkt am Ring, neben vielen Exweltmeistern und Prominenten. Für die Journalisten würde es das letzte Großereignis werden, bevor sie nach Los Angeles aufbrachen, um über die Olympischen Spiele zu berichten.

Zum Einwiegen am Nachmittag war Farley, der Präsident der NYSAC, nicht anwesend, weil er sich immer stärker um den Wahlkampf Roosevelts kümmerte. Stattdessen führte Bill Muldoon, inzwischen 87 Jahre alt und durch Krankheit geschwächt, die Geschäfte. Muldoon vermutete hinter jedem Vorschlag von Jacobs eine krumme Taktik, und als dieser sich für George Blake als Ringrichter stark machte, der auch schon den Schmeling-Stribling-Kampf geleitet hatte, war Muldoon strikt dagegen. Er setzte Edward J. »Gunboat« Smith durch, einen ehemaligen Schwergewichtsboxer. »Ausgerechnet ›Gunboat‹ Smith«, stöhnte Jacobs. Smith galt als Freund Sharkeys und war als aktiver Boxer von dessen Manager Buckley vertreten worden.

Um 22.09 Uhr wird der Kampf eröffnet. In den Runden eins bis vier macht Sharkey einen guten Kampf, der ähnlich verläuft wie die erste Begegnung der beiden. Sharkey liegt nach Punkten leicht vorne. Er boxt nicht so entschlossen wie beim letzten Mal, vielleicht auch, weil er nicht wieder den gleichen Fehler machen will. Dann aber übernimmt Schmeling mehr und mehr die Initiative und bietet seinen besten Kampf, seit er in den USA boxt. Er ist beweglich, schlägt direkt nach einer Ausweichbewegung zurück, arbeitet viel mit der eigenen Linken, ohne dass seine Rechte dadurch an Gewalt verloren hätte. Bereits in der achten Runde ist Sharkeys linkes Auge fast völlig geschlossen, was fatal ist, weil auf dieser Seite die Rechte Schmelings lauert, die Sharkey jetzt mit schlechter Sicht womöglich einen Sekundenbruchteil zu spät kommen sieht. In den nächsten Runden wird Sharkey dann auch zunehmend schwer getroffen, aber er hat Routine und kann noch ausweichen – er fällt nicht. In den letzten Runden ist Schmeling klar überlegen. Er ist technisch der bessere Mann und dominiert, weil Sharkey sich in der Defensive schützen muss.

Nach dem Ende von 15 Runden steht ein deutlich gezeichneter und demoralisierter Sharkey in seiner Ecke. Schmeling hingegen wird siegesgewiss von Jacobs und Machon umkreist. Schmeling hat den Kampf, vor allem in der zweiten Hälfte, für sich entschieden, außerdem hat der Weltmeister einen Bonus. Im Zweifel wird das Urteil zu

seinen Gunsten gefällt. Die ersten deutschen Reporter schicken Telegramme in die Heimat, die Schmeling als Sieger ausweisen.

Die Urteilsverkündung scheint reine Formsache zu sein. Dann kommt Ringrichter Smith von seiner Unterredung mit den Punktrichtern zurück. Er bittet die beiden Boxer zu sich in die Ringmitte und fasst sie jeweils an einem Arm. Das Urteil wird verkündet: »Sieger nach Punkten und neuer Weltmeister: Jack Sharkey!« Zwei der Punktrichter haben ihn vorne, nur einer sieht Schmeling als Sieger, was nicht nur in Deutschland, sondern auch in den USA als Fehlurteil angesehen wird. Jacobs brüllt noch im Ring in die Mikrofone: »We wuzrobbed!« – eine Redewendung, die ihn berühmt machen sollte und es immerhin bis in die aktuelle Ausgabe der *Cambridge Encyclopedia of the English Language* und ins *Oxford Dictionary of Modern Quotations* geschafft hat.

Schmeling gratuliert seinem Gegner, dem zwölften Weltmeister in der Geschichte des Profiboxens, fair zu seinem Sieg. Tunney, der Exweltmeister, der den Kampf als Zuschauer am Ring verfolgt hat, sagt noch am Ring in einem Interview: »Das Urteil ist ein Skandal. Ein Unglück für den Sport. Nach meiner Wertung hat Schmeling sicher gewonnen.«

Als Schmeling mit seinen erschütterten Betreuern in seiner Kabine ankommt und mit seinen Gefühlen ringt, kommt der Bürgermeister von New York, Jimmy Walker, herein. Er legt Schmeling die Hand auf die noch schweißnasse Schulter und versucht den 26-jährigen Exweltmeister zu trösten: »Das war ein glattes Fehlurteil.« Aber all das nützt Schmeling nichts mehr. Bevor er wieder eine Chance auf den Titel bekommen würde, müsste viel passieren, das war ihm sofort klar. Seine Taktik war nicht aufgegangen. Es genügte an diesem Abend nicht, einen guten Kampf zu machen. Er hätte Sharkey überdeutlich schlagen müssen, am besten durch k.o. Was hatte er erwartet? Es konnte weder im Interesse der NYSAC noch im Sinne der *Madison Square Garden Corporation* sein, den Deutschen wieder mit *ihrem* Meistergürtel, der volle Häuser und volle Kassen versprach, nach Deutschland verschwinden zu sehen.

Das Urteil war nicht in Ordnung, Schmeling hatte den besseren Kampf geliefert, so sahen es die meisten Beobachter am Ring. Bei einer Blitzumfrage nach diesem Kampf stimmten von 24 Journalisten 14 für Schmeling, acht für Sharkey und zwei waren unentschieden. Das war noch kein Skandal, wie die deutschen Zeitungen schnell meldeten, es gab krassere Fehlurteile im Profiboxen. Aber es war die Rache der NYSAC an Jacobs und Schmeling. Für die Bemerkung »Wir wurden beraubt!« und die damit verbundene Beleidigung der Kampfrichter wurde Jacobs zunächst lebenslang für New York gesperrt, aber die Sperre wurde später wieder aufgehoben, als die ersten Zeitungsberichte ihn im Recht sahen.

Der Ausgang des Kampfes wurde in den Hearst-Blättern bedauert, in manchen sogar verurteilt. Drei Tage nachdem er seinen Weltmeistertitel verloren hatte, saß Schmeling wieder auf einem Schiff nach Deutschland und fuhr seinem möglichen Karriereende entgegen. Dort angekommen wurde er, zu seiner großen Verwunderung, von mehr jubelnden Fans erwartet als nach seinem Titelgewinn. 5 000 Besucher waren nach Bremerhaven gekommen, um seine Rückkehr zu feiern. Es schien fast so, als hätten die Deutschen mehr Freude an einem übervorteilten Verlierer als an einem fragwürdigen Gewinner. Womöglich entsprach es der geistigen Verfassung der Nation zu dieser Zeit. Immer noch forderten die Alliierten Reparationszahlungen, obwohl die Deutschen doch schon am Boden lagen. Immer noch fühlten die Deutschen sich ungerecht behandelt. Also feierten sie sich selbst und ihren Helden als zu Unrecht Geschlagene, die wieder aufstehen.

Am 31. Juli, zehn Tage nach Schmelings Niederlage, wurde in Deutschland gewählt. Die NSDAP erhielt 37,4 Prozent der Stimmen und wurde damit die stärkste Kraft im Reichstag.

KAPITEL 16

Boxmacht Deutschland

»Es gibt keine Traumkämpfe –
es gibt nur Traumgagen.«

*Dariusz Michalczewski,
ist Exweltmeister*

In den 15 Jahren vom Ende der Kaiserzeit bis zum Ende der Weimarer Republik hatte das Boxen eine ganz erstaunliche Entwicklung genommen – vom Kirmesvergnügen, von einer illegalen Schau, die in Hinterhöfen, Zirkusarenen und den geschlossenen Zirkeln der Ring- und Stemmklubs stattfand, hin zu einer Publikumsattraktion in allen mittleren und großen Städten Deutschlands. Neben den Varietés und den Singbühnen waren es vor allem die Boxveranstaltungen, die dem überwiegend männlichen Publikum Zerstreuung boten. Zu Tausenden strömte man zu den Kampfabenden, dampfte billige Zigarren und setzte ein paar Mark auf die Kämpfer, die ihre Haut zu Markte trugen. Die Boxer waren berühmt geworden, allen voran Schmeling. Aber sie hatten den Rang von Showstars. Das Image sportlicher Helden, welches den US-Boxern anhaftete, fehlte in Deutschland. Die Größen aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft mieden Boxveranstaltungen. Kein seriöser Geschäftsmann wäre jemals in dieses Geschäft eingestiegen. Boxen war geduldet und unter der Hand auch beliebt – aber es zog noch nicht die Massen an. Dafür galt es als zu schmuddelig.

Das sollte sich nun ändern. Adolf Hitler selbst, aufgrund seiner Physis und seines Mangels an Fitness niemals in der Lage, sich dem Kampfsport zuzuwenden, hatte das Boxen als Grundlage für die sportliche Erziehung der Jugend im Dritten Reich definiert und es überdies als Mittel zur Massenunterhaltung erkannt. Boxen sollte aus

einem verweichlichten, jammernden, duckmäuserischen Volk eine wehrhafte, tapfere und leidensfähige Nation machen.

Aus *Mein Kampf* von Adolf Hitler, deutscher Reichskanzler von 1933 bis 1945.

Aus dem Kapitel »Erziehungsgrundlagen des völkischen Staates«:

»So ist überhaupt der Sport nicht nur dazu da, den einzelnen stark, gewandt und kühn zu machen, sondern er soll auch abhärtten und lehren, Unbilden zu ertragen.

Würde unsere gesamte geistige Oberschicht einst nicht so ausschließlich in vornehmen Anstandslehren erzogen worden sein, hätte sie an Stelle dessen durchgehendes Boxen gelernt, so wäre eine deutsche Revolution von Zuhältern, Deserteuren und ähnlichem Gesindel niemals möglich gewesen; denn was dieser den Erfolg schenkte, war nicht die kühne, mutige Tatkraft der Revolutionsmacher, sondern die feige, jämmerliche Entschlusslosigkeit derjenigen, die den Staat leiteten und für ihn verantwortlich waren.«

In den Augen Hitlers war ein im Boxen geschulter Junge nicht nur in der Lage, seine Gegner zu schlagen und seinen Willen durchzusetzen. Er war auch in der Lage, Schmerzen und Entbehrungen auszuhalten, und das würden die Deutschen in naher Zukunft auch müssen. Nun fehlte nur noch ein Protagonist, der die Botschaft möglichst breitenwirksam unter die Leute brachte. Dabei führte kein Weg an Max Schmeling vorbei. Und Schmeling, der sich in den vergangenen Jahren immer mehr zu wundern begann, warum er in Amerika ein großer Star, nahezu ein Held war und in Deutschland nach wie vor mit Schauspielern und Tänzern in einen Topf geworfen wurde, nahm die Bedeutung, mit der seine Berufsgruppe im Allgemeinen und speziell er selbst nun aufgeladen wurde, dankbar an.

Es ist zu bezweifeln, dass er die Ideologie, der die Boxverehrung der Nazis entsprang, kritisch hinterfragte. Es ist auch unwahrscheinlich, dass er sofort begriff, dass den Nazis vor allem die Instrumentalisierung des Volkes für ihre Zwecke am Herzen lag, wenn sie vom Boxen sprachen. Dass die Jungen vorbereitet werden sollten, bald wieder mit einem Gewehr in der Hand in andere Länder einzumarschieren. Schmeling hatte sich eine gewisse Einfachheit im Denken er-

halten, die auf keinen Fall mit Dummheit zu verwechseln ist. Er war zwar sehr clever, aber er neigte dazu, Probleme zu vereinfachen – sie auf eine Perspektive von 15 mal drei Minuten herunterzubrechen, auf Fragen von Fleiß und Ehrgeiz, Sieg oder Niederlage. Sein Instinkt sagte ihm, dass es sich lohne, mit den neuen Machthabern auf gutem Fuß zu stehen, denn er sah sich noch immer als Deutscher und wollte unbedingt in der Heimat wohnen, obwohl er in Amerika eine zweite Heimat hätte finden können.

Nun sollte Boxen auch in Deutschland zu einer Massenbewegung werden. Es wurde darüber nachgedacht, im Schulsport das Boxen zu lehren. Gleichzeitig begriffen die Nazis, dass den großen Boxveranstaltungen ein besonderer Reiz anhing, eine Mischung aus Nervenkitzel und Heldenkult, die sich ausgezeichnet eignete, die eigene Ideologie zu befördern. Und es gab eigentlich keinen Grund, warum der stärkste Mann der Welt in Amerika und nicht in Deutschland gekürt werden sollte. Schmeling hatte bereits demonstriert, dass er diesen Titel verdient hatte. Nur fand sich in der Boxszene Ende der zwanziger Jahre niemand, der den Mut gehabt hätte, einen Weltmeisterschaftskampf in Deutschland aufzuziehen. Eine solche Massenveranstaltung hätte alles bisher Dagewesene gesprengt. Das wiederum passte hervorragend zum neuen Größenwahn, der sich in Deutschland breit machte.

Schmeling, der sich nie besonders mit Politik befasst hatte, benutzte die eigene Meinungslosigkeit in den folgenden Jahren wie einen Schild, der ihn vor den Erkenntnissen schützen sollte, die sich ihm über die neuen Herren im Lande aufdrängten – zumindest, wenn er im Ausland war und auf das Nazi-Regime, die Judenverfolgung und später auch die Kriegsplanungen angesprochen wurde. Stets redete er sich damit heraus, kein Politiker, sondern ein Sportler zu sein. Sein Gewissen erwies sich außerhalb des Rings als äußerst elastisch. Als die Nazis, die er weder besonders mochte noch ablehnte, ihn vereinnahmten, machte er nicht die geringsten Anstalten, seinen Einsatz als Propagandafigur zu verhindern.

Zunächst war er geschmeichelt von der Ehrerbietung, die ihm nun zuteil wurde. Plötzlich war er, der Junge aus bescheidenen Verhältnis-

sen, der Faustkämpfer, Gast beim Reichskanzler und konnte jederzeit einen Termin bei Hitler bekommen. Darüber hinaus aber spürte er, dass sich hier eine gute Möglichkeit auftat, seine Karriere in Deutschland abzusichern – zu einem Zeitpunkt, da sie in Amerika ins Stocken geraten war. In den folgenden Jahren war er immer zur Stelle, wenn er als Stargast zu Reichsparteitagen nach Nürnberg gebeten wurde. Er nahm an der Eröffnung der Olympischen Spiele in Berlin teil, er ließ sich sogar als Botschafter der Nazis missbrauchen, wenn es nicht direkt um politische Dinge ging – dabei gab es zu dieser Zeit praktisch nichts in Deutschland, was unpolitisch war.

Max Schmeling und Anny Ondra waren häufig zu Gast bei den Goebbel's, sammelten für das Winterhilfswerk, machten jeden Propagandablödsinn mit. Und dabei waren sie sehr früh sehr gut darüber informiert, dass es anderen Menschen, auch vielen Boxern und Showleuten, bald sehr schlecht gehen sollte unter den neuen Herrschern.

Mit seinem Standpunkt, nur Sportler zu sein, hatte Schmeling eine Ausrede vor seinem eigenen Gewissen gefunden, die ihm lange half, die Augen vor der Realität zu verschließen. Erst als das Elend und das Verderben, das die neuen Herrscher über viele Menschen brachten, in Form eines jüdischen Freundes direkt vor seiner Tür stand, zeigte Schmeling Charakter: David Lewin bat ihn in der Reichskristallnacht, seine beiden Söhne zu verstecken. Erst in diesem Moment, als der erste bedrohte Freund ihn ganz konkret um Hilfe bat, hat Schmeling sich nicht nur eine private Meinung, sondern auch eine Haltung erlaubt. Auch die war nicht gegen die Nazis. Sie war für die Privatpersonen, die er kannte, schätzte und die in Not waren. Er bog seine moralischen Grundsätze für die herrschenden Kräfte wie eine Weide – aber brechen wollte er sie nicht.

Es sollten noch einige Jahre vergehen, bevor Schmeling aufhörte, einer der Hauptdarsteller nationalsozialistischer Propaganda zu sein. Er sollte die nötigen Konsequenzen gerade noch rechtzeitig ziehen, bevor die Nähe zu den Herrschern sein restliches Leben in tiefbraune Farbe getunkt hätte.

Drei Wochen nach Schmelings Rückkehr im Sommer 1932 betrat

ein weiterer Heimkehrer einigermaßen unerkannt deutschen Boden: Artur Bülow. Seine Aufenthaltsgenehmigung in den USA war abgelaufen. In den vier Jahren, die er dort gewesen war, hatte sich einiges geändert. Er war nun wohlhabend, aber arbeitslos. Und er kam in ein Berlin zurück, das er kaum noch wiedererkannte. Von seiner alten Umgebung war er abgeschnitten, weil er nicht viele Freunde hinterlassen hatte, in den Straßen patrouillierten Braunhemden, und überall hingen Plakate des neuen Reichskanzlers Adolf Hitler.

So kalt die Atmosphäre für Bülow war, so sehr stiegen die Sympathien für Schmeling wieder. Nicht nur in Deutschland, wo man das Unrecht, das Schmeling widerfahren war, noch krass über den tatsächlichen Hergang hinaus übertrieb. Auch in Amerika, wo Sharkey unter Druck gesetzt wurde, diesem umstrittenen Urteil eine dritte, endgültige Begegnung folgen zu lassen. In einem Interview mit dem *Daily Mirror* vom 27. Juni 1932, eine Woche nach seinem Sieg, hatte der neue Weltmeister Sharkey bereits gesagt: »Wie er auch immer sein möge, der tapfere junge Deutsche – er ist absolut ein erstklassiger Kämpfer. Er wird eine neue Chance auf den Titel bekommen, und ich werde ihn nicht so lange warten lassen, wie sein Manager mich zappeln ließ.« Natürlich begann Jacobs direkt nach dem Kampf an dem Großereignis »Schmeling – Sharkey III.« zu arbeiten. Aber Sharkey und Buckley sperrten sich, entgegen Sharkeys Beteuerungen in Interviews, gegen einen Rückkampf. Sharkey war nicht der Meinung, zu Unrecht gewonnen zu haben, und er war immer noch sauer wegen des ersten Kampfes. Und Buckley tat nun daselbe mit Schmeling und Jacobs, was Jacobs mit ihnen gemacht hatte: Er hielt sie hin.

Nun war die Zeit für die »Spielzeugbulldogge« gekommen. Mickey Walker, wegen seiner geringen Größe und Bissigkeit im Kampf »The Toy Bulldog« genannt, hatte, obwohl eigentlich ein Mittelgewichtler, Sharkey im vergangenen Jahr ein Unentschieden abgetrotzt. Nat Fleischer, Herausgeber des *Ring Magazine*, ordnete Mickey Walker als Nummer vier der »besten Boxer aller Zeiten« ein. Aber Walker war eben nur 1,74 Meter groß und wog, selbst als er im Schwergewicht

wicht boxte, nur 77 Kilogramm – das war auch für damalige Verhältnisse viel zu leicht.

Am 26. September, zwei Tage vor seinem 27. Geburtstag, stieg Schmeling gegen Walker in den Ring, um ihn als Mitbewerber um die Weltmeisterschaft auszuschalten und Sharkey mit einem Quervergleich unter Druck zu setzen. Schon in der ersten Runde ging Walker nach einer harten Rechten Schmelings zu Boden. Nach dem Ende dieses Kampfes sollte Walker zugeben, dass er ab diesem Niederschlag beständig drei Schmelings vor sich gesehen habe. Aber dieser Übermacht stemmte er sich immerhin noch bis zur achten Runde entgegen. Ab Runde sechs, nachdem er Walker nach Belieben treffen konnte, dieser aber unter keinen Umständen aufgeben wollte, bat Schmeling den Ringrichter Jack Denning, den Kampf abzubrechen. Nach mehrfacher Aufforderung und Demonstrationen, wie wenig Walker sich noch gegen Schmelings Treffer verteidigen konnte, hatte Denning schließlich ein Einsehen und beendete das Duell in der achten Runde zu Schmelings Gunsten.

Immerhin 50 000 Zuschauer hatten den Kampf gesehen, und der Druck auf Sharkey wuchs, nachdem Schmeling seine bessere boxerische Klasse gegen Walker gezeigt hatte, gegen den Sharkey zuvor kein Rezept gefunden hatte.

Schmeling kehrte nach Deutschland zurück und überließ es Jacobs, die Geschäfte für ihn zu regeln. Inzwischen war klar, dass Jack Sharkey auf jeden Fall erst einmal Kasse machen würde – gegen einen leichten Gegner, der aber weit oben in den Weltranglisten stand: Primo Carnera. Schmeling würde warten müssen, genauso wie er Sharkey hatte warten lassen. Jacobs konnte nur versuchen, weitere Bewerber aus den Top Ten des Schwergewichtsboxens vor Schmelings Fäuste zu bekommen, damit dieser sie schlug, bevor sie Sharkey fordern konnten. Die Qualität der Schwergewichtsszene hatte sich in den letzten Jahren nicht unbedingt verbessert. Carnera wurde als Exot gehandelt, denn außer seiner schieren Größe hatte er nichts vorzuweisen, was ihn zu einer Weltmeisterschaft qualifizierte. Aber die Konkurrenz war ebenfalls schwach. Mit der Wahl, die Schmeling und

Jacobs nun trafen, begann Schmelings Boxwelt mit der Welt der großen Politik zu verschmelzen.

Am 30. Januar 1933 hatte die NSDAP die Regierung übernommen. Bertolt Brecht verließ Deutschland am Morgen nach dem Reichstagsbrand Ende Februar 1933. Die Nationalsozialisten gaben den Kommunisten die Schuld und nahmen daraufhin die ersten Massenverhaftungen vor. Brechts alter Weggefährte Paul Samson-Körner hingegen, über den er seinen Boxerroman nie fertig schreiben würde, stellte Aufnahmeanträge für die SA und die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Auch Franz Diener, Schmelings Vorgänger als deutscher Meister, wurde Mitglied der NSDAP. Seinem Trainer Sabri Mahir wurde die Lizenz entzogen, er schloss sein »Studio für Boxen und Leibeszucht« und setzte sich nach Paris ab.

Ähnlich wie Diener richtete sich Haymann schnell ein in dem neuen Regime. Für ihn sollte sich das Leben nach Jahren des Pechs und des Versagens nun endlich bessern. Der kluge, sensible Haymann hatte sein Studium als Nationalökonom beendet und wollte seit 1930 promovieren. Aber er musste weiterboxen, um seine Frau und seine Tochter zu ernähren. Nach dem Verlust der deutschen Meisterschaft war es mit ihm weiter bergab gegangen. Nach zehn Niederlagen in Folge beendete Haymann seine aktive Laufbahn endgültig und suchte nach einer neuen Bestimmung. Er fand sie im Journalismus. Im Jahr 1933 wurde er Sportreporter des *Völkischen Beobachters*, eines der übelsten Propagandablätter der Nazis. Die Presse wurde das effektivste Medium, und Sport war das beliebteste Thema der neuen Herrscher. Die Sportpresse wurde, wie die restliche Presse, blitzschnell unter staatliche Kontrolle gebracht. Viele Sportredakteure blieben, aber ihre Artikel wurden von Gauleitern kontrolliert, die Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten eingesetzt hatte. Von Tschammer und Ostens Aufgabe sollte es sein, den Sport gleichzuschalten und zu einem Instrument der nationalsozialistischen Ziele zu machen.

Im Sport wurde, wie in allen anderen Bereichen, nach dem Führerprinzip gearbeitet. Es wurden 16 Fachverbände gegründet, von Tschammer und Osten ernannte Fachsäulenführer, und die *Boxsport-*

Behörde Deutschland (BBD) wurde der Fachsäule *Deutscher Schwerathletikverband* zugeordnet. Zu den Schwerathleten gehörten unter anderem auch die Ringer, Gewichtheber und Jiu-Jitsu-Kämpfer. Der Jurist Hans-Joachim Heyl ersetzte den jüdischen Journalisten Peter Ejk als Präsident der BBD und wurde Fachamtsleiter. Unter den Vorsitzenden der BBD waren auch zwei ehemalige deutsche Schwergewichtsmeister: Franz Diener, Mitglied der NSDAP, und Hans Breitensträter, parteilos. Heyl, eigentlich Studienrektor, war seit kurzem SA-Sturmbannführer und als Fachamtsleiter der BBD gleichzeitig Leiter des Deutschen Amateur-Boxverbandes und des Verbandes Deutscher Faustkämpfer – und befahl ab diesem Zeitpunkt auch über das Zentralorgan des VDF, die Zeitschrift *Boxsport*. Folgerichtig war dort immer unverhohlene Propaganda zu lesen. Zum Teil verklau-sulierte, zum Teil aber auch in Form von Bekanntmachungen, für die Heyl sein Fachblatt nutzte. Unter Heyl wurde die Boxsport-Behörde Deutschland der erste Sportverband, der die Ideologie der Nazis umsetzte. In einem erläuternden Text im *Boxsport* ging es darum, die Aktivitäten von Juden im deutschen Boxgeschäft zu unterbinden. Folgende Liste wurde am 4. April 1933 gedruckt:

1. Sämtliche Juden, auch getaufte, sind von der Mitgliederliste zu streichen. Alle neu aufzunehmenden Mitglieder müssen arischer Abstammung sein.
2. Alle Juden, die sich im Besitz der Ehrenmitgliedschaft des VDF befinden, werden aufgefordert, diese umgehend niederzulegen.
3. Jeder deutsche Berufsboxer ist mit sofortiger Wirkung von der weiteren Erfüllung eines mit einem Juden eingegangenen Arbeits- oder Managervertrags entbunden.
4. Allen Juden ist das Betreten der Verbandsräume verboten.
5. Den lizenzierten technischen Leitern ist es untersagt, sich bei Ausrichtung von Boxkampf-Veranstaltungen jüdischen Kapitals oder jüdischer Personen zu bedienen.
6. Den Verbandsmitgliedern ist verboten, jüdische Ärzte, Dentisten oder Rechtsanwälte in Anspruch zu nehmen.

7. Nicht reichsdeutsche Mitglieder und Funktionäre sind bis auf weiteres zu suspendieren.
8. Alle Vorstandsmitglieder, die keine nationale Gesinnung nachweisen können, sind aus Vorstands- oder Aufsichtsämtern zu entfernen.
9. Mitglieder, denen Zersetzungsbemühungen gegenüber der nationalen Gesinnung des Verbandes nachgewiesen werden, sind von der Mitgliederliste zu streichen.
10. In allen Orten Deutschlands, in denen Berufsboxkämpfe stattfinden, wird seitens des geschäftsführenden Zentralvorstandes ein Vertrauensmann eingesetzt.

Kein deutscher Boxer konnte das überlesen. Und Schmeling war ein regelmäßiger, fleißiger Leser des *Boxsport*, seine Postkarten an die Redaktion und die fast schon freundschaftliche Beziehung zu einem seiner Entdecker und Artur Bülow's Nachfolger beim *Boxsport*, Erwin Thoma, zeugen davon. Die Folgen der Bekanntmachung zeigten sich schnell: Dem jüdischen Ausnahmeboxer Erich Seelig, der gleichzeitig deutscher Meister im Mittel- und im Halbschwergewicht war, wurden noch im April beide Titel aberkannt. Auch Heinrich Seelig, sein Bruder, der als Boxpromoter tätig war, durfte seinen Schwergewichtskämpfer Paul Wallner nicht mehr vertreten. Die Seelig-Brüder verkauften daraufhin ihre Sportschule in der Georgenkirchstraße in Berlin und flohen nach Frankreich. 1935 wanderten sie in die USA aus, wo Erich, nun unter dem Namen Eric, noch mal um die Weltmeisterschaft im Mittelgewicht boxte und verlor.

Auch Schmelings Freund Paul Damski, der ihn mit Anny Ondra bekannt gemacht hatte, musste emigrieren. Mit dem Verbot jüdischer Manager und Boxpromoter wurde ihm jede Geschäftsgrundlage entzogen. Er ging, wie Sabri Mahir und die Seeligs, zunächst nach Paris. Walter Neusel, der hoffnungsvolle deutsche Schwergewichtsboxer, dem Schmeling noch zum Gewinn der Europameisterschaft der Amateure gratuliert hatte, war anständig genug, bei Damski unter Vertrag zu bleiben. Er folgte seinem Manager nach

Paris und betrieb sein Training und seine Karriere nun von einem Pariser Vorort aus weiter.

Doch auch Schmeling sollte Ärger mit diesen neuen Regeln bekommen, denn Joe Jacobs war Jude. Aber Jacobs arbeitete und lebte in Amerika. Und solange das Problem nicht akut wurde, kümmerte sich Schmeling nicht darum. Bereits Anfang April war Schmeling bei Adolf Hitler zu Gast. Schmeling hatte gerade mit Willy Sachs, dem Mitinhaber von Fichtel & Sachs, und ein paar Rennfahrern im Restaurant »Hahnen« beim Essen gesessen. Man war bereits beim Nachtisch angelangt, als ein SA-Mann hereinkam und Schmeling zum Essen mit dem Führer in die Reichskanzlei einlud. Sachs war SS-Sturmbannführer, und vielleicht wusste die SA über ihn, wo sie Schmeling finden konnte. Obwohl er bekundete, schon satt zu sein, fuhr mit.

Hitler machte gleich klar, dass das Essen zweitrangig war. »Dann lassen sie uns ein bissel plaudern«, sagte er zu Schmeling. Mit Hermann Göring, Franz von Papen, Joseph Goebbels und anderen Kabinettsmitgliedern waren ranghohe Politiker anwesend. Wenn Schmeling in den vergangenen Jahren den Eindruck gehabt hatte, er sei als Spitzensportler von den Politikern in Amerika besser behandelt worden als zu Hause, dann stellte er jetzt fest, wie schnell sich die Zeiten geändert hatten. Plötzlich fand er sich im engsten Zirkel der Macht wieder, umworben von den Spitzen des neuen Reichs. Auch ein weniger eitler Mensch als Schmeling wäre davon beeindruckt gewesen. Schmeling war überrascht von Adolf Hitlers Ungezwungenheit, wie er später schrieb. Das Überspannte und Verkrampfte der öffentlichen Auftritte fehlte völlig. »Er bewegte sich vollkommen gelöst, er war liebenswürdig und behandelte seine Umgebung mit einer ruhigen Sicherheit«, fiel Schmeling auf. Hitler sprach mit seiner privaten Stimme, die nur seine direkte Umgebung zu hören bekam, entspannt und akzentuiert, nie so hysterisch, wie man es von seinen Reden kannte.

Etwa 20 Minuten ging es um Belanglosigkeiten, dann kam Hitler zur Sache: Wenn Schmeling in ein paar Tagen nach Amerika führe, möge er doch dafür sorgen, dass die Leute ein gutes Bild von den Zu-

ständen in Deutschland bekämen. »Dann können Sie ja die Schwarzsäher beruhigen, wie friedlich hier alles ist und dass alles vorangeht«, meinte Hitler verbindlich.

Die Realität war anders. Seit dem 1. April war ein Boykott jüdischer Geschäfte verordnet. Der Deutsche Amateur-Boxverband war bereits am Tag darauf zusammengetreten und hatte Goebbels und Hitler Treue bewiesen, indem die Funktionäre alle jüdischen Mitglieder ausschlossen. Nach außen wollte Hitler die Deutschen aber als friedliebendes Volk darstellen, dem man trauen konnte. Schmeling mit seiner Kämpferehre und seinem höflichen, herzlichen Wesen war der ideale Mann, um diese Botschaft zu vermitteln. Er war außerdem einer der wenigen Stars, die man im Ausland kannte, und zudem einer, der das Land nicht verlassen wollte.

Hitler wusste, dass er Schmeling, wollte er ihn benutzen, in sein Netzwerk aus Gefälligkeiten und Teilhabe einbinden musste. Entsprechend bot er Schmeling für dessen Hilfe Gegenleistungen: »Wenn Sie jemals irgendwelche Sorgen haben, lassen Sie es mich wissen.« Ein Angebot, auf das er noch zurückkommen sollte. Schmeling fühlte sich geschmeichelt. »Man kann ja auch durch kleine Gesten bestochen werden«, bekannte er später. Schließlich hatte Reichsmarschall Hindenburg es immer abgelehnt, einen Boxer wie Schmeling zu empfangen. Die Verbote aus der Kaiserzeit waren bei Hindenburg noch präsent. Der wollte sich mit der Halbwelt, wozu die Boxer in seinen Augen gehörten, nicht abgeben. »Bei Hindenburg musste man adelig sein«, meinte Schmeling. »Ich selbst war über Berlins Bürgermeister, Dr. Böß, nicht hinausgelangt.«

Kurz nach dem Gespräch mit Hitler schiffte Schmeling sich in Richtung New York ein. Als er am 13. April 1933 dort ankam, wurde er von Journalisten auf dem Sonnendeck der »Bremen« interviewt. Die atemberaubende Geschwindigkeit, mit der die Umstellungen in Deutschland vorgenommen wurden – bis Ende April war praktisch der gesamte deutsche Boxsport fest in nationalsozialistischer Hand –, schlug auch in Amerika Wellen. Man war besorgt. Aber Schmeling – und Jacobs – verhielten sich ganz im Sinne Hitlers. Die *New York Ti-*

mes vom 26. April 1933 brachte einen Bericht über Schmeling, in dem sie ihn als »the greatest warrior Germany has produced« bezeichnete. In diesem Artikel sagte Jacobs, auf die Judenfrage angesprochen: »We don't belong to anything like that ... We simply ignore it.«

Das war ihm möglich, weil die Nazis gelegentlich pragmatischer handelten – wenn es zu ihrem Nutzen war. Jacobs beispielsweise wurde geduldet, nicht nur weil er in Amerika arbeitete, sondern weil er der Manager des prominentesten deutschen Boxers war, mit dem man es sich nicht verderben wollte. Und Schmeling hatte oft genug darauf hingewiesen, dass er einen wie Jacobs brauchte, um in Amerika an gute Kämpfe zu kommen – was wiederum im Sinne der Nazi-Propaganda war. Gleich zu Beginn der Allianz zwischen dem Reichskanzler Hitler und dem Boxer Schmeling bot sich die Gelegenheit, die »Überlegenheit der arischen Rasse«, welche die Nazis propagierten, zu zeigen. Schmeling absolvierte eine Schaukampftournee, obwohl seine Beliebtheit in den USA rasch nachließ, nachdem er seinen Titel verloren und sich von dem neuen Regime nicht deutlich distanziert hatte.

Anfang Juni sollte Schmeling im New Yorker *Madison Square Garden* gegen Max Baer antreten. Baer, genannt »Madcap Maxie«, galt als Ringclown. Von Training hielt er nicht viel, sondern vertrieb sich die Zeit lieber in Bars. Im Ring machte er Faux pas und verspottete seine Gegner. Er war ein Showman, der aber außergewöhnlich hart schlagen und einiges einstecken konnte. Obwohl er kein sehr guter Boxer war, galt er als einer der Bewerber um den Titel des Weltmeisters. Baer hatte in den Jahren zuvor schon gegen Uzcudun und Risko verloren – zwei Kämpfer, die Schmeling besiegt hatte. Mit einem Sieg über Baer wollte Schmeling seinen Nachfolger Sharkey weiter unter Druck setzen, ihm die Chance zu einem dritten Kampf zu geben.

Dass in dieser Situation ausgerechnet Baer als Gegner gewählt wurde, erscheint im Nachhinein so furchtbar zwingend, dass man kaum glauben kann, dass es damals wirklich eine Entscheidung entlang der Weltrangliste war. Denn Baer kämpfte als Jude, obwohl nie ganz geklärt werden konnte, ob er tatsächlich einer war. Seine Mutter

war irische Katholikin, seine Frau war ebenfalls Katholikin. Aber wenn Baer in den Ring stieg, prangte ein Davidstern auf seiner Boxhose. Dass Schmeling ausgerechnet jetzt gegen einen Juden in den Ring steigen sollte, wurde natürlich als Kampf der Ideologien gewertet.

Die *Madison Square Garden Corporation* war zufrieden: Der Kampf zwischen Sharkey und Carnera war für den 29. Juni angesetzt worden. Damit würden zweimal innerhalb von drei Wochen die Kas sen in der *Bowl* klingeln, wenn Schmeling gegen Baer und Sharkey gegen Carnera siegen würde. Und dann konnte man Schmeling und Sharkey zu einem dritten, finalen Weltmeisterschaftskampf antreten lassen und noch mal richtig Geld machen. Nur ging diese Rechnung nicht auf.

Am 8. Juni stehen sich Schmeling und Baer bei glühender Hitze im Ring gegenüber. Selbst um 21.10 Uhr, als der Ringrichter den Kampf freigibt, haben sich die männlichen Zuschauer die Jacketts ausgezogen und die Ärmel hochgekrempt. Die Hemden kleben ihnen am Körper. Schmeling boxt von Beginn an so, als wolle er einen Pudding an die Wand nageln. Seinen Schlägen fehlt die Kraft, er trifft nicht präzise und bewegt sich praktisch nur im Rückwärtsgang. Für die 65 000 Zuschauer, die hier nichts anderes als einen klaren Sieg Schmelings erwarten, ist zunächst gar nicht zu erkennen, dass Schmeling schwach boxt, so sehr hält Baer sich aus Respekt vor seinem Gegner zurück.

So ist der Kampf nach Punkten einigermaßen ausgeglichen, bis Baer erkennt, dass er Schmeling ungestraft attackieren kann. Ab Runde acht trifft er den Exweltmeister mit harten Schlägen, mit ganzen Serien. Schmeling kann nicht kontern, auch nicht mit seiner Rechten. In der zehnten Runde schickt Baer ihn mehrmals mit krachenden Schlägen zu Boden. Nach dem letzten Niederschlag stemmt Schmeling sich wieder hoch und steht bei »neun« vor seinem Gegner. Als Baer erneut ungebremst auf ihn einschlagen kann und klar wird, dass es nur reine Willenskraft ist, die Schmeling auf den Beinen hält, geht

Ringrichter Artur Donovan dazwischen und bricht den Kampf ab. Machon versucht, Schmeling nach dem Kampf zu trösten: »Das war keine Niederlage, das war ein Zusammenbruch.« Der technische k.o. in der zehnten Runde ist ein Desaster für Schmeling. Die Niederlage schleudert ihn raus aus dem Bewerberfeld um die Weltmeisterschaft. Und zu Hause in Deutschland würde sich die Begeisterung in Grenzen halten, da er gegen einen Juden verloren hat.

Aber als Max Schmeling schließlich nach Deutschland zurückkam, hatte er andere Sorgen, als sich mit den ideologischen Auswirkungen seiner Niederlage gegen einen Juden zu beschäftigen: Er bereitete seine Hochzeit mit Anny Ondra vor. Bereits im Herbst des vergangenen Jahres war die Affäre der beiden aufgeflogen. Als Schmeling von einem Jagdausflug in sein Haus zurückkam, klingelte das Telefon, und Anny Ondra war am Apparat. »Es ist alles aus!«, schluchzte sie. Der Berliner *Herold* hatte einen Bericht unter der Schlagzeile »Liebesaffäre Max Schmeling – Anny Ondra« gebracht. Bis dahin hatten Schmeling und Ondra ihre Beziehung einfach geleugnet, wenn sie gemeinsam irgendwo auftauchten. Eine »oberflächliche Bekanntschaft« sei Anny, hatte Schmeling auf entsprechende Fragen geantwortet. »Wir sind gute Freunde, und sie ist ein feines Mädel, aber wir werden nicht heiraten.«

Nun dachte Anny Ondra, ihre Liebesaffäre wäre beendet, nachdem sie öffentlich geworden war. Schmeling setzte sich in sein Auto, fuhr nach Berlin und machte ihr einen Heiratsantrag. Danach schrieb er einen Brief an ihre Mutter – der Vater war bereits verstorben –, in dem er diese offiziell um die Hand ihrer Tochter bat.

Wenige Tage nachdem er als geschlagener Mann aus den USA zurückgekehrt war, holte Schmeling Anny Ondra in München nach den Dreharbeiten zu *Fräulein Hoffmanns Erzählungen* ab. Es wurde standesamtlich geheiratet, und da ein Brautpaar in Deutschland seine Eheschließung vorher auf dem Standesamt bekannt geben muss, blieb die Hochzeit nicht so unbemerkt, wie die beiden es sich erhofft hatten. Ondra hatte bereits am 9. Juni, einen Tag nach Schmelings

Niederlage gegen Baer, das Aufgebot bestellt, da nun klar war, dass er schnell, ohne eine weitere Showtour durch die USA, nach Deutschland zurückkehren würde. So wurde im Standesamt Berlin-Charlottenburg fast einen Monat lang »zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß 1. der Privatmann Max Schmeling, wohnhaft in Bad Saarow Kreis Beeskow-Storkow, 2. die Filmschauspielerin Anna Ondrak, wohnhaft in Berlin-Charlottenburg, Sachsenplatz 12, die Ehe miteinander eingehen wollen«.

Zwei der prominentesten deutschen Showstars heirateten – das zog Hunderte von Schaulustigen am 6. Juli vor das Standesamt. Schon morgens um sieben Uhr hatten sich die ersten Fans dort versammelt, obwohl die Ankunft der beiden nicht vor neun Uhr erwartet wurde. Schmeling trug an diesem Tag einen dunkelblauen Anzug, Anny Ondra hatte sich vom Kostümdesigner ihrer Hitchcock-Filme ein rosa-farbenes Kleid schneidern lassen, dazu trug sie einen Silberfuchs. Nach der Trauung mussten die beiden sich einen Weg durch die Fans, Schaulustigen, Fotografen, Reporter und die Leute von der *Tönenden Wochenschau* bahnen. Es wurde so sehr gedrängelt, dass Anny Ondra schließlich Angst bekam und Schmeling sie schützen musste, damit sie in ihre Limousine gelangen konnte.

Ihre beiden Wohnungen am Sachsenplatz hatten sie aufgegeben und waren in das Haus nach Bad Saarow zusammengezogen. Im Kreise der engsten Freunde trank man Champagner im Hotel »Villa Majestic« – wobei Schmeling, wie immer bei solchen Anlässen, Sprudel im Glas hatte. Seine Mutter Amanda, inzwischen wieder in Hamburg lebend, hatte einen Strauß Blumen geschickt, ebenso Mutter Ondrakowa. Bis elf Uhr waren schon etwa 60 Glückwunschtelegramme angekommen. Unter anderem von Jacobs und Dempsey. Schmeling legte seiner Frau ein goldenes Armband um, das mit Brillanten besetzt war.

Eines der ersten Interviews nach der Hochzeit gab Schmeling dem *Boxsport*. Von besonderem Interesse, neben der Heirat, war natürlich, ob Schmeling, mit bald 28 Jahren, seine Karriere nach der schweren Niederlage gegen Baer beenden würde. Schmeling dachte nicht daran.

Zwei Wochen später, am 20. Juli, fand in Bad Saarow die kirchliche Trauung statt, nachdem Anny Ondra vom katholischen zum evangelischen Glauben übergetreten war. Das Paar sah blendend aus. Sie in weißer Spitze, ein Tuch über die Haare gelegt, er im Smoking. Diese schöne, puppenhafte Frau und der große Kraftmensch mit den wuchtigen Brauen, unter denen ein paar kluge und wache Augen hervorblitzen, die man selten richtig sehen konnte – die Gegensätzlichkeit der beiden machte das Paar noch attraktiver.

Der protestantische Pfarrer Kurt Lang las zur Trauung einen Text aus dem *Ersten Buch der Chronik* vor, in dem es um die Kämpfe des Königs David geht. Als *So nimm denn meine Hände* gesungen wurde, kamen Anny Ondra die Tränen.

»So nimm denn meine Hände und führe mich
 Bis an mein selig Ende und ewiglich.
 Ich mag allein nicht gehen, nicht einen Schritt:
 Wo du wirst gehen und stehen, da nimm mich mit.«

Die Dorfjugend von Bad Saarow stand Spalier für das Paar. Die Hochzeitsgäste trafen sich im »Hotel Esplanade«, das kaum alle Gratulanten fassen konnte. Zum großen Hochzeitsfest kamen auch Mutter Ondrakowa, Mutter Schmeling und Max' Bruder Rudolph. Josef Thorak, der Bildhauer, ein Nachbar und Freund Schmelings in Bad Saarow, fuhr im Jagdwagen vor.

Aber es fehlten auch einige Freunde. Viele Filmkollegen von Anny Ondra, aber auch einige, die mit Schmeling in *Liebe im Ring* gespielt hatten, wie Kurt Gerron, waren inzwischen ins Ausland geflohen. Ebenso seine alten Berliner Freunde Kortner, Flechtheim und George Grosz, mit dem er einst die Gemeinsamkeiten zwischen Boxern und Malern herausgearbeitet hatte. Und natürlich der Mann, der sie beide doch irgendwie zusammengebracht hatte: Paul Damski, mitsamt seiner Ehefrau Sonja, die Schmeling am Anfang seiner Berliner Zeit müterlich umsorgt hatte. Die Damskis hatten Deutschland bereits am 6. März verlassen.

Dafür schickte Hitler dem Brautpaar einen japanischen Ahorn.

Die Hochzeitsgesellschaft ließ sich die Stimmung von den Lücken in den Stuhlreihen nicht verderben. Den Nachmittag verbrachten sie im Haus der Schmelings, im Badezeug am Pool. Abends erleuchtete ein riesiges Feuerwerk zu Ehren der beiden den Scharmützelsee.

Die Flitterwochen verbrachte das Paar in einem noblen Hotel in Heiligendamm, an der Ostsee. Es gab einiges zu besprechen und zu planen. Die gemeinsame Zukunft strahlte hell, aber ohne Konturen. Schmeling würde bald 29 Jahre alt werden, er hatte seinen Weltmeistertitel abgegeben, den letzten Kampf ebenso überraschend wie klar verloren, und er war schon längst unabhängig von seinem eigentlichen Beruf ein Star, der alles hätte machen können. In seiner Heimat bekam er nun endlich die Anerkennung durch die Machthaber, die er aus Amerika kannte. Er war mit einer der begehrtesten Frauen verheiratet, sein Kontostand bewegte sich im siebenstelligen Bereich, er besaß Häuser und Wohnungen. Das war mehr, als sich ein Volksschulabgänger aus Klein-Luckow nach dem Ersten Weltkrieg hätte ausmalen können.

Eigentlich war nun ein guter Zeitpunkt, mit dem Boxen aufzuhören, bevor die vielen Kopfschläge Schaden anrichten und die andauernde Anstrengung den Körper ruiniert. Denn dieser Beruf zehrt den Menschen aus. Niemand altert so schnell wie ein aktiver Boxer. Aber Schmeling wollte nicht aufhören. Nicht so, nicht jetzt. Nicht mit einer Niederlage abtreten, nicht der kuriose Weltmeister gewesen sein, von dem man mal ganz Großes erwartet hatte. Er musste nicht mehr für Geld boxen, also begann er, für den Ruhm zu boxen.

Anny Ondra hingegen sprach sich für einen Rücktritt aus. Sie machte sich Sorgen um Max. Es war ihr immer klar gewesen, womit er sein Geld verdiente, aber sie war noch zu keinem seiner Kämpfe gekommen, ebenso wenig wie seine Mutter. Und es war Annys Hoffnung gewesen, dass er nur so lange boxen würde, wie es unbedingt notwendig wäre, um abgesichert zu sein. Nun musste sie erkennen, dass ein Boxer zuerst so lange boxt, bis er es nach oben geschafft hat, und dann gar nicht damit aufhören will, obwohl es Schmerz und Entbehrungen bedeutet. Einfach weil es nichts gibt, was ähnlich span-

nend wäre – ein Boxer spürt, dass er das für den Rest seines Lebens vermissen wird. Auf die Interviewfrage, wie ihr Mann denn ihre Berufstätigkeit als Schauspielerin sehe, antwortete sie: »Ach, der freut sich darüber und schaut zu, mehr als ich mich darüber freue, dass er wieder das Training aufnehmen will.«

Als die Schmelings ihre Hochzeitsreise beendet hatten, musste Anny Ondra sich mit den unvermeidlichen Problemen der neuen Zeiten auseinander setzen. Sie wurde aufgefordert, vier der sechs Teilnehmer aus der »Ondra-Lamač-Filmproduktion« auszuschließen, weil sie Juden seien. Das war ihr bis zu dem Zeitpunkt nicht einmal bewusst gewesen. Die Folge dieser Probleme war, dass bald Aufträge für die kleine Produktionsfirma ausfielen. Die Nazis ließen sie inhaltlich ausbluten. Ähnlich drastisch wie das Boxgeschäft wurde die Filmwirtschaft »judenfrei« gemacht, was bedeutete, dass sie schnell kreativ am Ende war, da ein Großteil der Kreativen Juden waren. Das Filmgeschäft in Berlin war immer international gewesen, jetzt war es eine Sache der Ufa und der Nazis, und die machten es nicht sehr gut. Es gab zwar noch viele Produktionen, aber die Qualität der Filme nahm rasch ab.

Anfang September, also kurz vor Schmelings 28. Geburtstag, wollte sich Dr. Hans-Joachim Heyl, neuer Fachamtsleiter der Boxsport-Behörde, mit Schmeling treffen. Sie trafen sich im Restaurant »Unter den Linden« in Anwesenheit einiger Boxfunktionäre. Schmeling brachte Machon mit. Es gab ein bisschen Small Talk, die Herren hielten ein kleines Fachgespräch über die Jagd. Dann rückte Heyl mit dem raus, was ihn eigentlich beschäftigte: warum Schmeling »nicht gewillt sei, sich in Deutschland im Ring zu zeigen«. Schmeling schob vor, noch keinen passenden Promoter in Deutschland gefunden zu haben. Und im *Boxsport* stand am 2. Oktober 1933 über dieses Treffen zu lesen: »Jetzt jedoch sehe er (Schmeling) die Lage mit anderen Augen an, und er glaube, daß es möglich sein wird, einen großen Kampftag hier in Deutschland aufzuziehen, zu dem er sich natürlich gern zur Verfügung stellen würde.« Auch seine Börse wollte er laut *Boxsport* den deutschen Verhältnissen anpassen. Das war großer Quatsch und

zeigt nur, wie vorsichtig man dieses Blatt ab 1933 lesen muss. Was man aus diesen Zeilen herauslesen konnte, waren die Wunschträume der neuen Machthaber. Und ihre Probleme mit Schmeling. Denn die Ideologie der Nationalsozialisten war eigentlich gegen Berufssport gewandt.

In dem Buch *Die Leibesübung in der nationalsozialistischen Idee*, erschienen in der NS-Bibliothek, wurde die Sicht der Nazis auf den Sport genau dargelegt: »Der Nationalsozialismus betrachtet Sport als Dienst am Volk, wie die militärische Dienstzeit Dienst am Volk war. Wir Nationalsozialisten wollen durch den Sport Menschen erziehen. Das Ziel im nationalsozialistischen Sport ist die Durchbildung des einzelnen Menschen zur Kräftigung des Volkskörpers.« Boxen gehörte zu einer der Lieblingssportarten Hitlers, also wurde gerade in diesem Bereich genau hingesehen. Dabei machten die Nazis denselben Fehler, den viele Menschen begehen, die sich mit Boxen nicht gut auskennen: Sie betrachteten es als Sport wie jeden anderen. Aber Boxen ist eben kein Sport, es ist Kampf. Man kann Fußball spielen oder Tennis, aber niemand »spielt« Boxen. Kein Hürdenläufer gewinnt einen Wettkampf, indem er seinen Konkurrenten verletzt. Kein Gewichtheber muss seine Niederlage bewusstlos hinnehmen.

Das Profiboxen hatte von Beginn an nichts mit Sport zu tun. Es hat seine Ursprünge in den Kämpfen der Gladiatoren und den Duellen adeliger Engländer. Es hat seinen Weg nicht über die Tartanbahn, sondern über die Jahrmärkte und Zirkusse in die Mitte der Gesellschaft gefunden. Und es ging immer vor allem um eines: um Geld. Auch wenn es für einen Boxer vom Range Schmelings nicht mehr nur um Geld gehen mochte, war es doch der Maßstab, an dem ein Boxer nicht nur seine Leistung, sondern auch seine Bedeutung in diesem Geschäft ablesen konnte. Es war wider jede Vernunft, für weniger Geld zu boxen, als man bekommen konnte. Und Schmeling dachte gar nicht daran, kostenlos für die Nazis in den Ring zu steigen.

Aus dieser Schere zwischen der eigenen Ideologie und den speziellen Gegebenheiten der Boxwelt erwuchsen den neuen Machthabern einige Probleme. Die *Nationale Berufs-Box-Gemeinschaft (NBBG)* sollte

Kampfabende in Deutschland organisieren und 10 Prozent der Einnahmen an den Reichssportführer abführen. Aber die NBBG hatte keinerlei Erfahrung mit solchen Veranstaltungen, und die meisten fähigen Promoter waren aus dem Land gejagt worden. Ein erster selbst organisierter Kampfabend am 1. Dezember 1933 in Hamburg endete in einem Fiasko. Zur Stärkung der Volksseele sollten Kämpfe her, aber die Boxer mussten bezahlt werden und die Begegnungen mussten so viel Spannung versprechen, dass genügend Zuschauer bereit waren, Eintritt dafür zu zahlen. Nun schlug die Stunde von Walter Rothenburg, dem deutschen Meister der Großkampftage. Und dass Schmeling, der größte deutsche Boxer, unter Druck gesetzt wurde und durch die letzten beiden Niederlagen in eine berufliche Krise schlitterte, arbeitete Rothenburg in die Hände.

Am 21. Dezember waren Ondra und Schmeling wieder bei Hitler zu Gast. Hitler selbst machte Schmeling nun klar, dass er es gerne sehen würde, wenn dieser mal einen großen Kampf in Deutschland bestreiten würde – seit seinem Kampf um die Meisterschaft gegen Franz Diener hatte er nicht mehr in seiner Heimat geboxt. Und Schmeling neigte nicht dazu, dem Führer eine Bitte abzuschlagen.

Im neuen Jahr musste Schmeling wieder mit dem Training beginnen. Eigentlich wollte Jacobs ihm sofort einen Rückkampf gegen Max Baer verschaffen, aber der machte keine großen Anstalten, sich noch mal mit Schmeling in den Ring zu stellen. Denn er hatte eine Chance auf einen WM-Kampf gegen Primo Carnera, der wenige Wochen nach Baers Sieg über Schmeling gegen Sharkey die Weltmeisterschaft gewonnen hatte, und von allen Gegnern, die man sich für einen Weltmeisterschaftskampf vorstellen konnte, schien Carnera der schlagbarste. Diese Gelegenheit, um nach den Sternen zu greifen, wollte sich der Show- und Geschäftsmann Baer nicht entgehen lassen. Schmeling war, wie der *Boxsport* richtig vermutete, »von der Weltspitze abgetrennt«.

So kam er im Februar 1934 in den USA an, um gegen den Ranglistenboxer Steve Hamas zu kämpfen, der zu diesem Zeitpunkt als die Nummer zehn der besten Schwergewichte geführt wurde. Der Kampf gegen Hamas wurde allgemein als Schmelings letzte Chance angese-

hen. Hamas, 24 Jahre alt, Amerikaner österreichischer Abstammung, boxte nach einer kurzen Football-Laufbahn erst seit knapp vier Jahren. Er war ein Aufbaugegner wie aus dem Bilderbuch: groß, kräftig und unerfahren.

Immerhin 20 000 Zuschauer kamen nach Philadelphia, um den ehemaligen Weltmeister bei der Arbeit zu sehen. Und zur allgemeinen Überraschung schlug der Neuling Hamas Schmeling nach Punkten. Damit war Schmelings Karriere in Amerika so gut wie beendet. Der *Völkische Beobachter*, bei dem Ludwig Haymann nun die Boxberichterstattung verantwortete, schrieb am 14. Februar: »Nun hat auch Max Schmeling den dornenvollen Weg des Abstieges angetreten. Er beschreitet ihn verhältnismäßig jung, denn 28 Jahre sind für einen Schwergewichtler von Klasse kein hohes Alter. Schwergewichtler von Klasse? Kann Max Schmeling noch als solcher gelten?« Und auch der *Boxsport* legte am 19. Februar nach: »Dass Schmeling als noch nicht 29-Jähriger sich vom Ring zurückzieht, das ist die eigentliche Tragik dieses so überaus begabten Schwergewichtlers. Denn dass es auch mit ihm einmal bergab gehen musste, das ist Naturgesetz.« Aber Schmeling wollte sich noch nicht aus dem Ring zurückziehen. Stattdessen war er nun bereit, den europäischen und deutschen Boxsport wieder zu bereichern. Dieser Rückschlag zu diesem Zeitpunkt war ärgerlich für ihn, denn in den USA lag das Leistungsniveau am Boden. Sharkey war zu alt, Stribling im Vorjahr bei einem Motorradunfall gestorben. Carnera war als Weltmeister eine Lachnummer, und der einzige wirkliche Konkurrent war der trainingsfaule Baer – Schmeling war sich sicher, diesen in einem Rückkampf schlagen zu können. Aber bevor er noch mal in das Rennen um die Weltmeisterschaft eingreifen konnte, musste er sich um seine eigene Krise kümmern.

Bei einem Jagdausflug mit André Picard heckten die beiden einen Plan aus. Picard, der ehemalige Haymann-Manager, den Schmeling damals hängen ließ, als er seinen Titel nicht verteidigte, sondern nach Amerika ging, war einer der letzten in Deutschland verbliebenen Boxpromoter mit Erfahrung. Er war technischer Leiter des Sportpalastes und der Westfalenhalle gewesen. Und er wollte nun einen großen eu-

ropäischen Boxabend organisieren, der es mit den Veranstaltungen der Amerikaner aufnehmen konnte. Schmeling war in seiner jetzigen Situation natürlich bereit, seinen Namen für diese Veranstaltung einzusetzen. Was noch fehlte, war ein großer, zugkräftiger Gegner, der international bekannt war. Und da gab es nur einen, der in Europa lebte und praktisch jeden Kampf annehmen würde, wenn die Kasse stimmte: Paulino Uzcudun, der »baskische Holzfäller«.

Uzcudun hatte immer wieder seinen Rücktritt verkündet. Bereits kurz nach der Niederlage gegen Schmeling wollte er mit der zusammengeboxten Börse ein Hotel in Paris eröffnen. Aber er konnte nicht Abschied nehmen vom Boxen. Immer wieder hatte er sich in den Ring gestellt. Inzwischen 34 Jahre alt, war er im Jahr zuvor nochmal Europameister geworden. Anschließend durfte er gegen den Weltmeister Carnera in Rom antreten. Es war eine Propagandaveranstaltung Mussolinis, dem Carnera versprochen hatte, seinen Gegner vorzeitig zu schlagen. Aber wie immer ging Uzcudun, der Eisenschädel, nicht zu Boden. Carnera gewann schließlich, mit Heimvorteil, knapp nach Punkten und musste sich vor den Augen des Duce die Pfiffe seiner Landsleute anhören, während viele im Publikum Uzcudun Applaus spendeten. Auch wenn er Spanier war, schlugen die Zuschauer sich schnell auf die Seite des viel kleineren Mannes, der so tapfer gekämpft hatte.

Seit dem Carnera-Kampf hatte Uzcudun nicht mehr im Ring gestanden, und selbst die europäische Boxunion *IBU*, die ihn immer noch in ihrer Rangliste führte, wusste nicht, wo Uzcudun sich aufhielt. Der Baske hatte offenbar ernst gemacht und sich zurückgezogen. Nun hatte Picard das Problem, dass der Plan stand, aber der Gegner nicht aufzutreiben war. Die spanische Boxbehörde war überhaupt nicht zu erreichen. André Picard schickte ein Telegramm mit bezahlter Rückantwort an das Sportressort der Madrider Zeitung *El Sol*, in der Hoffnung, dass einer der dortigen Reporter wüsste, wo der Nationalheld Uzcudun steckte. Ein Portier des Hotel Ritz in Barcelona konnte schließlich weiterhelfen. Er wusste, dass Uzcudun sich in San Sebastián, in der Nähe seiner Heimat Régil, niedergelassen hatte. Drei

Stunden später hatte Picard ihn am Telefon. Und Uzcudun sagte zu. Als Kampfplatz wurde Barcelona ausgewählt.

Trotz seiner Niederlage im vergangenen Kampf war Schmeling der Meinung, sich wieder gefangen zu haben. Ein *Boxsport*-Reporter befragte ihn vor dem zweiten Uzcudun-Kampf: »Was denken Sie über Ihre Aussichten gegen Paulino?«

»Dass ich kein Pessimist bin, wissen sie ja. Und da ich meine alte Ausdauer wieder habe, mache ich mir über den Ausgang des Kampfes keine allzu großen Sorgen. Paulino ist für mich, darüber bin ich mir durchaus klar, die letzte Chance, mich wieder vorwärts zu bringen. Sollte ich verlieren, so könnte ich nach dem berühmten Nagel suchen, um meine Handschuhe an die Wand zu hängen.«

Picard und Rothenburg, Kollegen und die größten Konkurrenten im Boxgeschäft, reisten gemeinsam mit Haymann, dem Exmeister und Korrespondenten des *Völkischen Beobachters*, und Domgörgen, dem alten Rivalen Schmelings, mit dem Auto nach Pamplona. Als sie ein paar Tage vor dem Kampf ankamen, herrschte dort bereits ausgelassene Stimmung. Die Deutschen tranken mit den Spaniern Wein aus Schläuchen und erwarteten die Kämpfe. Picard und Rothenburg hatten den Auftrag, Deutschland zur Boxmacht zu machen, und diese Großveranstaltung sollte ein erster Schritt sein, die Dominanz der Amerikaner auf diesem Gebiet zu brechen.

Das zweite Aufeinandertreffen der beiden größten europäischen Boxstars neben Primo Carnera wurde ein riesiges Volksfest. In der größten Stierkampfbahn, dem *Montjuïc-Stadion* in Barcelona, waren aufsteigende Sitzreihen für 110 000 Zuschauer vorhanden. Es kamen zwar nur etwa 40 000, für eine europäische Boxveranstaltung war dies trotzdem eine beachtliche Zuschauerzahl.

Frenetischer Jubel begleitete den Lokalmatador Uzcudun, Schmeling beklatschte man höflich. Der Kampf wurde eine Wiederholung der ersten Begegnung. Schmeling war technisch besser, der beinharte Uzcudun griff aber pausenlos an und kassierte Prügel, ohne dabei zu Boden zu gehen. Immer wieder peitschten ihn die Trompetenfanfaren aus den Zuschauerrängen nach vorne. Schmelings Überlegenheit half ihm nichts, er

hätte den Basken k.o. schlagen müssen, um als Sieger aus dem Ring zu steigen. So aber lautete das Urteil: unentschieden. Gefällt von drei spanischen Punktrichtern, die das Publikum nicht gegen sich aufbringen wollten. Eine Entscheidung, die Uzcidun schmeichelte, aber Schmeling karrieremäßig nicht voranbringen konnte.

Schmeling war ein bisschen ratlos nach diesem Urteil. »Ich habe doch dieses Mal wirklich gewonnen, und wie soll man einen Punktentscheid für sich erkämpfen, wenn nicht so?«, fragte er die Reporter später. Jacobs war noch verzweifelter. »Every round was for him!«, meinte er, was auch wieder nicht der ganzen Wahrheit entsprach. Im *Völkischen Beobachter* fiel Haymanns Urteil hart aus: »... einen Kampf auf Biegen und Brechen, hart und entschlossen zu führen ... Unser Schmeling hat diese Eigenschaften nicht mehr ..., wir müssen uns mit dem Gedanken seines Abstiegs endgültig vertraut machen. Schade drum, der deutsche Boxsport hätte einen so hervorragenden Vertreter gebrauchen können.«

Nachdem André Picard mit einer Großveranstaltung vorgelegt hatte, machte sich Walter Rothenburg, von Vertrauten, Boxern und dem *Boxsport* nur »Wero« genannt, an die Organisation eines riesigen Kampfabends in Deutschland. Sein eigener Rekord – 40 000 Besucher, als der bereits ausgebrannte Ludwig Haymann seinen Meistertitel am 8. August 1930 in Hamburg in der ersten Runde verloren hatte – stand immer noch. Aber nun konnte er auf Schmeling zurückgreifen, den größten Namen in Deutschland. Er brauchte nur noch einen Gegner.

Es bot sich ziemlich schnell einer an: Walter Neusel, der ehemalige deutsche und europäische Schwergewichtsmeister der Amateure. Schmeling selbst hatte in ihm einst »einen ungeschliffenen Diamanten« erkannt. Neusels Popularität in seiner Heimat Deutschland war mit der von Schmeling nicht zu vergleichen, was auch daran lag, dass er seinem jüdischen Manager Damski nach Paris gefolgt war. Damski, ehemaliger Freund Schmelings, lenkte von dort aus die Geschicke des Kämpfers und war dabei recht erfolgreich. Inzwischen hatte Neusel sich in den Ranglisten nach oben geboxt und konnte sich Hoffnungen

machen, in absehbarer Zukunft einen Kampf um die Weltmeisterschaft zu bekommen. Vom *Ring Magazine*, der so genannten »Bible of Boxing«, wurden Schmeling und Neusel praktisch auf eine Stufe gestellt. Einmal stand Schmeling auf Platz vier der Weltrangliste und Neusel auf Platz fünf. Dann wieder wurde Neusel auf Platz drei eingetragen, gefolgt von Schmeling. Unabhängig davon galt Neusel in den USA als aufstrebendes Talent, während Schmelings Stern nach zwei Niederlagen und einem Unentschieden sank.

Mit einem Kampf gegen Schmeling konnte Neusel eigentlich nichts gewinnen, weshalb seine beiden Manager, Jimmy Bronson in Amerika und Damski in Paris, auch dagegen waren. Würde Neusel gewinnen, hätte es ihn in Amerika kaum weiter nach vorne gebracht, weil Schmeling dort als verbraucht angesehen wurde. Würde er verlieren, könnte es das Ende seiner Karriere einleiten. Aber Neusel hatte ganz andere Sorgen, an denen seine Manager nicht ganz unschuldig sein konnten: Er war pleite. Er musste Prozente an Damski abführen und Prozente an Bronson, den er in den USA zusätzlich brauchte. Die Gegner wollten meistens Zuschüsse zur Gage, bevor sie es akzeptierten, ihren Namen von einem aufstrebenden Talent wie Neusel, dem »blonden Tiger«, beschädigen zu lassen. Um gegen Ray Impelletiere, einen gut platzierten Schwergewichtler, kämpfen zu können, musste Neusel diesem einen Bonus von 5 000 Dollar garantieren. Da Neusel, nachdem seine beiden Manager zugegriffen hatten, nur noch 5 003,19 Dollar erhielt, blieben ihm von diesem Sieg also 3,19 Dollar übrig. 3,19 Dollar für jahrelange Schinderei, für ein Leben in Umkleidekabinen und das Risiko, geschlagen zu werden. Der Scheck über diese Kampfsumme wurde eine Zeit lang als Kuriosum im *Madison Square Garden* ausgestellt, direkt neben der Kopie des Millionenschecks, den Gene Tunney für seinen Rückkampf gegen Jack Dempsey bekommen hatte.

Mit einer Gage von 50 000 Reichsmark, die Rothenburg ihm für den Kampf gegen Schmeling bot, war Neusel also schnell zu überzeugen. Schmeling allerdings sollte dreimal so viel bekommen. Jimmy Bronson willigte ein, weil es ihm wohl egal war, was in Deutschland

passierte. Aber Damski sperrte sich weiterhin. Aus taktischen, aber auch aus sehr persönlichen Gründen. Bereits ein Jahr zuvor waren Damski und Schmeling, die alten Freunde, sich in einer Boxhalle in England begegnet. Als Damski Schmeling sah, drehte er sich sofort um und ging weg. »Er war ein Deutscher! Ein Nazi! Er war nicht besser als der Rest«, sagte er später zu dieser Begegnung.

Rothenburg setzte all seine Energie daran, die Unterschrift Damskis zu bekommen. Er fuhr nach Paris, mietete sich in einem Hotel in Damskis Nähe ein und nervte den Boxmanager mit Anrufen und Besuchen. Immer wieder wollte er weiterverhandeln. Nachdem er Damski einmal sogar nachts aus dem Bett riss mit der fadenscheinigen Begründung, er habe jetzt die letzten Probleme im Vertrag beseitigen können, unterschrieb Damski schließlich – wohl auch, weil Neusel es so wollte.

Damit war Rothenburg seinem Ziel, einen deutschen Großkampftag von amerikanischen Dimensionen zu schaffen, ein Stück näher gekommen. Größere Stars hätte er nicht auftreiben können. Und »für den deutschen Sport waren die propagandistischen Auswirkungen kaum abzuschätzen«, wie Arno Hellmis, ein Sportreporter, in seinem Schmeling-Buch von 1937 schrieb. Seit 1926 hatte Rothenburg wiederholt mit Schmeling zusammengearbeitet, hatte den jungen Boxer für Rahmenkämpfe gebucht, als er noch nicht bekannt war. Schmeling vertraute Rothenburg wie kaum einem anderen in diesem Geschäft.

»Wero« war zu dieser Zeit 45 Jahre alt, hatte eine Glatze und ein lustiges Gesicht. Als Seemann hatte er die Welt und das Boxen kennen gelernt, in Amerika gekämpft und war bald nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als Boxveranstaltungen in Deutschland zugelassen wurden, darangegangen, Kampfabende zu organisieren. Wenn mal ein Kämpfer nicht antrat, sprang Rothenburg am Anfang selbst ein und bezog eine Tracht Prügel, um das Publikum nicht zu verprellen. Und im Gegensatz zu fast allen anderen Boxfabendern hatte Rothenburg den Ruf, dass er seine Außenstände auf Heller und Pfennig beglich. »Man kann sich auf Wero verlassen«, sagte Max Schmeling. »Ein

Handschlag genügt.« Die Vertragsverhandlungen zwischen den beiden verliefen immer angenehm für beide Seiten. Seit den ersten Kämpfen folgten sie einem gewissen Ritual, nur die Beträge waren inzwischen höher. Rothenburg kam üblicherweise auf eine Tasse Kaffee bei Schmeling vorbei, Machon war meistens ebenfalls anwesend. Dann wurden die Rahmenbedingungen bei einer gemütlichen Partie Skat besprochen: Austragungsort, Stadion, Name des Gegners, Fassungsvermögen des Veranstaltungsortes, Höhe der Eintrittspreise, Einnahmemöglichkeiten. Wer Skat spielt, muss schon ein guter Kopfrechner sein, aber Schmeling kalkulierte im Hinterkopf noch durch, welche Börsen wohl möglich seien. Laut Rothenburg bestimmte Schmeling seinen eigenen Wert dann immer sehr präzise, nicht zu hoch, nicht zu niedrig. Wie Rothenburg war er ein harter, aber fairer Verhandlungspartner.

Der Grundsatz der beiden Männer war dabei: Klarheit erhält die Freundschaft. Alles, aber auch wirklich alles wurde genau definiert und abgesprochen. Es wurde sogar festgehalten, dass im Trainingslager täglich zwei saubere Handtücher für den Boxer bereitzuliegen hatten. Dabei hatte Rothenburg nie den Eindruck, dass Schmeling ihn schikanieren wollte oder kleinlich war. Diese Genauigkeit entsprang nach Rothenburgs Einschätzung eher Schmelings »Wunsch nach Klarheit in allen Dingen«. Im Gegenzug forderte Schmeling nie etwas im Nachhinein, was im Vorfeld nicht abgesprochen war. Und: »Er lässt sich nichts schenken, nichts Gutes und nichts Schlechtes!«, erkannte Rothenburg an.

Der Hamburger Kampftag konnte für den 26. August angesetzt werden. Rothenburg ließ den Veranstaltungsort, die *Dirt-Track-Bahn*, umbauen und die Zuschauerreihen vergrößern, damit weit über 100 000 Zuschauer Platz fanden. Es war nicht abzusehen, wie viele Menschen tatsächlich kommen würden, aber alle arbeiteten an einem Rekord. Sonderzüge mit günstigen Konditionen wurden eingesetzt, und die Nazi-Organisation »Kraft durch Freude« hatte den Auftrag, den Traum von der Boxgroßmacht Deutschland zu unterstützen. Kampfbesucher aus Berlin zahlten nur 13 Reichsmark für die Fahrt,

ein Mittagessen, einen Ausflug nach Blankenese und den Kampf selbst. Im einer Ausgabe des *Boxsports* wenige Tage vor dem Kampf war eine ganze Seite für den Grundriss der Arena und eine Beschreibung reserviert: »So finden Sie Ihren Platz!« Die Zeitung war der Meinung: »Es ist der größte Kampftag Deutschlands ... er ist an sportlichem und propagandistischem Wert als der Gipelpunkt der deutschen Kampftage überhaupt anzusehen.« Dieser Tag musste ein Erfolg werden.

Am 26. August schließlich kommen am Hamburger Hauptbahnhof in kurzen Abständen Sonderzüge aus ganz Deutschland an. Vor allem aus dem Ruhrgebiet reisen viele hierher, denn Walter Neusel stammt aus Bochum. Der Bahnhof ist verstopft, die Hotels ausgebucht, die Hamburger Zeitungen haben Extraausgaben zu diesem Kampf gedruckt. Rothenburg verschenkt Freikarten an junge Boxfans, die mit dem Fahrrad aus Köln angefahren kommen oder zu Fuß aus der Umgebung hergewandert sind. Bereits fünf Stunden vor der eigentlichen Begegnung beginnen sich die Tribünen der Dirt-Track-Bahn zu füllen. Es gibt ein paar Vorkämpfe, unter anderem kämpft der deutsche Schwergewichtsmeister Hans Schörath. Bis zum Hauptkampf haben sich tatsächlich über 80 000 Besucher eingefunden. Eine Massenveranstaltung, wie es sie in der deutschen Sportgeschichte noch nie gegeben hatte. Die Zuschauer sitzen um den Ring herum oder auf den Tribünen. Die Sandbahn der umfunktionierten Motorradrennstrecke wird von riesigen Hakenkreuzflaggen gesäumt. Bevor die Hauptkämpfer vorgestellt werden, laufen noch die Schlussläufer der Staffeln ein, die aus allen deutschen Gauen die Saar-Treuekundgebung zum Rhein getragen haben. Ein dreifaches »Sieg Heil« donnert aus Tausenden von Kehlen durch die Arena.

Neusel, zwei Jahre jünger als Schmeling, fünf Zentimeter größer und etwas schwerer, beginnt das Duell aggressiv. Dass Neusel ein starker Kämpfer ist, wissen alle. Aber wo steht Schmeling inzwischen? Gleich in der ersten Runde kann Schmeling seinen Gegner mit einem Konterschlag so treffen, dass Neusels Augenbraue aufplatzt. Von da

an nimmt der Kampf einen Verlauf, den in dieser Eindeutigkeit niemand erwartet hatte. Schmeling diktiert die Begegnung, kann den schlagstarken Neusel auf Distanz halten und ihn schließlich, von Runde sechs an, hart treffen. In Runde acht muss Neusel wiederholt die Rechte Schmelings einstecken. Neusel nimmt diese Schläge immer hilfloser hin, bis sein Wille unter ihnen zusammenbricht. Zur neunten Runde kommt Schmeling wieder aus seiner Ecke, aber Neusel bleibt sitzen. Ringrichter Max Pippow beendet den Kampf. Neusels Ringleute ziehen ihm die Handschuhe aus. »Fang' ich eben noch einmal von vorne an«, sagt er resigniert. Doch er sollte es nie wieder so hoch in die Weltranglisten schaffen.

Paul Damski war zu diesem Kampf nicht angereist – aus Angst vor den Nazis war er im Trainingslager in Paris geblieben. Jacobs war da. Aber da er als Jude in Deutschland seit 1933 Arbeitsverbot hatte, erhielt er bei diesem Kampf offiziell keinen Pfennig. Die Nazis duldeten es, dass Schmeling an seinem Manager festhielt, aber begeistert waren sie nicht. Für einen Kampf mit Neusel brauchte man Jacobs nicht, aber es gab noch größere Pläne. Man wollte im nächsten Schritt einen der prominenten amerikanischen Boxer nach Europa holen, am liebsten den Weltmeister, und dafür brauchte man nicht nur Schmeling, der in der Lage wäre, diesen Weltmeister zu besiegen und den Titel nach Deutschland zu holen – man brauchte auch Jacobs, um den Kampfvertrag zu machen.

In den amerikanischen Tageszeitungen wurde der Schmeling-Neusel-Kampf kaum besprochen. Auch wenn hier zwei Weltranglistensboxer aufeinander getroffen waren, interessierten sich die US-Boxfans nicht für ein Duell ohne amerikanische Beteiligung. Im *Reichssportblatt* wurde die Zuschauerzahl auf 90 000 Menschen erhöht, nachdem die meisten Tageszeitungen von 80 000 Besuchern ausgegangen waren. Der *Boxsport* legte noch mal nach und zitierte Rothenburg unhinterfragt: »Hunderttausend Menschen um den Boxring in Deutschland versammelt, das sieht nicht nach Untergang aus.«

Anny Ondra hatte sich den Kampf, wie üblich, nicht angesehen.

Schmeling rief sie an, nachdem alles vorbei war. Sie war zu diesem Zeitpunkt in Prag, um eine Operette an der Seite von Hans Moser zu verfilmen. Während sie noch drehte, wurde am 31. August im Capitol in Berlin ihr Film *Klein Dorrit* uraufgeführt. Als Vorfilm gab es die besten Szenen aus dem Kampf zwischen Schmeling und Neusel zu sehen.

Schmeling war nun in der Mitte des Reiches angekommen. Es kostete die Veranstalter zwar immer noch eine Menge Geld, ihn in Deutschland boxen zu lassen, aber er war auch der Einzige, der die Massen anzog. Und das war ganz im Sinne der Machthaber. Schmeling konnte seine guten Kontakte in die Führung nun für seine privaten Probleme nutzen. Als er in diesem Jahr seine im Ausland zusammengeboxten Gelder nach Deutschland transferiert hatte, verstieß er gegen die ausgesprochen harten deutschen Devisengesetze. Schmeling sollte 10 000 Reichsmark Strafe zahlen oder ein Vierteljahr in Haft gehen. Er ging stattdessen zum Führer. Er rief in der Reichskanzlei an und hatte bereits am nächsten Tag einen Termin bei Hitler.

In der Reichskanzlei lief er die endlosen Gänge entlang bis in das große Zimmer, in dem Hitler am anderen Ende des Raumes an einem riesigen, schweren Schreibtisch saß. Es war ein Schaulaufen für jeden Besucher, bevor er zu Hitler an den Tisch gelangte. Hitler hörte sich Schmelings Privatsorgen an. »Die Bürokraten im Finanzministerium«, schimpfte er anschließend und gab dem Staatssekretär im Justizministerium noch in Gegenwart Schmelings die Anweisung: »Bringen Sie die Sache augenblicklich in Ordnung.« Zwei Wochen später erhielt Schmeling einen Brief, dass das Verfahren gegen ihn wegen Geringfügigkeit eingestellt wurde. Das Geschäft zwischen Boxer und Führer zahlte sich nun für beide Seiten aus.

Im gleichen Monat wurde wichtiger Besuch erwartet, für den Hitler womöglich auf die Hilfe Max Schmelings zurückgreifen müsste. Avery Brundage, Chef des Nationalen Olympischen Komitees (NOK) der USA, besuchte Deutschland, um sich ein Bild von der Lage im Land zu machen. In zwei Jahren sollten die Spiele in Berlin stattfin-

den, und auch wenn sich die Politiker in den USA nur sehr zögerlich mit den Problemen der Juden in Deutschland auseinander setzten, gab es doch viele einflussreiche Juden in Amerika, die sehr genau verfolgten, wie es ihren Leuten in Deutschland erging. Avery Brundage hielt an der Idee der Spiele in Berlin fest und hatte sich gegen einen Boykott der Olympiade durch das US-NOK ausgesprochen, obwohl er sehen konnte, dass es Juden nur noch erlaubt war, innerhalb ihrer eigenen Vereine aktiv zu sein.

Auch Schwarze – und es gab einige schwarze US-Olympioniken – wurden in Deutschland als minderwertig angesehen. Das konnte man im *Boxsport* nachlesen. Dort erschienen immer mehr ideologische Aufsätze zu Themen wie: »Was der Sportsmann von der Rassenpflege wissen muss.« Oder auch: »Wie boxt man gegen Neger?« Der anonyme Autor des letzteren Artikels hatte folgende Tipps: »die Schwarzen auf die Weichteile zu schlagen, auf Augen, Nase, Mund oder Ohren, weil die Schwarzen da empfindlicher seien und außerdem eitel. Außerdem seien sie empfindlich für Körpertreffer, weil ihr Rippenbogen höher sitzt. (...) Für deutsche Boxer ist es daher sehr wichtig, erst jeden Boxer der schwarzen Rasse auf seine Physis und Vorteile seiner Kampfesart zu prüfen.«

Weiterhin gab es Aufsätze, die erklärten, wie deutsches Boxen zu sein habe. So schrieb Ludwig Haymann das Buch *Deutscher Faustkampf, nicht pricefight*, in dem auch die Rassenfrage im Berufsboxen geklärt wurde: »Die bei uns importierten Stilarten sind für uns Deutsche unzulänglich und rassisch temperamentswidrig. Das boxsportliche Wollen marschiert und wird bald nationalsozialistisches Volksgut sein.« Über Schmelings Stil war dort zu lesen, er sei »nichts weiter als eine im Temperament und Volkstum wurzelnde Kampfform und mithin der erste gelungene Schritt zum deutschen Boxen«. Max Schmeling war so freundlich, seinem ehemaligen Kollegen ein Vorwort für sein Buch zu schreiben. Darin hieß es: »Kein geringerer als unser Führer Adolf Hitler hat den charakterbildenden Wert des Boxsports erkannt und sich deshalb dafür eingesetzt, dass die heranwachsende deutsche Jugend im Faustkampf ihren Mut erprobt und stärkt.« Aber



Mitte der dreißiger Jahre genießt Max Schmeling uneingeschränkte Popularität in Deutschland, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Nationalsozialisten ihn geschickt für ihre Ideologie einzuspannen wissen. Viele Jugendliche träumen von einer vergleichbaren Karriere.

natürlich wusste Schmeling, dass die Großmacht des Boxgeschäfts nach wie vor Amerika war.

In den USA hatte der Kampf gegen Neusel kaum eine Bedeutung gehabt, aber die Pläne von Rothenburg heizte er weiter an. Während Jacobs mit aller Energie versuchte, einen Kampf für Schmeling gegen einen der großen amerikanischen Schwergewichte zu bekommen, organisierte ihm Rothenburg in Deutschland weiterhin lukrative Aufbaukämpfe. Schmeling lief mittlerweile die Zeit davon. Er würde bald 30 werden, und falls er sich noch mal an die Weltpitze heranboxen wollte, müsste es in diesem Jahr geschehen, bevor das Alter ihn außerhalb des Rings besiegen würde. Baer, der Carnera inzwischen den Titel abgenommen hatte, war der aktuelle Weltmeister, und Schmeling war überzeugt, dass er nur wegen der Hitze und seiner eigenen schlechten Form gegen Baer verloren hatte. Alles schien für Schmeling

zu sprechen – zumal er gerüchteweise hörte, dass Baer auch seine früher schon geringen Trainingsbemühungen komplett eingestellt hatte und seine Börse mit Revuemädchen durchbrachte. So günstig würde es nie wieder einen Weltmeistertitel geben. Schmeling aber war in Amerika ein »Washed-up«-Boxer – ein verbrauchter Kämpfer, ein großer Name aus der Vergangenheit ohne Bedeutung in der Gegenwart. Er konnte keinen Druck auf Baer ausüben.

Während Rothenburg in Europa und Jacobs in Amerika um große Kämpfe bemüht waren, beschäftigte Schmeling sich mit der Sicherung seines Ruhms, für den Fall, dass er nicht mehr um die Weltmeisterschaft würde boxen können. Er drehte wieder einen Film, diesmal mit Anny Ondra in der weiblichen Hauptrolle. Das Superpaar des Dritten Reiches in einer gemeinsamen Komödie – das konnte nur ein Erfolg werden. Reinhold Schünzel, der auch schon *Liebe im Ring*, den ersten Schmeling-Film, inszeniert hatte, führte wieder Regie. Schmeling und Schünzel waren seit *Liebe im Ring* befreundet, Schünzel war auch mehrmals unter den Abholern gewesen, wenn Schmeling von einem USA-Kampf zurückgekehrt war. *Knock Out – ein junges Mädchen, ein junger Mann* wurde kein filmisches Meisterstück. Über die Idee hinaus, die beiden Stars in einem Film zu zeigen, hatte man sich wenig einfallen lassen. Schmeling, dessen schauspielerisches Talent nach wie vor begrenzt war, spielte sicherheitshalber einen Boxer.

Dieser Film sollte sein letzter Auftritt als Schauspieler bleiben – zu Recht. Er spielt unsicher, manchmal sogar unfreiwillig komisch. Am leichtesten sind die Szenen zu ertragen, in denen er einfach er selbst sein kann. Am merkwürdigsten ist die Szene, in der er mit Anny Ondra Streit hat und sie ihm die kleinen Fäuste ins Gesicht schlägt. Schmeling lässt das wohl über sich ergehen, wie eine Gesichtsmassage, und sagt ein lang gedehntes »Schöööön« dazu. Das erinnert eher an *Väter der Klamotte*. *Knock Out* war aber auch nicht gedreht worden, um einen guten Film zu machen. Die Fans von Anny Ondra und die Boxfreunde, sowohl die von Schmeling wie auch die ältere Generation, die noch Paul Samson-Körner zugejubelt hatte, sollten ins Kino strömen. Am 26. Februar 1935 hatte der Film im *Atrium* in Berlin Premiere.

Hinter den Kulissen, während noch in den Bavaria-Ateliers in München gedreht wurde, kam es zu Problemen mit Regisseur Schünzel. Goebbels, der sich das deutsche Filmgeschäft unter den Nagel gerissen hatte, bekam, noch während *Knock Out* fertig gestellt wurde, die erste Fassung der bereits abgeschlossenen Schünzel-Arbeit *Amphytrion* zu sehen. Schünzel, als Jude in Deutschland nur noch geduldet, weil der Ufa sonst endgültig alle begabten Lustspielregisseure abhanden gekommen wären, hatte in *Amphytrion* eine recht unverhohlene Parodie auf die Arbeit einer Kollegin eingebaut: Leni Riefenstahls Reichsparteitagsfilme. Goebbels war außer sich. Er hatte Schünzel schon mehrfach loswerden wollen, aber dann doch immer an dem Regisseur festgehalten, weil dessen Filme große Erfolge waren. Nun aber wurde Schünzel noch während der Dreharbeiten zu *Knock Out* ausgetauscht. Ein Ersatz war schnell gefunden: Karel Lamač, der Partner von Anny Ondra, übernahm das Material und drehte und schnitt den Film fertig. Schünzels Name tauchte nicht mal mehr im Abspann auf.

Während der Film noch beendet wurde, hatte Rothenburg die entscheidende Idee für den nächsten Schmeling-Kampf. Eigentlich hätte er am liebsten eine Europameisterschaft oder Weltmeisterschaft nach Deutschland geholt. So unrealistisch erschien das nicht mehr, denn vergangenes Jahr hatten Uzcidun und Carnera in Rom um den Titel geboxt. Aber zunächst wandte Rothenburg einen Kunstgriff an, der sowohl Schmeling wie auch das Publikum locken würde und ihnen die Aufmerksamkeit der Amerikaner sichern sollte: Rothenburg fragte Hamas an. Der Mann, gegen den Schmeling seine letzte Niederlage bezogen hatte, war in den USA mit seiner Karriere nicht vorangekommen. Für gutes Geld war er nach Deutschland zu locken, und Schmeling könnte mit einem Sieg über den immer noch gut platzierten Hamas seine Position in den USA verbessern und die Dämonen des Selbstzweifels niederringen, die eine Niederlage immer im Boxer hinterlässt.

Die Verhandlungen waren schwierig. Hamas forderte eine Gage von 25 000 Dollar, was etwa 62 000 Reichsmark entsprach. Das war ein Riesenproblem, denn laut den neuen Devisengesetzen war jede

Mark, die ein Ausländer in Deutschland verdienen sollte, genehmigungspflichtig. Obendrein forderte Schmeling mehr als 80 000 Reichsmark, was den Nazis mit ihrer sportlichen Ideologie zunehmend aufstieß. In ihren Augen hätte sich Schmeling wie ein Sportsmann verhalten und nicht wegen des Reichtums boxen sollen. Aber Rothenburg bekam das Geld schließlich zusammen und auch die Genehmigung für den Devisentransfer. Der Kampf konnte am 10. März in Hamburg stattfinden.

Nun brauchte Rothenburg nur noch einen Veranstaltungsort, der groß genug war, um die Menschenmengen zu fassen, die den Kampf sehen und die Börse zahlen würden. Und im März in Hamburg musste dieser Ort ein Dach haben. So eine Arena aber gab es nicht. Also verfiel Rothenburg auf einen Kniff, der schon Carey mit der *Madison Garden Bowl* Erfolg gebracht hatte und den er selbst bereits ähnlich beim Megakampf zwischen Schmeling und Neusel angewendet hatte: Er ließ innerhalb von vier Wochen ein altes Holzlager zur *Hanseatenhalle* umbauen, die 25 000 Menschen würde fassen können.

Inzwischen wurden auch die Amerikaner darauf aufmerksam, was sich in Deutschland abspielte. Die Riesenmengen an Zuschauern und die Gagen, mit denen nun einer wie Hamas aus Amerika eingekauft wurde, machte die Leute vom *Madison Square Garden* neugierig. Das Boxgeschäft war durch den stinkfaulen Weltmeister Baer endgültig am Boden, und es gab weit und breit keinen Herausforderer, der einen gut besuchten Kampf versprochen hätte. Baer zeigte kaum Neigung, seinen Titel zu verteidigen. Er kaufte sich stattdessen einen jungen Löwen, den er an der Leine spazieren führte. Er ließ sich auf Partys in Hollywood und auf dem Broadway sehen. Er machte ausgedehnte Schaukampftourneen und trat in Varietés auf. Für den *Garden* war er damit unbrauchbar. Wenn Schmelings Name noch zog, warum sollte man es nicht noch einmal mit ihm versuchen?

In den letzten Tagen vor dem Kampf in Hamburg versuchten die Promoter des *Garden* noch, die Begegnung nach New York zu ziehen. Sie deuteten Hamas an, dass Schmeling in den USA gegen einen anderen Mann boxen wollte und Hamas nur nach Deutschland bestellte,

um ihn aus dem Weg zu haben. Bei Schmeling wiederum wurde der Eindruck erzeugt, Hamas habe bereits einem Kampf im *Garden* zugesagt.

Weil Hamas zwar telegrafisch zugesagt hatte, aber die unterschriebenen Verträge noch nicht wieder zurückgeschickt waren, wurde Rothenburg nervös. Schließlich kam ein Fernschreiben von Hamas' Management, in dem angefragt wurde, ob Schmeling tatsächlich einen Vertrag mit Rothenburg habe. Als das bestätigt wurde, fand sich Hamas umgehend zum Abschlusstraining in Deutschland ein. Diesmal traf Rothenburg die Amerikaner dort, wo es wehtat. Jimmy Johnston, Mitarbeiter der *Madison Square Garden Corporation*, briefete eine Pressekonferenz ein, auf der er verkündete: »Ich kann nicht gegen einen Promoter ankämpfen, der von der Regierung seines Landes unterstützt wird. Hitler steht hinter Rothenburg. Die deutsche Regierung will ihr Prestige auf sportlichem Gebiet festigen. Die Olympischen Spiele gingen nach Deutschland, und nun versucht man, für Deutschland die Weltmeisterschaft im Boxen wiederzuholen.«

Am 10. März 1935 kann der Rückkampf zwischen Schmeling und Hamas also stattfinden. Es wird eine Boxlehrstunde, die der Exweltmeister dem Studenten Hamas gibt. Schmeling nimmt seinen Gegner systematisch auseinander, wird selbst wenig dabei getroffen, lässt Hamas oft ins Leere schlagen, was für diesen besonders frustrierend ist. Schmeling bearbeitet seinen Gegner ständig mit der Linken und schießt dann die Rechte schnell, ansatzlos und hart hinterher, wie eine Kanonenkugel, die durch die Außenwand eines Schiffs schlägt. In der fünften Runde verschärft Schmeling Tempo und Härte der Schläge, und Hamas geht zweimal zu Boden.

In der sechsten Runde kommt Schmeling wieder mit einer ungeblockten harten Rechten zu Hamas' Kinn durch. Hamas fällt. Der Kampf ist nun völlig zu Schmelings Gunsten gekippt, selbst für einen finalen Rettungsschlag, einen *Lucky Punch*, ist Hamas zu geschwächt. Als er es bis zum Zählstand von Acht wieder auf die recht wackeligen Beine geschafft hat, deckt Schmeling ihn nach Belieben

mit harten Schlägen ein und er geht erneut zu Boden. Hamas quält sich noch einmal hoch, und gerade in dem Moment, als seine Ecke bereits das Handtuch werfen will, ertönt der Gong, und er hat sich in die Pause gerettet. In der Rundenpause reden die Betreuer von Hamas auf ihn ein, aber Hamas verbietet seinem Trainer Harvey, diesen Kampf aufzugeben. »Ich habe diese Runde überstanden, jetzt kann er mir nichts mehr anhaben.« Dann geht Hamas in die siebte Runde und wird weiter furchtbar verprügelt. Aber er gibt nicht auf, in dieser Runde nicht und in der achten auch nicht. Schmeling konzentriert sich inzwischen auf Schläge zum Körper, weil er nicht fortwährend auf Hamas' Schädel schlagen will. Der Amerikaner taumelt im Ring umher, hat die Hände noch zur Deckung oben, aber da boxt nur noch ein starker Wille aus dem Unterbewusstsein. Sein Verstand ist nicht mehr dabei, den haben Schmelings Treffer schon lange ausgeknipst. Als Hamas in Runde neun noch einmal aus seiner Ecke kommt, um Schmelings harte Schläge schutzlos einzustecken, geht der Ringrichter dazwischen und bricht den Kampf ab. Hamas wird nach dieser Niederlage nie mehr in den Ring steigen.

Bei der Siegerehrung dieses Vernichtungsschauspiels standen 25 000 Zuschauer auf und sangen aus einer Kehle »Deutschland, Deutschland, über alles«. Erst zehn Tage zuvor war das Saargebiet wieder an das Deutsche Reich angeschlossen worden. Die Stimmung hätte patriotischer nicht sein können. Schmeling stand in seinem un-



Dem Amerikaner Steve Hamas erteilt Max Schmeling am 10. März 1935 eine Boxlehrstunde. Er siegt souverän und ist dem Gegner weit überlegen. Die Begegnung in Hamburg wurde ebenfalls für die Nazi-Propaganda benutzt.

vermeidlichen Frotteebademantel im Ring und hatte die noch bandagierte Hand zum Hitlergruß gestreckt wie alle anderen deutschen Beteiligten. Jacobs stellte sich der Situation, indem er seine Zigarre zum Gruß in die Luft streckte, als wolle er der Menge zuprosten. Schmeling hatte sich wieder rehabilitiert, er schien seine Krise überwunden zu haben. Er rief seine Frau nach dem Sieg an, nur um zu erfahren, dass Hitler schon gratuliert hatte. Am Tag des Kampfes war Anny Ondra bei Hitler in Berchtesgaden zu Gast gewesen, als sie in München drehfrei hatte. Am Tag nach seinem Sieg fuhr Schmeling nach München, um mit Anny Ondra während der restlichen Dreharbeiten zusammen zu sein. Hitler bat die beiden noch einmal gemeinsam nach Berchtesgaden, wo er Schmeling erzählte, wie er den Kampf im Radio verfolgt und das Ergebnis herbeigewünscht hatte.

Kurz nach dem Treffen mit Hitler hatte Schmeling ein unangenehmes Gespräch wegen der Hamas-Begegnung. Reichssportführer Hans von Tscharmer und Osten hatte ein Bild in die Hände bekommen, das nach dem Hamas-Kampf im Ring gemacht wurde und den Juden Jacobs mit dem halbernst gemeinten Hitlergruß zeigte. Von Tscharmer und Osten vermutete – nicht ganz zu Unrecht –, dass Jacobs sich über die Nazis lustig machte, und war wütend. »Sie müssen ihren Umgang sorgfältiger auswählen«, sagte von Tscharmer und Osten. »Denken sie ans Alter. Wenn Sie erst mal verbraucht sind, können Sie nur noch in Deutschland als Trainer arbeiten, in Amerika kräht dann kein Hahn mehr nach Ihnen.«

Der Reichssportführer hatte sich den Falschen für seine kaum verhohlene Drohung ausgesucht. Es stimmte, dass die meisten Berufsboxer später als Trainer arbeiteten oder von ihrer ersparten Börse einen kleinen Laden aufmachten. Aber Schmeling war inzwischen durch seine Dollargagen schwer reich geworden. »Ich hoffe, Herr Reichssportführer, im Alter von meinen Börsen und Ersparnissen leben zu können«, antwortete er kalt. Als von Tscharmer und Osten wütend nachfragte, wie das denn gehen sollte, erklärte Schmeling ihm, dass er allein für seinen letzten Sharkey-Kampf über eine Million Reichsmark verdient hatte. Der Reichssportführer brach das Gespräch daraufhin

ab. Aber das Problem mit Jacobs war Schmeling dadurch nicht los. Wenige Tage nach der Unterredung bekam Schmeling Post vom Reichssportführer mit der Aufforderung, sich von Jacobs zu trennen.

So konnte Schmeling ein weiteres Mal vom Angebot Hitlers Gebrauch machen, sich zu melden, wenn er irgendwelche Sorgen habe. Es waren große Sorgen, denn ohne Jacobs hätte er in Amerika nie mehr ein Bein auf den Boden gebracht. Nicht nur, dass er einen US-Manager brauchte – wenn sich herumgesprochen hätte, dass er ihn gefeuert hatte, weil er ein Jude war, hätte die NYSAC niemals mehr einen Kampf von ihm sanktioniert. Als Schmeling diesmal um einen Termin bat, bestand Hitler darauf, dass Anny Ondra mitkommen sollte. Hitler begrüßte Ondra mit einem Handkuss. Es wurde Belangloses geredet. Ondra und Hitler waren begeisterte Teetrinker, Schmeling trank lieber Kaffee. Als die Kuchenauswahl gezeigt wurde, bestellte Ondra ein Stück Gugelhupf, worüber Hitler sich besonders freute, weil er dieses Wort seit seinen Kindertagen nicht mehr gehört hatte. Schmeling, dem Norddeutschen, kam das fremd vor, aber alles, was Hitler freute, konnte die Verhandlungen nur erleichtern. Als Anny Ondra von Prag erzählte, geriet Hitler ins Schwärmen. »Das schöne alte deutsche Prag«, wiederholte er mehrmals.

Schmeling wurde langsam unruhig, er musste sein Problem irgendwann mal zur Sprache bringen, und es bot sich keine Lücke. Er begann schließlich direkt von Jacobs zu sprechen, erklärte, wie wichtig dieser Mann für ihn in den USA sei und warum das letztlich auch für Deutschland nützlich sei. Schließlich gab es immer noch den Plan, Deutschland zur Boxweltmacht zu machen. Hitler hörte sich die Ausführungen an, blieb aber stumm, stellte keine Fragen, kommentierte nichts. Als Schmeling fertig war, gab es eine Gesprächspause, die sich in die Unendlichkeit auszudehnen schien. Dann beendete Hitler das Treffen, ohne Schmeling eine Antwort zu geben. »Gugelhupf! Ich hatte das Wort fast vergessen. Schön, dass sie mich wieder drauf gebracht haben«, war seine Verabschiedung. Max Schmeling bekam nie einen offiziellen Bescheid in dieser Sache. Aber er beantwortete auch den Brief von Tschammer und Ostens nicht, und Jacobs blieb trotz-

dem sein Manager. Die Sache wurde einfach ignoriert, wie Jacobs es selbst schon einmal der *New York Times* erklärt hatte.

In Amerika hatte Jacobs nach dem Sieg gegen Hamas wieder bessere Argumente für einen WM-Kampf mit Schmeling. Die *Madison Square Garden Corporation* bot Schmeling einen Ausscheidungskampf gegen den Ranglistenkämpfer James J. Braddock an, der sich allerdings schon fast aus dem Geschäft zurückgezogen hatte, weil er an einer Krankheit litt, die seine Handknöchel empfindlich werden ließ. Er konnte kaum noch zuschlagen. Braddock war ein beherzter Kämpfer gewesen, aber er verdiente seine Miete inzwischen hauptsächlich als Hafenarbeiter. Nach dem Muster der alten Weltmeisterschaften wollten die Veranstalter mit Vorkämpfen erst mal Kasse machen und dann die Weltmeisterschaft als Megafight promoten. Dass Schmeling im Bewerberumfeld von Baer und Braddock, einem trinkenden Clown und einem kranken Hafenarbeiter, gute Chancen auf den Titel haben würde, war klar. Aber wollte man den Titel wieder nach Deutschland wandern lassen? Schmeling lehnte den Kampf gegen Braddock ab, er war der Meinung, sich mit seinem Sieg über Hamas gegen einen weitaus stärkeren Konkurrenten durchgesetzt zu haben. Er wollte direkt gegen Baer antreten. Im Nachhinein betrachtet die wohl schwerste Fehlentscheidung seines Lebens.

Rothenburg begann, die Sensation einzufädeln: Der jüdische Weltmeister Baer sollte zur Verteidigung seines Titels nach Deutschland kommen. Rothenburg schickte ein Telegramm an Ancil Hoffman, Baers Manager, der gerade auf einer Obstplantage in Sacramento entspannte. Die Frage, die in diesem Telegramm gestellt wurde, war simpel: Was kostet ein Weltmeisterschaftskampf gegen Max Schmeling?

»verlange 300 000 Dollar«, war die Antwort aus Sacramento.

»akzeptiere 300 000 dollar stop brief folgt«, schrieb Rothenburg zurück.

So viel Geld hätte Baer gegen keinen Gegner in Amerika bekommen können, denn er hatte seinen Ruf mit seiner Disziplinlosigkeit ruinirt. Hier bot sich eine Gelegenheit, seine Rente zusammenzuboxen,

und nachdem der erste Kampf so glatt verlaufen war, fühlte Baer sich in der Lage, Schmeling zu schlagen.

Schmeling hatte von Rothenburg als Herausforderer die Hälfte der Gage des Weltmeisters gefordert, der Promoter musste also eine Garantiebörse von 450 000 Dollar zusammenbekommen. Die konnte er in Deutschland niemals einnehmen, nichtmal ein Bruchteil dessen, und auch in Amerika wäre der Kampf kaum so viel wert gewesen. Rothenburg brauchte wieder die Hilfe und Rückendeckung der Machthaber, um überhaupt planen zu können. Wochenlang reiste Rothenburg von einer europäischen Hauptstadt in die andere und suchte nach einem geeigneten Ort für diesen noch nie da gewesenen Kampf- abend. Eine Arena, die groß genug war und so lag, dass Boxfans aus ganz Europa anreisen konnten, um die Börse zumindest teilweise zu finanzieren. Schließlich wurde er in Amsterdam fündig. Es gab nahe der Stadt einen alten Lunapark, den die Veranstalter in eine riesige Boxarena umbauen wollten. Es hätte keinen besseren Eröffnungskampf geben können als eine Schwergewichtsweltmeisterschaft. Der Innenraum der Arena würde 1 000 Quadratmeter messen, Tribünen sollten sich an allen Seiten hochranken und die Bestuhlung variabel aufgestellt werden können. Wenn hier nicht geboxt würde, sollten Fußballspiele stattfinden. Der Handel war schnell perfekt, der Bau der Arena konnte beginnen, Rothenburg ließ Plakate und Eintrittskarten in jeder europäischen Sprache drucken und in die einzelnen Länder schicken. Die Karten gingen Wochen vor dem Kampf in Stapeln weg. Und mit dem Verkauf der Filmrechte konnte Rothenburg sogar hoffen, ein paar Mark für sich selbst zu verdienen.

Baer musste sich, nachdem er den Vertrag für diesen Kampf unterschrieben hatte, Kritik in den USA anhören. Er quittierte sie mit den Worten: »Jeder Punch, den ich Schmeling ins Gesicht hau, ist einer in das Gesicht von Adolf Hitler.« Baer musste zuvor nur noch seine Pflichttitelverteidigung gegen den kranken Hafenarbeiter Braddock hinter sich bringen, den Schmeling als Gegner nicht akzeptiert hatte. Die *Madison Square Garden Corporation* hatte ihn Baer vorgesetzt, weil dieser seinen Titel seit ziemlich genau einem Jahr nicht mehr ver-

teidigt hatte und sie noch mal am Weltmeistertitel verdienen wollten. Am Abend des 13. Juni, wenige Stunden bevor Baer gegen Braddock in New York in den Ring stieg, schlenderte Rothenburg durch Amsterdam, nachdem er die Fortschritte beim Bau der Arena begutachtet hatte. Völlig entspannt legte er sich in seinem Hotel zum Schlafen und fragte am nächsten Morgen beim Pagen nach, wer denn den Kampf gewonnen hätte. Die Antwort lautete: James J. Braddock, nach Punkten, am Ende von 15 Runden. Max Baer war nicht mehr Weltmeister, die Verträge waren wertlos, der Umbau der Arena sinnlos geworden. Rothenburg konnte wieder von vorne beginnen.

Schmeling hatte sich verschätzt. Hätte er den Kampf gegen Braddock, der wegen seines sagenhaften Comebacks von nun an »Cinderella Man« genannt wurde, akzeptiert, so hätte er als Nächster gegen Baer kämpfen dürfen. Er hätte sehr wahrscheinlich beide geschlagen. Nun war der Titel wieder in weite Ferne gerückt, denn die NYSAC und die *Madison Square Garden Corporation*, gewarnt durch Rothenburgs Aktivitäten, taten nun alles, um Braddock nicht gegen Schmeling antreten zu lassen und den Titel bei sich im Land zu halten.

So kam es stattdessen am 7. Juli zu einem dritten, entscheidenden Aufeinandertreffen mit Uzcudun. Uzcudun, inzwischen 36 Jahre alt, hatte seit einem Jahr, seit ihrem Unentschieden in Barcelona, wieder sein Leben als Frührentner aufgenommen, war aber für eine gute Börse immer noch bereit, die Handschuhe überzustreifen. Die Begegnung wurde eine Kopie der ersten zwei Kämpfe. Inzwischen war Uzcudun ein bisschen zu alt und Schmeling ein bisschen zu ausgefuchst, als dass die beiden sich noch hätten überraschen können. Die Veranstaltung wurde ein Flop. Statt der erhofften 70 000 Zuschauer kamen nur etwa 35 000 in das Berliner Poststadion. Über zwölf Runden griff Uzcudun an, und Schmeling konterte ihn aus. Ab Runde acht konnte Schmeling ihn treffen, wie er wollte, zum Teil mit vollen, harten rechten Schlägen, die einen Fußball zum Platzen gebracht hätten. Aber Uzcudun fiel nicht. In Runde zehn konnte Schmeling eine Rechte landen, die Uzcuduns Standfestigkeit auf eine harte Probe stellte. Das Publikum sprang auf vor Begeisterung, aber die Sekun-

danten in Uzcuduns Ecke grinsten nur, denn sie wussten: Er fällt nicht. Er fällt nie. Tatsächlich blieb Uzcudun bis zum Ende dieses Kampfes stehen, und Schmeling siegte deutlich nach Punkten. Nicht nur, weil diesmal andere Punkttrichter am Werk waren. Es wurde Zeit für Uzcudun, mit dem Boxen endgültig aufzuhören.

Die Reichshauptstadt Berlin hatte die Schirmherrschaft für diesen Kampf übernommen. Das stellte sich als Fehler heraus: Die Stadt musste für die Gagen bürgen, und da zu wenig Zuschauer gekommen waren, konnte der Veranstalter Fritz Rolauf für die Börsen nicht auftreten. Also musste die Stadt für ihn einspringen. Der Staatskommissar Julius Lippert hatte Uzcudun dessen Börse von 35 000 Reichsmark bereits vor dem Kampf ausgezahlt. Nun wollte Lippert die Gage für Schmeling kürzen, aber da verstand dieser keinen Spaß. Er reichte Klage ein, um sein Geld zu bekommen. Die Parteien konnten sich schließlich darauf einigen, dass Schmeling immerhin 35 000 Reichsmark seiner ursprünglich höher vereinbarten Börse erhalten sollte, genauso viel wie sein Gegner. Aber durch diese Klage hatte sich Schmeling natürlich nicht gerade neue Freunde gemacht.

Im Landesarchiv Berlin gibt es eine stenografische Aufzeichnung über die Beratung der Ratsherren der Hauptstadt, in der Schmeling als »jüdischer Börsenjobber« bezeichnet wird, außerdem wird ihm Landesverrat und Geldgier vorgeworfen. Einer der Beteiligten empfahl Schmeling, »sich einer Korrektur im Konzentrationslager unterziehen zu lassen«. Und weiter hieß es: »Ich bin überzeugt davon, dass auch auf einen so robusten Menschen wie Schmeling vier Wochen Konzentrationslager mit Frühsport – mit Frühsport allerdings in etwas anderer Form, als es die Herren Boxer gewöhnt sind – vielleicht etwas korrigierend und bessernd wirken.« Diese Einlassung brachte einigen Zuspruch der Anwesenden mit sich. Der entscheidende Einwurf, der dazu führte, dass Schmeling schließlich etwas von seinem Geld bekommen sollte, war, »dass Herr Schmeling den seltenen Vorteil hat, des Öfteren beim Führer zu Gast zu sein, ... ebenso wie er im Reichspropagandaministerium ein gern gesehener Guest ist«. Kurzum: Schmeling war auch außerhalb eines Boxrings niemand, mit dem man

sich gerne anlegen mochte. Zu gut waren seine Kontakte zu Hitler und Goebbels.

Im September war Schmeling einer der Stargäste auf dem Reichsparteitag. Hitler hielt unter anderem eine Rede über die Erziehungspolitik der Nationalsozialisten, die eine Erziehung zur körperlichen und kämpferischen Tüchtigkeit der Jugend in den Mittelpunkt stellte. Da durfte der deutsche Boxweltmeister natürlich nicht fehlen. Dieser »Reichsparteitag der Freiheit« blieb in der Geschichte vor allem durch eines haften: die Verkündung der »Nürnberger Gesetze«. Zum »Schutz der deutschen Ehre und des deutschen Blutes« wurden Heiraten zwischen Deutschen und Juden (nach der Begriffswelt der Nazis) verboten, bereits geschlossene Ehen wurden annulliert. Auch außerehelicher Verkehr zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen wurde verboten. Juden mussten fortan in der Öffentlichkeit den Davidstern tragen. Die ganze Palette der Monstrositäten, die Juden zum Teil schon ertragen mussten, die aber vor allem noch folgen sollten, wurde dem deutschen Volk hier hinterbracht. Da Schmeling ein Star des Deutschen Reiches geworden war, legte man besonderen Wert darauf, dass er, wie einige andere Prominente, an Propagandaveranstaltungen der Nazis teilnahm. Schmeling verteidigte sich später, dass er als Sportler keinerlei politischen Einfluss hatte. Das stimmt wohl, entlastet ihn aber nicht von dem Vorwurf, in Deutschland wie im Ausland der Propaganda der Nazis nützlich gewesen zu sein. Und auch wenn Hans von Tscharmer und Osten nun ein Feind Schmelings geworden war, so wollte der Reichssportführer doch nicht auf die Propagandawirkung des deutschen Boxers verzichten.

Arno Breitmeyer, Pressreferent von Hans von Tscharmer und Osten, bat Schmeling zu sich, um über die Olympischen Spiele 1936 in Berlin zu reden. Die USA zögerten mit ihrer Teilnahme. Und die Reichssportführung war besorgt, dass die größte Sportmacht der Welt nicht an ihren Spielen teilnehmen würde und so die zu erwartenden Erfolge der deutschen Sportler wertlos wären. Die Spiele hätten dann ihre propagandistische Wirkung verfehlt. Breitmeyer bat Schmeling, bei seinem nächsten Besuch in den USA Stimmung für die Deutschen

zu machen. Er gab dem Boxer einen Brief des deutschen NOK-Präsidenten Dr. Theodor Lewald mit, den Schmeling Avery Brundage, dem Vorsitzenden des US-NOK übergeben sollte, um die Amerikaner zu überzeugen. Die Entsendung Schmelings war keine Idee der Deutschen gewesen – das amerikanische NOK hatte um Hilfe gebeten. Brundage war zunehmend isoliert mit seiner Meinung, dass die Spiele in Deutschland nicht boykottiert werden sollten. In einem Brief hatte das amerikanische NOK den deutschen Kollegen nun die Idee der Entsendung eines Botschafters unterbreitet. Namentlich baten sie um den Tennisspieler Baron Gottfried von Cramm und um Max Schmeling.

Sie waren die beiden bekanntesten deutschen Sportler in Amerika. Gottfried von Cramm, der »Tennisbaron«, der als der beste Tennisspieler, der nie Wimbledon gewann, in die Geschichte eingehen sollte, lag den Amerikanern besonders am Herzen. Von Cramm galt als absolut fairer Sportsmann, im Davis-Cup-Turnier gegen die USA in diesem Jahr hatte er einen Punkt für den Gegner reklamiert, weil er den Ball verbotenerweise mit dem Körper berührt hatte. Kein Mensch außer ihm hatte das mitbekommen. Die Deutschen schieden bei diesem Turnier aus, aber die unbedingte Fairness von Cramms hatte Eindruck gemacht. Genau wie die stete Freundlichkeit eines Max Schmeling, der nie einen Gegner beleidigt hatte. Was in Deutschland nicht mehr zu übersehen war, erregte in Amerika zusehends Besorgnis. Wie konnten jüdische und schwarze Athleten bei den Olympischen Spielen in Berlin antreten, wenn Menschen derselben ethnischen Herkunft im Gastgeberland geächtet und misshandelt wurden?

Max Schmeling reiste nach New York und mietete sich im »Hotel Commodore« ein, wo am nächsten Tag das Exekutivkomitee der *Amateur Athletic Union* tagen sollte. Brundage erschien persönlich in Schmelings Zimmer, mit einem Koffer voller Zeitungsausschnitte, die US-Journalisten und Korrespondenten über die verheerende Lage der Juden in Deutschland geschrieben hatten. »Was sagen Sie dazu?«, fragte er Schmeling besorgt. »Alle Amerikaner werden gleichberechtigt behandelt, wir Sportler garantieren dafür«, erwiederte Schmeling.

Er konnte den Mitgliedern des Komitees aus vollem Herzen versprechen, dass weder schwarze noch jüdische Sportler in irgendeiner Form diskriminiert würden, wenn sie zu den Spielen nach Berlin reisten. Hitler selbst hatte ihm diese Botschaft mit auf den Weg gegeben, und er vertraute darauf. Jahre später sollte Schmeling sein Engagement als »grenzenlose Naivität« bezeichnen. Die Resolution, die eine Teilnahme der US-Sportler verhindert hätte, wurde mit knapper Mehrheit gestoppt. Und Brundage verschanzte sich hinter der These: »Sport darf nichts zu tun haben mit Rassenfragen und Politik.«

Dass das US-NOK seine Entscheidung von der Zusicherung Schmelings abhängig gemacht hatte, darf bezweifelt werden. Ohne Zweifel aber erfüllte er seine Mission im Auftrag des Führers, Stimmung für die Olympischen Spiele in Deutschland zu machen. Nun konnte er seinen persönlichen Interessen nachgehen: seiner zweiten Chance auf einen Weltmeisterschaftskampf. Gemeinsam mit Machon war er in die USA gereist, um einen möglichen nächsten Gegner zu studieren, mit dessen Management Jacobs in Verhandlung stand. Sein alter Widersacher Uzcudun stand mit einem neuen Mann im Ring, den man für ein überragendes Talent hielt. Schmeling sollte dessen nächster Gegner werden, wenn Uzcudun erst mal bezwungen war. Dreimal hatte Schmeling Uzcudun nicht k.o. schlagen können – nun wurde er Zeuge, wie Uzcudun, der noch nie in seiner Karriere k.o. gegangen war, von dem neuen Mann bereits in der vierten Runde bewusstlos geschlagen wurde, so vernichtend, dass er danach nie wieder in den Ring steigen sollte. Der Name des jungen Talents war Joe Louis.



Auszug aus *Meine Methode des Boxens* von Georges Carpentier:

»Es gibt viele Kniffe, die man sozusagen als Vorspiel im Ring zum Besten geben kann, alle schaden dem Gegner. Ihre Anwendung sei dem schauspielerischen Talent des Einzelnen überlassen. Sie müssen aber dem Glauben an die eigene Fähigkeit, den Gegner schlagen zu können, entspringen. Lebt dieser in einem

Mann, so scheint sich dies in jeder seiner Bewegungen kundzutun, vor allem in jenem furchtlosen Blick vorausahnenden Triumphs, der sich auf die eine oder andere Weise seinem Gegner mitteilt. Was diese geheime Kraft ist, vermag ich nicht zu erklären, ich weiß aber, dass sie existiert.

Oft genügt schon der Ruf eines Mannes, ihn einen Kampf gewinnen zu lassen. Seine Gegner, die nur des Geldes wegen boxen, nehmen freiwillig die erwarteten Hiebe hin, nur um die Sache bald hinter sich zu haben. In solchen Fällen könnte der Verlierer, wenn er den Glauben an seine Fähigkeiten besäße, den Mann mit dem großen Namen zu besiegen, dies oft auch tatsächlich vollbringen.«

KAPITEL 17

Der Kampf des Jahrhunderts

»Joe Louis im Ring gegenüberzustehen und zu wissen,
er will früh nach Hause kommen.«

*Max Baer, ehemaliger Schwergewichtsweltmeister,
auf die Frage, was Angst für ihn bedeutet*

Das Erscheinen von Joe Louis' verglichen die Boxexperten meistens mit dem Eintreten von Naturereignissen. Louis schlug seine Gegner nicht nur, er vernichtete sie, deklassierte sie, löschte sie aus. Sie waren nachher nicht mehr die Männer, die zu ihm in den Ring gestiegen waren. Nicht nur ihr Selbstbewusstsein war angeschlagen, sie hatten meistens auch die Grenzen ihrer eigenen Leidensfähigkeit kennen gelernt. Er teilte die gesamte Schwergewichtsszene in solche, die er zerschmettert hatte, und solche, die noch nicht gegen ihn gekämpft hatten. Und die zweite Gruppe wurde stetig kleiner.

Seine Karriere als Profiboxer hatte am 4. Juli 1934, also vor etwa zwei Jahren begonnen, kurz bevor Schmeling auf der ersten deutschen Großveranstaltung Walter Neusel geschlagen hatte. Schmeling hatte seitdem zwei Kämpfe absolviert, um sich wieder für eine Weltmeisterschaft in Position zu bringen. Louis hatte in der gleichen Zeit 26 Kämpfe bestritten, alle gewonnen, die meisten durch k.o. in den ersten Runden. Er hatte mit schwachen Aufbauegnern angefangen und sich dann rasch durch die Weltrangliste nach oben geboxt. Seine Manager und sein Trainer bauten ihn nicht einmal sehr behutsam auf, sie ließen ihn einfach alles niederschlagen, was sie buchen konnten.

Als er allein im zweiten Halbjahr 1934 zwölf schwächere Ranglistenboxer besiegt hatte, konnte man seine Klasse kaum abschätzen. Aber nun hatte er angefangen, ehemalige Weltmeister auseinander zu nehmen. Ganz Amerika sprach von diesem Boxwunder. Und all dies

hatte sich in atemberaubender Geschwindigkeit abgespielt. Als der Halbschwergewichtsboxer Tommy Loughran nach einer viermonatigen Boxtournee aus Südafrika wieder in New York ankam, wurde er gefragt, was er von Louis und dessen Chancen gegen die beiden Ex-weltmeister Carnera und Baer halten würde. Loughran hatte zuvor schon gegen Carnera geboxt und verloren. Loughran sah den Reporter des *Evening Standard* ratlos an: »Joe Louis, wer ist das?«

Der Italiener Carnera war am 25. Juni 1935 dran. Es wurde ein weiteres Schlachtfest. Am Ende von Runde fünf war Carnera schon durch viele Cuts und Schwellungen gezeichnet und wollte nach einem rechten Haken klammern. Louis schleuderte ihn in die Seile, um ihn sich für weitere Attacken zurechtzustellen. Carnera, über 20 Kilogramm schwerer und 20 Zentimeter größer als Louis, nuschelte mit blutverschmiertem Mund: »Ich sollte das mit dir machen.« Dann begann Louis, sein Werk zu beenden. Er schickte Carnera in der sechsten Runde dreimal zu Boden, bevor dieser, am Seil festgeklammert und mit zitternden Knien, für k.o. erklärt wurde.

King Levinsky wurde einen Monat später von Louis k.o. geschlagen. Nach zwei Minuten und 21 Sekunden war er bereits dreimal zu Boden gegangen und flehte den Ringrichter in den Seilen hängend an: »Lass ihn nicht weiter schlagen. Ich habe genug.«

Eineinhalb Monate später kam Max Baer an die Reihe. Baer, dessen Mut und Härte seine Mängel in Technik und Disziplin immer ausgeglichen hatten, musste angeblich von seinen Betreuern aus der Kabine gezerrt werden, weil er ahnte, was ihm bevorstand. Baer war noch nie in seiner Karriere zu Boden gegangen, aber in der vierten Runde gegen Louis musste er gleich dreimal runter. »Er hat mich 18-mal getroffen, als ich bereits am Fallen war«, erinnerte Baer sich später an den letzten Niederschlag. Baer hatte ein Kämpferherz, aber er wusste auch, wo seine Grenzen lagen. Er blieb nach dem dritten Niederschlag liegen. »Ich hätte es vielleicht noch mal geschafft aufzustehen, aber wenn ich schon hingerichtet werde, müssen die Zuschauer mehr als 25 Dollar bezahlen, um dabei zu sein.«

Inzwischen füllte der Name Joe Louis das *Yankee Stadium* in New

York mit über 80 000 Zuschauern, obwohl es gegen Baer nicht einmal um einen Ausscheidungskampf ging. Selbst der WM-Kampf zwischen Baer und Braddock hatte weniger Zuschauer angelockt. Louis war eine Sensation geworden. Der Sieg gegen Baer hatte ihm nichts abverlangt. Wenn er gegen die Weltklasseboxer in den Ring stieg, war es, als würde er lockeres Sparring machen. Seine schnellen Haken schlagend, drang er auf die Männer ein und schickte sie einen nach dem anderen in Rente, ohne sich dabei selbst zu verausgaben. Allen Beobachtern war inzwischen klar, dass Louis ein Jahrhunderttalent war, auch Schmeling und Machon mussten das anerkennen, als sie seinen Sieg gegen Uzcidun sahen. Als Louis den Basken zu Boden schlug, schien es, als klebe dieser mit den Sohlen am Boden, während sein Oberkörper in die Horizontale schnellte – so hart war der Treffer. Aber Schmeling, dem immer vorgeworfen wurde, dass er seine Kämpfe zu analytisch, zu kalt führte, hatte den Eindruck, Schwächen bei seinem zukünftigen Gegner entdeckt zu haben, die er zu eigenen Stärken machen könnte.

In Amerika wurde Schmeling als ausgemusterter, wenn auch sympathischer Exweltmeister angesehen. Er hatte seinen Titel bereits vor über drei Jahren verloren, war anschließend gegen Baer untergegangen und dann nach Europa verschwunden. Er würde eine weitere Station im dichten Terminplan von Louis werden, der nach Jack Johnson der zweite schwarze Boxweltmeister werden sollte. Aber Schmeling sah das ganz anders: Nach all den Jahren, die er dem Titel hinterhergejagt war, wollte er sich mit einem Sieg gegen Louis endgültig für einen Kampf gegen Braddock, den Weltmeister, qualifizieren. Als die Journalisten am Rande des Louis-Uzcidun-Kampfes auf Schmeling einstürmten und ihn fragten, wie er sich denn angesichts dieses unschlagbaren Gegners fühlte, strahlte er Siegesgewissheit aus. »I've been somzing«, sprach er mit seinem teutonischen Akzent in die Mikrofone, »but I won't tell.«

Schmeling hatte tatsächlich etwas gesehen. Zurück in Deutschland, machten er und Machon sich an die Analyse. Louis war ein perfekter Kämpfer, er war muskulös, aber nicht übertrainiert, er hatte eine un-

glaubliche Bewegungsbegabung und genug Trainingseifer, um das Gelehrte auch konditionell umzusetzen. Seine geraden Schläge waren nach den wenigen Jahren, die er boxte, nicht besonders präzise, aber sie waren höllisch schnell und hart, links wie rechts. Seine Haken, kurz und ansatzlos geschlagen, sahen aus, als könne er damit Bäume fällen. Obendrein schlug er fast nie einzelne Schläge, sondern immer Kombinationen. Einer Geraden zum Kopf ließ er zwei Haken zum Körper und einen weiteren Haken zum Kopf folgen – seine Gegner fühlten sich nach solchen schnellen Schlagwechseln, als seien sie in einen Verkehrsunfall verwickelt worden. Dabei blieb Louis locker und bewegte sich entspannt im Ring.

Aber jeder Mensch hat eine Schwäche. Louis' Schwäche war nur klitzeklein: Wenn er die linke Gerade ein paarmal hintereinander schlug, dann führte er sie anschließend nicht mehr sauber zum Kinn zurück, sondern ließ die Hand ein wenig hängen und zog sie dann erst von Bauch- auf Kinnhöhe hoch. So war er für einen kurzen Moment ungedeckt – Wahrscheinlich war die Deckung nicht mehr notwendig gewesen, es kam meistens keine Gegenwehr. Genau hier sah Schmeling die Lücke für seinen berühmten Konterschlag. In dieser Millisekunde wollte er seine harte Rechte platzieren. Ein solcher Schlag in den offenen Angriff eines Gegners ist vernichtend, aber er ist auch schwer auszuführen, man braucht ein gutes Auge dafür, Übersicht, perfektes Timing, viel Erfahrung. Das wiederum waren Schmelings Stärken. Machon ließ die Filmaufnahmen der vergangenen Kämpfe von Louis in langsamer Geschwindigkeit abspielen. Nun gingen Schmeling und Machon daran, Louis' Kampfstil anhand der Aufnahmen zu studieren.

Währenddessen veränderte sich die Welt um Schmeling herum weiter. Die »Sportbar Roxy« in Berlin, von seinem Freund Heinz Ditgens betrieben, war zu Schmelings Lieblingsanlaufstelle geworden, auch wenn er nie Alkohol trank. Außerdem wurde die Bar gleichzeitig zu einer Art Vermisstenzentrale. Ditgens gehörte zu den Ersten, die erfuhrn, dass Carl von Ossietzky im Konzentrationslager saß. Kurt Tucholsky, Mitarbeiter bei von Ossietzkys *Weltbühne*, nahm sich am 9. Dezember des gleichen Jahres im Exil in Schweden das Leben.

Auch von diesem Selbstmord erfuhr Schmeling in der »Sportbar«. Ditgens berichtete Schmeling auch, dass sich dessen ehemaliger Förderer Flechtheim abgesetzt hatte. Schmeling wusste also sehr genau, was in Berlin und dem übrigen Deutschland los war. »Nach dem Kriege haben viele in einer vielleicht unbewussten Selbsttäuschung behauptet, sie hätten von alledem nichts gewusst. In Wahrheit haben wir es alle gewusst. Dass es in Deutschland Konzentrationslager gab, war kein Geheimnis«, schreibt er über diese Zeit in seiner Autobiografie.

In New York entwickelten sich die Dinge inzwischen zu Schmelings Gunsten. Die *Madison Square Garden Corporation*, die sich lange gegen einen erneuten Kampf Schmelings um die Weltmeisterschaft gewehrt hatte, verlor an Macht. Mit dem Zugpferd Joe Louis war der *20th Century Boxing Club* nach oben gekommen, ein Boxveranstaltungsunternehmen, gegründet und betrieben von einem Mann namens Mike Jacobs, der mit Schmelings Manager Joe Jacobs nicht verwandt war. Mike Jacobs hatte als Kartenverkäufer angefangen. Sein Aufstieg begann, als der Garden den Fehler machte, zu einer Zeit, als durch eine Reihe schwacher Weltmeister ohnehin das Publikumsinteresse sank, die Anteile für die Milchfonds zu senken.

Drei Hearst-Journalisten, Edward J. Frayne, Sportredakteur des *New York American*, Bill Farnsworth, Sportredakteur des *New York Journal*, und Damon Runyon, ein bekannter Kolumnist, waren dadurch auf die Idee gekommen, die Macht, die ihnen die Hearst-Presse verlieh, zu eigenen Zwecken zu nutzen. Sie gründeten ein Boxveranstaltungsunternehmen und berichteten über dessen Kämpfe. Sportjournalisten waren damals keine investigativen Reporter. Sie enthüllten nichts, sondern verkündeten meist, was ihnen aufgetragen wurde, und in den Sportressorts wurde vor allem an Heldenepen gedichtet. Es war also kein großer Schritt für die drei Herren, gleich Politik in eigener Sache zu machen. Um den Schein zu wahren, wandten sie sich an Mike Jacobs, der als Strohmann die Geschäfte leiten sollte. Mike Jacobs war es auch, der Louis entdecken sollte. Denn es genügte nicht, eine Veranstaltungsagentur zu haben und die wichtigsten Zeitungen hinter sich zu bringen. Es musste ein Kämpfer her, mit dem

man durch die Weltranglisten kam. Die meisten weißen Boxer waren bereits vertraglich gebunden. Aber ein junger Schwarzer wie Joe Louis musste jede Chance annehmen, die sich ihm bot.

Mike Jacobs war auf Louis aufmerksam geworden, weil Nat Fleischer, Chefredakteur des *Ring Magazine*, über den Wunderboxer schrieb. Als Jacobs 1935 die ersten Geschichten von Louis hörte, war dieser gerade mal 21 Jahre alt, hatte aber bereits 17 Siege in 17 Kämpfen errungen, 14 davon durch k.o. Louis' Trainer Jack Blackburn, ein schwarzer Exboxer, wusste, wie schwer es für einen schwarzen Schwergewichtler werden würde, Anerkennung zu finden, wenn er nicht überzeugend gewinnen konnte, und stellte Louis darauf ein. Als Mike Jacobs bei Louis' Manager John Roxborough anrief, kam er gerade recht. Zuvor hatte Jimmy Johnston vom *Madison Square Garden* seine Chance vertan. Er hatte angedeutet, er könne Begegnungen für Louis organisieren, wenn dieser abgesprochene Kämpfe annehme. »Ich kann Ihrem Jungen helfen, aber er ist ein Nigger, er kann nicht jedes Mal gewinnen, wenn er in den Ring steigt«, sagte er angeblich zu Roxborough; nicht wissend, dass Roxborough selbst schwarz war. Damit war das Gespräch beendet.

Mike Jacobs hingegen »hatte keine Vorurteile wegen der Hautfarbe eines Mannes, wenn er grüne Scheine mit ihm machen konnte«, fasste Louis es später einmal zusammen. »Grüne Scheine« waren natürlich Dollarnoten. »Wollen Sie Ihren Jungen im Sommer in New York für mich und den Milchfonds boxen lassen?«, fragte Jacobs Roxborough.

»Mister Jacobs, auf diese Einladung haben wir gewartet!«

Sie hatten Louis bisher nicht in New York boxen lassen, um die Presse nicht gegen ihren Mann aufzubringen. Stattdessen hatte Louis oft in Chicago geboxt und in seiner Heimat Detroit, wo es eine riesige schwarze Gemeinde gab, die sich gerne ein paar Dollar absparte, um einen schwarzen Schwergewichtler kämpfen zu sehen. Als Roxborough und Blackburn persönlich nach New York kamen, um mit Mike Jacobs über Kämpfe für ihren Schützling zu verhandeln, wollte Jacobs seinen Ohren kaum trauen: »Wir wollen gerne Carnera haben.

Sieht aus wie ein guter Kampf, und wir können ihn schlagen», behaupteten Louis' Vertreter.

Boxduelle leben immer von der Identifikation durch die Zuschauer. Je mehr und je größere Konflikte die Boxer im Ring verkörpern können desto besser verkauft sich der Kampf. Im Sommer 1935 hatte Mussolini gedroht, Äthiopien zu überfallen. Obwohl die meisten Schwarzen in Amerika vorher kaum etwas von Äthiopien gehört hatten, würden ihre Sympathien bei einem Kampf zwischen Carnera und Louis klar verteilt sein, wenn sie davon hörten, dass Äthiopiens Kaiser Haile Selassie der schwarze Herrscher eines unabhängigen schwarzen Landes war. Da Carnera aus Italien kam und schon für Mussolini geboxt hatte und Louis ein Schwarzer war, wusste Mike Jacobs, dass er jede Arena in New York mit dieser Begegnung füllen könnte.

Nachdem der Kampf Carnera-Louis ohne die befürchteten Ausschreitungen über die Bühne gegangen war und auch in Louis' Camp, trotz Drohungen des Ku-Klux-Klan, keine Zwischenfälle aufgetreten waren, konnten auch die Kämpfe mit Baer und Uzcudun in New York stattfinden, und sie waren sehr gut besucht. Der *Madison Square Garden Corporation* schwammen die Felle davon. In Deutschland wurden Riesenkämpfe mit Ranglistenkämpfern aufgezogen, in den USA mischte der *20th Century Boxing Club* das Geschäft durcheinander, und der neue Weltmeister, James Braddock, der mit seinen empfindlichen Fäusten und seiner bereits zweimal gebrochenen und schlecht verheilten rechten Hand Baer hatte schlagen können, würde nicht in den Ring steigen, bevor nicht ein klarer Herausforderer feststand, der eine große Börse versprach. Braddock wusste, dass er mit seinen Knochen nur noch einen Zahltag haben würde. Er wartete auf den besten Gegner dafür.

So war also der beste Kampf, den es 1936 für den *20th Century Boxing Club* zu organisieren gab, der Ausscheidungskampf zwischen Joe Louis, dem 21-jährigen Talent, und Max Schmeling, dem 31-jährigen Veteranen aus Deutschland. Keine sensationelle, aber eine solide Begegnung. Und anders als die Leute von der *Madison Square Garden Corporation* hatte Mike Jacobs keine schlechten Erfahrungen mit Schmeling gemacht.

Im Frühjahr begann Schmeling seine Reisevorbereitungen. Er hatte bereits mit leichtem Aufbautraining begonnen, er hielt sich fit, auch zwischen den Kämpfen, und hatte viel taktische Arbeit geleistet, vor allem bei der Analyse mit Machon. Am 15. April war er mit Anny Ondra noch mal gemeinsam beim Ehepaar Goebbels zu Gast, mit denen sie sich angefreundet hatten. Am 15. April notiert Joseph Goebbels in sein Tagebuch: »... noch lange mit Gräfin Helldorf und den Schmelings. Schmelings sind ganz aufgetan und erzählen von ihrem Leben und Treiben. Er fährt nach Amerika, um mit Louis zu boxen. Alles Gute!« Vier Tage später, Schmeling war schon auf dem Weg nach Amerika, war Anny Ondra allein bei den Goebbels zu Gast. Goebbels notiert am 19. April: »Abends noch Arbeit. Frau Ondra bleibt bei uns zur Nacht. Ich gehe früh schlafen.« Eine Woche später war sie wieder da: »Nachm. Schwanenwerder. Frau Ondra da. Mit ihr geplaudert und gelacht. Sie ist so herrlich und naiv.«

Schmeling war unterdessen in Amerika angekommen und hatte sein neues Camp bezogen in Napanoch im Staat New York, etwa 200 Kilometer vor der Stadt. Allerdings waren diesmal die Journalisten nicht so zahlreich anwesend wie bei seinen früheren Kämpfen in den USA. Napanoch war weit weg von New York, und Louis war der interessantere Mann. Schmeling bereitete sich penibel vor und trainierte noch länger und konzentrierter als früher. Er wusste, dass er vielleicht dem besten Gegner in seiner Karriere gegenüberstehen würde. Aber er war auch sicher, dass absolut jeder Boxer zu schlagen sei.

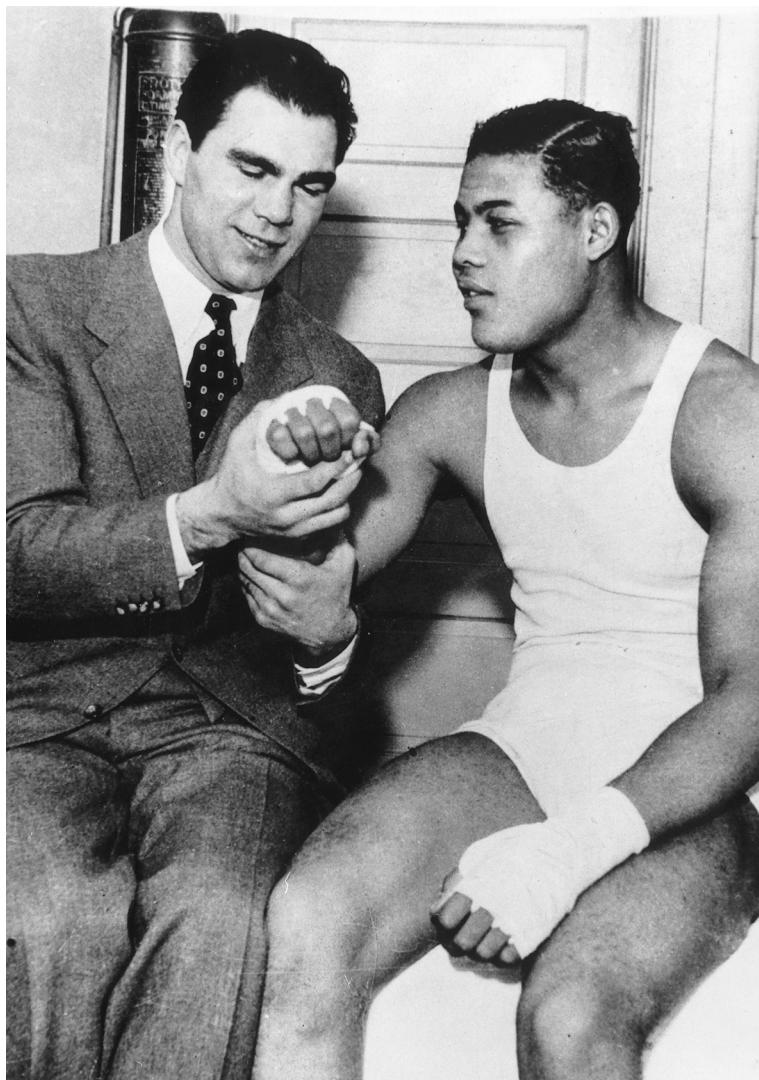
Um sich auf Schmeling vorzubereiten, hatte Louis' Trainer diverse erfahrene Boxer engagiert. Sie waren geübte Schläger, die wussten, wie sie sich schützen und wie sie zurückschlagen mussten. Doch nach ein paar Tagen musste Blackburn die üblichen Gagen von 25 Dollar am Tag auf 15 Dollar pro überstandene Runde erhöhen, um gute Leute für Louis zu bekommen: so sehr verprügelte dieser seine Übungspartner. Über dem Eingang zum Camp hing ein Schild mit der Aufschrift »Hier trainiert Joe Louis«. Richtungspfeile wiesen die Besucher an den Ring. An manchen Tagen waren etwa 3 000 Zuschauer in Lakewood, was die Einwohnerzahl des kleinen Örtchens praktisch

verdoppelte. Auch Frauen waren als Besucher am Ring zugelassen – besonders prekär, weil Louis sich durch die Anwesenheit von Frauen leicht ablenken ließ. Roxborough bat schließlich Joes Frau Marva ins Camp zu kommen, um die Ablenkung auf eine Frau zu beschränken.

Der Kampf wurde so aufgeheizt, dass der Veranstaltung nirgendwo mehr zu entkommen war. Die Autofirma Buick, die sich die Radio-übertragungsrechte für den Abend gesichert hatte, druckte sogar Streichholzbriefchen, die mit dem englischen Doppelsinn des Wortes »Match« für »Streichholz« und für »Boxkampf« arbeiteten: »Tune in on the BIGGEST MATCH EVER«, wurde die Sendung beworben. In Deutschland kam man mit der Reparatur alter Radio-Apparate nicht mehr nach. Neue Geräte gab es keine mehr – sie waren bereits im Vorfeld ausverkauft. Die Gaststätten baten bei den Polizeidirektionen um eine Verschiebung der Sperrstunde für diese Nacht, Hotels und Kneipen machten Werbung mit der Liveübertragung des Kampfs.

Schon am Morgen des 18. Juni regnete es so stark, dass New York unter Wasser zu stehen schien. Schmeling verspätete sich zum Wiegen über eine halbe Stunde, weil die Straßen von Napanoch nach New York nur schwer befahrbar waren. Als er die Wiegeräume betrat, saß Louis da und spielte Mundharmonika. Für ihn war das kein besonderer Tag, einer von vielen, die er in den letzten zwei Jahren genau so verbracht hatte. Seinen Respekt vor ehemaligen Weltmeistern hatte Louis nach seinen Siegen gegen Baer und Carnera verloren. Schmeling war die Anspannung, die sich durch seine Verspätung aufgebaut hatte, unangenehm. Aber er blieb bei seiner bekannten Freundlichkeit. Er lächelte in die Runde, dass man die Pupillen unter seinen buschigen Augenbrauen kaum noch erkennen konnte, ging freundlich auf Louis zu, der neben der Waage auf ihn wartete, schüttelte ihm die Hand und sagte: »Ich hoffe, es wird ein guter Kampf.« Dann kloppte er Louis noch mal auf die Schulter, als wolle er sagen: Wir beide machen uns heute mal einen schönen Herrenabend zu zweit. Das Wieergegebnis war: Louis 90 Kilogramm, Schmeling 87,27 Kilogramm.

Der Regen wurde stärker – bei dieser Witterung war an eine Durchführung des Kampfes nicht zu denken. Das Yankee-Stadium,



Max Schmeling im Gespräch mit Joe Louis vor dem Kampf in New York im Juni 1936. Schmelings offensichtliche Freundlichkeit gegenüber seinen Gegnern vor und nach dem Kampf waren sein Markenzeichen. Wo andere Drohgebärden zur Schau stellten, schüttelte er Hände und lächelte aufmunternd.

die Kampfstätte, war eine Freiluftarena. Die Begegnung wurde um einen Tag, auf den 19. Juni verlegt. Die Zeitungen brachte das in die unangenehme Lage, noch mal einen Sportteil mit Vorberichterstattung zu diesem Ereignis vollschreiben zu müssen, ohne dass etwas passiert wäre. Die Boxer verbrachten die Nacht ihres Kampfes tatenlos in unterschiedlichen Hotels. Am nächsten Morgen regnete es immer noch. Aber gegen Mittag ließ der Regen nach. Der Kampf würde stattfinden können.

Bis zum Abend haben sich nur etwa 60 000 Menschen im *Yankee Stadium* eingefunden. 80 000 Menschen würden hineinpassen, aber das Wetter ist zu schlecht, um sich die Hinrichtung eines weiteren alten Boxers durch den Ausnahmekämpfer Louis anzusehen. Der Kampf verspricht Sensation, aber keine Spannung. Wenn man einen Dollar auf Schmeling setzte, könnte man zehn mit seinem Sieg verdienen. 2 000 Journalisten drängen sich auf 700 Plätzen. Aus Deutschland ist nur ein Reporter mitgereist: Arno Hellmis, der auch schon aus Schmelings Camp berichtet hatte. Hellmis schreibt exklusiv für den *Völkischen Beobachter* und den *Angriff* und spricht den Radiokommentar, der den Deutschen das Kampfgeschehen vorstellbar machen soll. Der *Boxsport* hat einen eigenen US-Reporter vor Ort.

Louis und Schmeling sollen jeder 30 Prozent der Nettoeinnahmen als Kampfbörse mit nach Hause nehmen. So wird jeder 125 535 Dollar verdienen. Für Schmeling eine letzte große Börse, bevor die Karriere wahrscheinlich vorbei ist. In Schmelings Kabine befinden sich um 21 Uhr Machon, Casey, Joe Jacobs. Kurz bevor Schmeling raus muss, sich dem vernichtenden Schlaghagel Louis' zu stellen, kommt Tom O'Rourke in die Kabine, ein Boxfossil, ein 80-jähriger Promoter, der noch ein paar Ratschläge loswerden will, die eigentlich niemand hören möchte. O'Rourke hat Schmeling schon im Camp besucht, und mag ihn. Jetzt will er Schmeling Glück wünschen, aber nach ein paar Worten bricht er in der Kabine zusammen. Jacobs und Machon legen ihn auf die Pritsche, die eigentlich für ihren Kämpfer bereitsteht.

»Dem ist nur übel«, sagt Jacobs.

»Der ist tot«, antwortet Schmeling.

Danach muss Schmeling raus in die Arena. Polizisten bahnen ihm den Weg von der Kabine in den Ring. Um zwei Minuten vor zehn steht er im Mittelpunkt, kurze Zeit später erscheint Louis. Elf Minuten später sind die Bandagen gewickelt und die Handschuhe übergestreift. Schmeling, Louis, Blackburn, Roxborough, Casey, Machon und Arthur Donovan, der Ringrichter, treten in der Ringmitte zusammen. Louis trägt einen glänzenden Seidenmantel, auf dessen Rückenfläche sein Name eingestickt wurde. Schmeling trägt den alten, melierten, hässlichen Bademantel, den er schon seit Jahren mit sich herumschleppt. Der Ringboden ist weiß, keine Bandenwerbung verunstaltet das Bild. Ein Mikrofon hängt von der Hallendecke hinab, und Donovan fasst für das Publikum nochmals die Regeln zusammen. Louis starrt, wie so oft, auf den Boden, Schmeling lächelt.

Die beiden Boxer drehen sich weg, gehen mit ihren Betreuern in die Ecken, und das Mikrofon wird zur Hallendecke hochgezogen. Machon gibt Schmeling noch einen kleinen Schluck aus der Wasserflasche. Louis' Betreuer, alle mit Strickjacken bekleidet, auf deren Rücken »Joe Louis« steht, verlassen seine Ecke, Blackburn nimmt Louis' Mantel mit. Schmeling trägt eine violette Hose, Louis trägt schwarz. Louis breitet die Arme aus, hält sich locker an den Ringseilen in seiner Ecke fest und macht ein paar schnelle Wechselschritte auf der Stelle, als würde er jemanden zum Tanz bitten. Donovan steht in der neutralen Ecke und trocknet sich die Hände noch mal an einem Handtuch ab.

Das Signal zur ersten Runde ertönt, Louis, Schmeling und Donovan kommen aus ihren Ecken. Nach drei Schritten auf die Ringmitte zu, kurz vor der Reichweite Schmelings, nimmt Louis seine Kampfhaltung ein. Seine Linke hängt auf Höhe des Hosenbunds, eine Unterarmlänge vor dem Körper. Die Rechte hält er höher, etwa im 25-Grad-Winkel zur Linken, um sie zur Deckung vor den Kopf nehmen zu können. Eine offene, aggressive Deckung ist das. Sie zeigt an, dass er sich auf seine Reflexe verlässt, dass er es gar nicht für nötig hält, seine Fäuste am Kinn zu platzieren, weil seine beste Verteidigung der

Angriff ist. Schmeling hält seine Rechte direkt unter dem Kinn. Der Handschuh ruht fast auf dem Brustbein. Die Linke streckt er weit vor den Körper. Er stochert mit ihr nach Louis. Es ist die Haltung eines Mannes, der im Unterholz mit einem Stöckchen nach einer giftigen Schlange sucht.

Die beiden treffen sich in der Ringmitte, umkreisen sich. Keiner probiert ernsthaft einen Schlag. Schmeling zuckt immer wieder zurück, lehnt sich weg, weil er ahnt, dass Louis' Rechte gleich blitzschnell angeschossen kommt. Die beiden drehen sich um 180 Grad, bis Schmeling in Louis' Ecke steht. Dann erst, nach etwa sieben Sekunden, eröffnet Louis mit einer langen linken Faust die Kampfhandlung. Schmeling zuckt kurz zurück, und Louis' Linke endet etwa zwei Zentimeter zu kurz. Schmeling lauert, aber Louis weiß nicht, auf was. Er ist irritiert. Man kann sofort erkennen, was Machon und Schmeling die ganze Zeit geübt haben: Schmeling will immer nur kurz wegzucken, wenn Louis' Linke kommt, und dann beim Zurückschnellen seine eigene Rechte ins Ziel bringen. Wie ein Gummiball, der von der Wand abprallt und seinen Werfer trifft.

Schmeling lockt Louis, deutet mit der Linken einen Schlag an, zu kurz, um Louis zu treffen, duckt ab, weil er Louis' Gegenschlag erwartet und anschließend selbst mit seiner Rechten durchkommen will. Dieser Bewegungsablauf ist das Muster, nach dem Schmeling den ganzen Kampf bestreiten wird. Er stochert weiterhin hinter Louis her, nun will Louis kämpfen. Er reagiert mit einer schnellen Kombination eines linken und rechten Hakens. Harte Schläge, beide schnell genug, um einen Gegner auszuknocken. Aber Schmeling ist nach dem ersten Schlag sofort in eine Umklammerung gegangen und bekommt vom zweiten nur noch einen Wischer über den Hinterkopf ab. So wird er es ab jetzt immer machen: Wenn Louis versucht, Schmeling mit seinen Haken zu attackieren, geht Schmeling ebenfalls auf ihn zu und verkürzt die Distanz damit so weit, dass Louis' Schläge ohne Wirkung bleiben, weil ihnen die Schwungkraft genommen ist. Schmeling schlägt in der Umklammerung noch dreimal die Rechte in Louis Magen, keine Wirkungstreffer, aber zermürbend.

Noch bevor Arthur Donovan einschreitet, trennt Louis sich von Schmeling, dreht sich aus der Umklammerung heraus. Beide tänzeln wieder in die Ringmitte zurück. Für das Publikum sieht es aus, als würde ein tapferer Ritter ohne Schwert vor einem Drachen herumhüpfen. In jeder Sekunde erwarten sie Schmelings Vernichtung. Er zuckt wieder aus der Distanz zurück, lässt Louis nicht näher kommen und springt dann plötzlich mit einem linken Haken auf Louis zu, der nicht voll trifft. Louis will ihn mit einem rechten Haken abfangen, streift aber wieder nur am Hinterkopf vorbei. Schmeling hat sich sofort wieder abgeduckt. Er zerstört den Kampf seines Gegners. Dann lösen sich die beiden wieder und tänzeln auseinander. Donovan kreist um sie herum wie ein Adler, der seine Jungen beschützt.

Jetzt setzt Louis eine seiner besten Waffen ein. Er schlägt einen langen Haken mit der Linken zum Körper, um Schmelings Deckung nach unten zu ziehen, und schlägt direkt einen linken Haken zum Kopf hinterher. Bei den Boxern, gegen die Louis bisher gekämpft hat, hat das funktioniert. Bei Schmeling nicht. Er nimmt den Körpertreffer, behält die eigene Rechte zur Deckung trotzdem oben. Schmeling schluckt die harten Schläge Louis', um die vernichtenden Folgeschläge zu vermeiden. Wieder belauern sich die beiden. Sie kippen andauernd in der Hüfte nach rechts runter, wie Spielzeugboxer, deren Mechanik hängt. Louis kann mit Schmelings Kampfführung überhaupt nichts anfangen, er wird nicht schlau aus den Aktionen des Deutschen und will endlich richtig boxen.

Sie werden getrennt. Schmeling wischt sich die Stirnhaare mit dem Handschuh zur Seite, während er Louis in die Ringmitte folgt, wo die beiden wieder ihre Kampfhaltung einnehmen und weitermachen. Louis schlägt, Schmeling duckt noch weiter ab, geht zurück, jetzt feuert Louis die erste schnelle Viererkombination zu Schmelings Kopf, es sieht perfekt aus, eine harte und schnelle Abfolge von vier Fäusten. Schmeling steht in den Seilen, geht tiefer hinter seine Deckung. Die erste Linke und Rechte kann er abblocken, die zweite Linke ist voll im Ziel, die nächste Rechte trifft ebenfalls. Das Publikum will schon applaudieren, Schmeling ist erschüttert, klammert, lässt sich nicht auf

den Schlagabtausch ein, der diesen Kampf sofort beenden könnte. Die Runde ist zu Ende. Louis hat sie klar nach Punkten für sich entschieden.

Runde zwei läuft wie die erste. Beide lauern, deuten Linke an, ohne sie entschlossen zu schlagen. Schmeling zuckt immer nach einem eigenen Angriff weg, auch wenn Louis gar nicht schlägt. Immer wieder ruft er das mit Machon einstudierte Bewegungsmuster ab. Schmeling beginnt mehr mit seiner Linken in Richtung von Louis' Gesicht zu stochern. Er deutet die Schläge nur noch an und zieht seine Faust zwischendurch gar nicht ganz zurück. Louis muss immer an seinem gestreckten Arm vorbei. Aber inzwischen stellt er sich auf Schmelings Duckerei ein, kommt, wenn Schmeling sich nach unten bewegt, immer mit einer Kombination aus linkem und rechtem Aufwärtshaken durch, die Schmeling wehtun. Louis findet langsam in den Kampf. Er arbeitet viel mit seiner Linken, trifft oft mit dem langen linken Haken auf Schmelings rechtes Auge, das langsam zuschwillt.

Nun ist Dynamik im Kampf, das Publikum bekommt zum ersten Mal den Louis zu sehen, für den es Eintritt gezahlt hat: beweglich und schnell. Er ist nun Herr im Ring, schlägt ein paar Linke, und plötzlich schießt, aus dieser geduckten Position, zum ersten Mal die Rechte Schmelings über Louis' hängende Linke hinweg und lässt dessen Kopf kurz und trocken zurückschnappen. Louis spürt diesen Schlag, aber er hat ihn nicht kommen sehen, er wirkt, als habe ihm jemand von außerhalb des Rings eine Bowlingkugel an den Kopf geworfen. Er ist konsterniert. Um seine Verwirrung komplett zu machen, ertönt in diesem Moment, eine Minute zu früh, ein Pfiff, der sich anhört wie das Signal zum Rundenende. Beide Kämpfer drehen sich um und wollen in ihre Ecken.

Arthur Donovan sieht ratlos zu den Offiziellen an der Ringseite, und Schmeling wird aus seiner Ecke signalisiert, dass die Runde noch nicht zu Ende ist. Er dreht sich sofort um, bedeutet dem fuchtelnden Donovan, dass er verstanden hat, und geht wieder auf Louis zu, der inzwischen ebenfalls ein Zeichen aus seiner Ecke bekommen hat, weiterzukämpfen. Die beiden klopfen kurz kollegial die Handschuhe

aneinander. Dann streicht Schmeling sich ein weiteres Mal die Stirnhaare zur Seite, und beide nehmen ihr Tänzchen wieder auf. Aber Louis hat sich von dem Treffer noch nicht ganz erholt. Den Rest der Runde versucht er nicht mehr, Schmeling zu attackieren. Mehrmals hat er sogar beide Hände draußen, die Abwehrhaltung eines Kindes, um Prügel zu vermeiden.

Dann ertönt das echte Rundensignal. Auf dem Weg in seine Ecke zieht Schmeling noch seelenruhig seine Hose hoch, um ordentlich auszusehen. Er weiß nun: Sein Gegner ist verwundbar. Sein Plan könnte aufgehen. Louis hingegen weiß nicht, wie ihm gerade geschehen ist. Er behauptete direkt nach dem Kampf, der Schlag in der Runde zwei habe ihn aus dem Konzept gebracht. Später korrigierte er diese Aussage auf Runde vier, aber man kann heute noch auf alten Filmaufnahmen sehen, dass nach dieser ersten harten Rechten der Kampf in den folgenden Runden nicht mehr nach Louis' Willen lief.

KAPITEL 18

Zwölf Runden für die Ewigkeit

»Es gibt immer einen, der einen anderen schlagen kann.
Ist das nicht ein hartes Leben für einen Boxer?
Immer zu wissen, da draußen ist jemand,
der mich schlagen kann?«

Angelo Dundee, Trainer von Muhammad Ali

Als Joe Louis auf Max Schmeling traf, hatte man sich schon viele Namen für den Schwarzen ausgedacht, hängen geblieben ist der »Braune Bomber«, Aber die US-Journalisten bezeichneten ihn auch als »Dark Destroyer«, »Sepia Slugger«, »Mahagony Maimer«, »The Dark Dynamiter«, »The Shufflin' Shadow«, »The Tan-Skinned Terror«, »The Chocolate Chopper«, »The Tan Tarzan of Thump« und vieles andere. Keiner dieser Namen kam ohne einen Bezug auf seine Hautfarbe aus. Louis war nicht der erste schwarze Boxer, der besser war als seine weiße Konkurrenten, aber er war erst der zweite, der es auf so eine überlegene Art war, dass man ihm eine Chance einräumte, Schwergewichtsweltmeister zu werden.

Genauso wie die Geschichte von Muhammad Ali später nicht mehr zu verstehen war ohne die Vorarbeit, die Joe Louis geleistet hatte, ist Louis' Karriere nicht zu verstehen ohne Jack Johnson. Johnson war der achte Schwergewichtsweltmeister der Geschichte und der erste schwarze Titelträger. Er erkämpfte den Titel von Tommy Burns. Burns tourte durch Europa, während Johnson ihm ständig auf den Fersen war und ihn herausforderte. Burns wollte nicht gegen Johnson kämpfen, und niemand erwartete das von ihm, weil Johnson nun mal ein Schwarzer war. Schon John L. Sullivan, der erste Schwergewichtsweltmeister des modernen Boxens, hatte Peter Jackson nie eine Chance auf einen Titelkampf eingeräumt, weil der starke Australier Jackson dunkelhäutig war. Auch Jack Dempsey war den besten schwarzen

Schwergewichtlern immer aus dem Weg gegangen. Dies wurde den Champions nie als feige ausgelegt, es wurde mit der *color line* begründet, der Rassengrenze, die niemand zu überschreiten hatte.

Als Johnson schließlich gegen Burns kämpfen durfte, hatte das den im Boxgeschäft üblichen Grund: Geld. Am Ende war Johnson so begierig auf den Titelkampf gegen Burns, dass er sich mit nur 5 000 Dollar Gage begnügte, während Burns die Garantiesumme von 30 000 Dollar bekommen sollte. Und Johnson stimmte sogar zu, dass Burns' Manager als Ringrichter fungieren durfte. Der Kampf fand am 26. Dezember 1908 in Sidney statt, Johnson schlug Burns überlegen und wurde der erste schwarze Champion. Da war Schmeling gerade drei Jahre alt und Louis noch nicht geboren.

Dass ein Schwarzer Weltmeister war, fiel in den USA zunächst gar nicht besonders auf. Der Kampf hatte schließlich in Australien stattgefunden, am anderen Ende der Welt. Aber als Johnson in die USA zurückkehrte, ließ er alle wissen, dass ein Schwarzer Weltmeister war. Johnson war ein exzenter Boxer, viele Experten wählen ihn heute noch in die Top Ten der besten Schwergewichtler aller Zeiten, aber er war vor allem auch ein Provokateur. Er verspottete seine weißen Gegner im Ring, wenn sie schon aus Mund und Nase bluteten. Er zeigte sich mit sehr jungen weißen Frauen, er grinste mit seinen Goldzähnen breit in alle Kameras, führte seine neuen Autos und schicken Anzüge vor. Wenn er öffentliches Sparring machte, wickelte er seinen Penis mit Mullbinde ein, damit er sich in der engen Trainingshose größer abzeichnete und die weißen Journalisten etwas hatten, das sie nicht schreiben durften, aber überall herumerzählen konnten. Er bediente alle weißen Klischees vom schwarzen Mann, um ihnen dann ins Gesicht zu brüllen: Ich bin der Meister, ein Schwarzer!

Jack Johnson wurde innerhalb kurzer Zeit zur Symbolfigur der Rassenkonflikte in den USA. Nachdem er alle aktiven weißen Gegner besiegt hatte, wurde Jim Jeffries, ein überragender Schwergewichtsweltmeister, der fünf Jahre zuvor zurückgetreten war, aus der Rente gebettelt, um die Ehre der Weißen gegen den schwarzen Weltmeister zu verteidigen. Jeffries war der erste Boxer, den man »Great White

Hope« nannte. Doch Johnson zerstörte die »große weiße Hoffnung« am 4. Juli 1910 in 15 Runden. Er tanzte dabei um seinen Herausforderer herum, schlug ihm die Fäuste nach Belieben ins Gesicht und lachte ihn aus, bevor er ihn k.o. schlug. Es kam zu Rassenunruhen, als das Ergebnis des Kampfes bekannt wurde. In Georgia wurden drei Schwarze, die den Sieg Johnsons feierten, von Weißen erschossen. In Texas, dem Staat, aus dem Johnson stammte, wurde einem laut jubelnden Jack-Johnson-Fan die Kehle von einem Ohr zum anderen aufgeschlitzt. In New York wurde ein schwarzer Fan Johnsons totgeschlagen. Mindestens 80 Schwarze kamen in dieser Nacht zu Tode.

Johnson wurde verfolgt, weil er sich den Regeln, die für Schwarze im Amerika dieser Zeit galten, nicht fügen wollte. Er landete vor Gericht wegen Verletzung des *White Slave Traffic Act*: Er wurde angeklagt, weil er »eine weiße Person über eine Staatengrenze hinweg befördert« hatte. Diese »weiße Person« war seine Frau. Johnson floh schließlich aus den USA, kämpfte überall auf der Welt und verlor seinen Titel, fast sieben Jahre nachdem er ihn gewonnen hatte, am 5. April 1915 in Havanna. Er behauptete später, es sei ein abgesprochener Kampf gewesen. Man habe ihm im Tausch für den Titel angeboten, mit milder Bestrafung in Amerika rechnen zu können, und Johnson wollte wieder nach Hause. Wer das Foto des k.o.s betrachtet, kann darauf erkennen, wie Johnson seine Augen mit dem Arm vor der Sonne schützt – eher unüblich für einen bewusstlosen Mann. Nachdem Johnson seinen Titel verloren hatte, war klar, dass nie wieder ein schwarzer Boxer die Chance bekommen würde, Schwergewichtsweltmeister zu werden. Die weiße Gesellschaft würde es nicht mehr zulassen, so erniedrigt zu werden.

Auch Jack Blackburn wusste das, als Julian Black und John Roxborough im Jahr 1934 in einer Boxhalle in Chicago vor ihm standen und ihn baten, einen jungen Schwergewichtsboxer namens Joe Louis zu trainieren. Blackburn, 51 Jahre alt, war selbst ein zäher und guter Boxer gewesen, der sich inzwischen als Trainer einen Namen gemacht hatte, auch wenn er bereits Alkoholiker war und Aggressionsprobleme hatte. Blackburn saß zu der Zeit, als Johnson Weltmeister war,

im Gefängnis, weil er einen Mann in einer Kneipenschlägerei erstochen hatte. Als Boxer hatte er erlebt, wie schwarze Kämpfer immer und immer wieder gegeneinander antreten mussten, weil die weißen Konkurrenten ihnen keine Chance gaben, und er hielt es für Zeitverschwendug, einen schwarzen Schwergewichtler zu trainieren. Nie würden sie den ganz nach oben kommen lassen, glaubte er.

Roxborough musste Blackburn in der ersten Zeit 35 Dollar die Woche zahlen, damit dieser sich überhaupt mit Louis beschäftigte. Aber Joe Louis war ein folgsamer Schüler. Als Blackburn nach dem Training einen Witz machte und Louis anwies, ab diesem Tag jeden Abend zur Stärkung einen Liter Rinderblut zu trinken, kam Louis noch am selben Abend zu Blackburns Appartement. »Mr. Blackburn. Ich habe noch mal über das Trinken des Blutes nachgedacht. Ich kann das einfach nicht, Mr. Blackburn. Und ich dachte, ich sage Ihnen das lieber gleich.« Louis lernte schnell, und Blackburn mochte ihn schon nach kurzem. Er wusste, dass Manager Roxborough womöglich der einzige Mann sein könnte, um den schwarzen Boxer aufzubauen. Roxborough brachte Louis bei, nie etwas Schlechtes über seine Gegner zu sagen, um nicht das weiße Amerika gegen sich aufzu bringen.

»Joe, du wirst Einladungen in Nachtclubs bekommen. Aber du darfst nie alleine in einen gehen«, machte Roxborough seinem Schützling klar. »Und vor allem darfst du nie ein Foto von dir machen lassen, auf dem du mit einer weißen Frau zu sehen bist.« Trainer Blackburn fügte hinzu: »Du darfst nie, niemals einen Kampf verlieren.« Als es losging mit den großen Kämpfen und den großen Börsen, als Louis begann, weiße Boxer zu deklassieren, da gab Blackburn ihm einen entscheidenden Rat: »Es ist verdammt schwer für einen Farbigen, nach Punkten zu gewinnen. Du musst sie ausknocken und weiter ausknocken, um weiterzukommen.« Blackburn umfasste die rechte Faust seines Schülers. »Deine Rechte muss der Richter sein«, sagte er. »Vergiss das nicht! Lass deine Rechte der Ringrichter sein!« Louis kämpfte nicht nur gegen die Vorurteile der Weißen, sondern auch gegen das Erbe von Jack Johnson.

Schmeling streicht sich wieder die Haare glatt, als er zur dritten Runde aus seiner Ecke kommt. Louis schlüpft unter einem Handtuch hervor, welches ihm seine Betreuer in der Rundenpause in den Nacken gelegt haben. Die beiden tasten sich wieder ab. Louis scheint ein bisschen durcheinander zu sein, nachdem er in der zweiten Runde schon geglaubt hatte, den Kampf an sich gezogen zu haben. Die beiden boxen nun spiegelbildlich, beide lassen die Linke hängen, die Rechte liegt vor dem Brustbein, ein lockeres Abtasten mit linken Geraden, ein Tanz umeinander herum. Dann wieder der Bewegungsgablauf: Schmeling schlenzt eine Linke heraus, zuckt zurück und schlägt anschließend, obwohl Louis nicht mal gekontert hat, die Rechte hinterher. Sie schlägt voll an Louis' Kinn ein. Der zuckt mit seinem ganzen Körper zusammen, als würde ihm der Himmel auf den Kopf fallen.

Wie alle Boxer hat Louis gelernt, bei einem Wirkungstreffer zu verbergen, wie hart er getroffen wurde. Deswegen antwortet er direkt mit einem Aufwärtshaken, der wieder in Schmelings geduckter Haltung, in seiner Doppeldeckung hängen bleibt. Schmeling löst sich, er weiß, dass er Louis empfindliche Stelle getroffen hat. Louis nimmt beide Fäuste vors Gesicht, um sich zu schützen, dann streckt er wieder wie ein Kind die Hände aus, um Schmeling in seinem Angriff zu behindern. Schmeling schlägt eine harte Rechte über die ausgestreckten Arme Louis', die trifft, wenn auch nicht so hart wie die vorangegangene.

Schmeling will nachsetzen, ist zu eifrig und stolpert seiner eigenen Linken hinterher, lässt die Deckung hängen, ein scharfer linker Haken von Louis saust in Richtung Schmelings Kopf, der seine Schulter im Reflex hochzieht, den Treffer so abfangen kann und von der Wucht des Schlages noch ein, zwei Schritte weggeschleudert wird, bevor er sich wieder fangen kann. Hätte er diesen linken Haken voll genommen, wäre Schmeling zu Boden gegangen. Louis kämpft hart weiter, eine blitzschnelle Linke schleudert Schmelings Kopf nach hinten. Louis setzt sofort mit einer Kombination nach, der Schmeling die Wirkung nimmt, indem er sich duckt, deckt und die Distanz ver-

kürzt. Louis schubst ihn von sich, will ihn im richtigen Abstand hinstellen und trifft wieder mit seiner linken Geraden. Schmeling muss harte Treffer einstecken. Louis treibt ihn vor sich her. Schmeling versucht ihnen die letzte Härte zu nehmen, indem er zurückweicht. Aber die Treffer zeigen Wirkung. Schmelings linkes Auge schließt sich weiter, schwilkt unter dem Druck der Schläge an. Als Louis ihn in die Ecke gejagt hat, duckt sich Schmeling wieder geschickt weg und klammert.

Sie lösen sich. Schmeling lässt zur Verteidigung nur noch die eigene Linke waagerecht in der Luft stehen, gerade wie ein Pfahl. Er selbst schlägt kaum noch, wenn er keine Lücke für seine Rechte sieht. Louis weiß jetzt, wie er Schmeling treffen kann. Er schlägt eine linke Gerade, unter der Schmeling sich wegduckt, und dann fängt er ihn in der Abwärtsbewegung mit einem rechten Aufwärtshaken ab. Louis trifft deutlich und sicher, er setzt nun auch mit Geraden nach. Zwei schnelle Rechte, eine seitwärts, eine aufwärts, ein linker Seithaken – Schmelings Glück ist, dass Louis nicht präzise genug trifft, sonst wäre die letzte Linke das Ende gewesen, aber sie fliegt knapp an Schmelings Kinn vorbei.

Louis setzt weiter nach, Schmelings Auge ist nun geschlossen, er kann diese schnellen Linken also nicht mehr rechtzeitig erkennen. Louis bearbeitet Schmelings Gesicht nun nach Belieben, Schmeling duckt sich manchmal so tief ab, dass er einer Ermahnung durch Donovan nur knapp entgeht. Schmeling bekommt noch ein paar Linke an den Kopf, dann ist die Runde zu Ende; sie ist klar an Louis gegangen. Auf dem Weg in seine Ecke prüft Schmeling gelassen, ob seine Nase schon blutet, indem er in den Handschuh schnaubt. Doc Casey springt in den Ring, um sich um Schmelings zugeschwollenes Auge zu kümmern.

Runde vier beginnt mit einem vorsichtigen Abtasten. Dann geht Schmeling mit einer Hakenkombination zum Angriff über. Ein Aufwärts- und ein Seithaken, Louis weicht zurück, ist irritiert. Er ist es nicht gewohnt, angegriffen zu werden. Louis' linke Gesichtshälfte beginnt anzuschwellen, die harten Rechten Schmelings zeigen bereits

Verformungen auf Louis' Gesicht. Ein Motivationsschub für Schmeling – nun hat er ein Ziel, auf das er schlagen kann.

Ducken, pendeln, lauern, Louis wird durch einen erneuten Angriff Schmelings und das anschließende Klammern wieder aus seinem Takt gebracht. Schmeling zerstört seinen Kampf. Und dann gelingt Schmeling jener optimale Schlag, den er und Machon in den Zeitlupenaufnahmen analysiert und geübt haben. Schmeling leitet ihn ein, indem er bei einem Angriff von Louis nicht mehr zurückweicht, sondern festen Stand einnimmt. Louis ist weiter in der Vorwärtsbewegung, Schmeling deutet eine Linke an, Louis antwortet mit einer Linken, lässt sie beim Zurückziehen sinken – und in diesem Moment schlägt die Rechte Schmelings ein wie eine Abrissbirne. Das alles dauert keine halbe Sekunde – eine blitzschnelle Abfolge von Bewegungen.

Das Echo von Schmelings Schlag ist bis weit in die Stuhlrreihen zu hören. Louis wackelt, seine Knie sind weich, und Schmeling geht unerbittlich hinterher. Louis verschanzt sich hinter seiner Deckung, aber Schmeling feuert ihm ein paar Aufwärtshaken hinterher, die allerdings kaum Schaden anrichten. Louis hat sich immer noch nicht von der Rechten erholt. Ein weiterer rechter Aufwärtshaken kommt voll durch, Louis taumelt weiter zurück, wieder der Fehler: Er streckt beide Hände aus, um sich den Gegner vom Leib zu halten. Schmeling schießt eine Linke ab und eine weitere harte Rechte hinterher. Louis taumelt und fängt sofort eine weitere Rechte.

Louis geht nicht mal richtig zu Boden, er knickt nur in den Knien ab, als versuche er, sich auf einen Stuhl zu setzen, der unter ihm weggezogen wird. Dann, als er versucht, aus dieser Hocke wieder aufzuspringen, versagen seine Beine, und er fällt nach hinten auf sein Steißbein. Schmeling weiß, dass die Zeit jetzt für ihn läuft, rennt in die neutrale Ecke, damit Donovan mit dem Zählen beginnen kann. Aber da ist Joe Louis schon aufgesprungen. Wieder ein dummer Fehler, denn wenn er sich die Zeit am Boden nehmen würde, könnte er sich entscheidende Sekunden länger von dem Wirkungstreffer erholen. Aber er weigert sich einfach, zu begreifen, dass er hier von diesem Mann so wirkungsvoll getroffen wurde. Und die 60 000 Zuschauer im *Yankee Stadium*



Eine winzige Schwäche Louis' nutzend, trifft Schmeling seinen Gegner in Runde vier mit einer harten Rechten und dreht den Kampf zu seinen Gunsten. Das Echo des Schlags ist bis weit in die hinteren Stuhlreihen zu hören. Diesen Schlag hatte er mit Hilfe von Zeitlupenaufnahmen früherer Kämpfe einstudiert.

können es ebenso wenig glauben. Es scheint fast schon gegen die Grenzen der Physik zu verstößen. Und wenn der Himmel über dem *Yankee Stadium* sich nun auftun, ein rosa Kaninchen erscheinen und das Ende der Welt verkünden würde – der Schrecken im Publikum könnte nicht größer sein. Noch nie war Louis in seiner Karriere als Berufsboxer am Boden gewesen – aber der Kampf ist noch nicht zu Ende.

Die Zeit vor der Begegnung mit Schmeling war die erste Zeit seit zwei Jahren für Louis gewesen, in der er so etwas wie Freizeit hatte. Er war vertraglich dazu verpflichtet worden, wie auch sein deutscher Gegner, keinen Kampf mehr anzunehmen. Das bedeutete: fünf Monate frei.

Fünf Monate, in denen Louis kosten konnte, wie sich sein kometenhaft erworbener Ruhm eigentlich anfühlte. Er hatte Geld, er war ein Star, die Frauen warfen sich ihm an den Hals, er war 21 Jahre alt und ließ nichts aus. Entgegen der öffentlichen Darstellung, die Roxborough von ihm verbreitete, die einen braven Schwarzen zeigte, der sich den Regeln der weißen Welt komplett angepasst hatte, war Joe Louis keineswegs ein Kind von Traurigkeit. Er hatte den rechten Elan für das harte Boxtraining verloren. Er verbesserte lieber sein Golf-Handicap, obwohl Trainer Blackburn ihm mehrfach erklärt hatte, dass die Schwingtechniken des Golfens nichts für die starken Schultern eines Boxers seien.

Louis hatte die besten Boxer der Welt mit Leichtigkeit geschlagen. Es gab keinen Grund, anzunehmen, dass es mit Schmeling anders laufen würde. Louis lief nicht mehr so viel, ließ das Seilspringen ganz bleiben und wollte keine Minute Pause mehr zwischen den Sparringsrunden machen, um möglichst schnell wieder auf dem Golfplatz zu sein. Obwohl jeder sehen konnte, wie schlecht Louis sich vorbereitete, waren alle so überzeugt von seiner Überlegenheit, dass sie eine Niederlage infolge von laxen Trainings nicht in Betracht zogen. Paul Gallico, einer der bekanntesten New Yorker Journalisten, veröffentlichte einen offenen Brief an Schmeling: »Warnung: an meinen Freund Max Schmeling – bleib in Deutschland. Lass dich nicht von diesem Mann niederwalzen. Er wird dir etwas antun, von dem du dich nie wieder vollständig erholen wirst. Du hast keine Chance.«

Immer noch in Runde vier: Nachdem Louis sofort wieder aufgesprungen ist, beginnt Donovan gar nicht erst mit dem Zählen. Er gibt den Kampf wieder frei, Schmeling will nachsetzen, Louis klammert, muss sich immer noch erholen. Die Zuschauermenge hat ihre Stimme wiedergefunden. Das Gebrüll aus dem nicht mal ganz gefüllten Yankee-Stadium ist noch zwei Blocks weiter zu hören. Donovan trennt die beiden Kämpfer, Louis scheint sich erholt zu haben. Er treibt Schmeling in eine Ringecke und versucht wieder, mit seinen schnellen, knalligen Haken durchzukommen, ein paar treffen, ein paar bleiben

in Schmelings Deckung hängen. Schmeling muss nun Nehmerfähigkeiten zeigen.

Aber etwas hat sich geändert: Louis hat Angst. Nicht Angst vor den Schmerzen, sondern weil er nicht weiß, was ihm passiert ist – er kann den eigenen Niederschlag nicht einschätzen. Es ist, als habe ihn der Blitz getroffen und als könne das jederzeit wieder passieren. Und Sekunden später ist es auch wieder so weit: Die Blaupause – Linke Schmeling, Linke Louis, Louis zieht tief zurück, Rechte Schmeling, die einschlägt und damit Louis' Unterkiefer vom Oberkiefer wegreißt, seinen Kopf zur Seiten schnellen und wieder zurückschnappen lässt. Louis schafft es, stehen zu bleiben, aber er geht rückwärts, weil er keinen weiteren Schlag einstecken will. Donovan geht dazwischen, als das Signal ertönt. Dies ist die erste Runde, die nach Punkten an Schmeling geht. Louis erinnerte sich später an diese Treffer so: »Es konnte einfach nicht sein, es war ein Ding der Unmöglichkeit! Ich war doch immer derjenige gewesen, der die andern zu Boden geschlagen hatte, einen nach dem andern. Noch niemals war ich so schwer getroffen worden.«

Machon redet in der Rundenpause ruhig mit Schmeling. »Du hast ihn jetzt in der Hand und den Sieg auch. Nicht leichtsinnig werden! Lass dir Zeit! Denk daran, dass er immer noch genügend Kraft hat, um eine Entscheidung zu erzwingen.« Als Schmeling in die fünfte Runde startet, ist er kalt wie das Eis, das ihm Doc Casey in der Pause auf das zugeschwollene Auge gepresst hat. Blackburn hat Louis nur geraten, endlich seinen Kampf zu kämpfen, die Sache hier zu beenden, wie er es mit seinen früheren Gegnern gemacht hat. Auch Blackburn kann nicht erkennen, dass die Treffer Schmelings einem Schema folgen. Das ist das Drama eines Kampfes – dass es kein Entrinnen mehr gibt. Man kann nicht verzögern, hintertreiben, neu absprechen. Wenn der Kampf läuft, wird er bis zum Ende geführt, und auswechseln kann man nicht.

Also kommt Louis aus seiner Ecke und beginnt sofort, harte Haken in Richtung Schmeling zu schlagen. Dann wieder: Linke Louis, Rechte Schmeling. Louis zuckt zusammen, duckt sich, geht rück-

wärts, kann nicht verbergen, dass er empfindlich getroffen ist. Er hat keine Abwehr gegen diese Rechte. Schmeling will nachsetzen, Louis klammert. Donovan trennt die beiden. Jetzt boxt Schmeling tatsächlich im Vorwärtsgang. Louis versucht dagegenzuhalten. Schießt seine schnellen Linken ab, trifft immer wieder das ohnehin schon pflemendick geschwollene Auge Schmelings.

Dann überrascht er Schmeling mit einer perfekten Kombination aus linkem und rechtem Haken, die den Deutschen durchrättelt. Schmeling klammert. Sie wühlen, ringen und treiben sich durch den Ring. Louis geht wieder vorwärts. Schmeling muss seinen Kopf schon ein wenig neigen, weil er mit dem linken Auge kaum noch sehen kann. Dann beginnt zum Ende der Runde noch mal ein Schlagabtausch. Diesmal kommt Schmeling einmal, zweimal, dreimal durch. Louis wackelt wieder, da rettet ihn das Ende der fünften Runde. Donovan hält Schmeling fest, der Louis auf dem Weg in dessen Ecke hinterherblickt. Louis stolpert wie ein Volltrunkener auf seine Sekundanten zu, Blackburn muss ihn im Ring abholen, bevor er umfällt, er fängt ihn auf und setzt ihn auf den Stuhl. Louis hat eine Minute Zeit, um sich zu erholen.

Louis' Mutter, Lillie Brooks, bricht im Publikum hysterisch zusammen. Sie sieht zum ersten Mal einen Kampf ihres Sohnes und hätte sich keinen schlechteren aussuchen können. »Die bringen meinen Jungen um!«, kreischt sie und muss von einem Freund von Louis aus dem Stadion gebracht werden.

Nachdem Schmeling beobachtet hat, wie Louis in seine Ecke getauamt ist, geht er zu Beginn von Runde sechs direkt in den Angriff über. Er schluckt die Linken von Louis nun einfach, zum einen, weil er sie mit seinem geschwollenen Auge nicht mehr kommen sieht, aber auch, weil er kann – weil ihnen nun die nötige Wucht fehlt. Die Wirkungstreffer haben Louis ausgepumpt. Sein linker Kiefer schwilkt an, als habe er sich eine Orange hinter die Wange geschoben. Eine groteske Erhebung, auf die Schmeling immer wieder schlägt und trifft.

Louis versucht immer noch mit dem Mut des Verzweifelten, den Kampf an sich zu bringen, aber Schmeling kann seine Rechte weiter-

hin ins Ziel bringen, ohne dass Louis ein Mittel dagegen findet. Er steckt sie einfach ein, und sie ist zu hart, zu präzise, um sie einfach einzustecken. Er nimmt nun Aufwärtshaken, Seitwärtshaken, Louis greift weiter an und bekommt die Rechte an den Kiefer geschlagen. Bis zum Ende der Runde ist sein Gesicht so geschwollen, als sei aus der Orange eine halbe Melone geworden. Er schlendert kraftlos in seine Ecke zurück. Er hat Schmeling ein paarmal treffen können, aber seine eigene Härte ist weg, die Kombinationen sind nicht mehr dynamisch, und der Preis, den er für seine eigenen Treffer zahlen muss, ist zu hoch. Er hat mehr als zehn harte Rechte kassiert. Mehr, als die meisten Boxer aushalten könnten. Mehr, als seine Kondition und seine Physis zulassen. Es ist ein kleines Wunder, dass er noch steht. Aber das Publikum erwartet immer noch einen Sieg von Louis. Zu unglaublich erscheint, was sich hier gerade abspielt.

Als klar war, dass der Nazi-Superboxer Max Schmeling Louis' nächster Gegner sein würde und dass es, ob die beiden Boxer das wollten oder nicht, auch um die von den Nazis propagierte Überlegenheit der »arischen Rasse« gehen würde, nahm die *New York Times* dies zum Anlass, nach den Umständen der Schwarzen im eigenen Land zu fragen: »In Berlin gibt es die heitere Angewohnheit, immer dann, wenn die Amerikaner die Eigentümlichkeiten der Nazi-Rassenphilosophie kritisieren, das umzudrehen und nach der Behandlung der Neger in den Vereinigten Staaten zu fragen. Die Antwort ist einfach: Die Farbigen in den Vereinigten Staaten plagen sich mit Behinderungen, Diskriminierung und – hoffentlich nicht mehr allzu häufig – mit Ungerechtigkeit und Grausamkeiten herum. Aber nur sehr wenige anständige Amerikaner sind stolz darauf und noch weniger gebildete Amerikaner haben eine Philosophie daraus gemacht. Wenn wir den Negern in diesem Land bestimmte Möglichkeiten verweigern, dann tun wir das in der guten, alten, dickköpfigen, voreingenommenen, irrationalen menschlichen Weise.«

Schmeling, obwohl in den USA schon lange vor der Machtergreifung der Nazis populär, hatte ein paar neue Kampfnamen weg als »Heil Hitler Hero« und als »Nazi Nudger«. Aber im Allgemeinen

wurde aus seiner Herkunft in den USA keine große Sache gemacht. Er wurde bewundert für seinen Mut, mit der Kampfmaschine Louis überhaupt in den Ring zu steigen. Und er wurde immer noch für einen der höflichsten und freundlichsten Boxer gehalten, den das Geschäft je hervorgebracht hatte.

In Deutschland waren die ideologischen Sorgen viel größer. Goebbels hatte dafür gesorgt, dass die Sprachregelung der gleichgeschalteten Presse dezent war. So knapp vor den gefährdeten Olympischen Spielen sollte nicht auf die Rassenfrage dieses Kampfes eingegangen werden. Seit vier Tagen war ganz Berlin auf den Beinen, um eine der 1,5 Millionen Eintrittskarten zu besorgen, die für die Spiele zum Verkauf standen. Ohnehin war eine Niederlage Schmelings sehr wahrscheinlich, aber man wollte auch keine Athleten und die Verbände verschrecken, falls Schmeling wider Erwarten gewinnen sollte: »Im Falle eines Sieges Schmelings soll in den Kommentaren nicht etwa eine Gegenüberstellung des Vertreters der weißen und schwarzen Rasse erfolgen, sondern sie sollen sich auf die Würdigung der sportlichen Seite beschränken.«

Es ging in der Anweisung an die Presse durch Goebbels' Ministerium vor allem darum, alle Veranstaltungen in Deutschland zu sichern: »... wie überhaupt Rassefragen grundsätzlich nicht anzuschneiden sind. Man kann dann sagen, dass Schmeling die Berechtigung erworben habe, mit Braddock zu kämpfen. Dieser Kampf müsste dann in Deutschland stattfinden. Diese Forderung könne man ruhig stellen. Verliere Schmeling, dann sei natürlich auch die Rassenfrage nicht zu erwähnen, dann möge man die Würdigung seiner Laufbahn gewissermaßen als Nachruf auf ihn bringen.«

Runde sieben beginnen beide verhaltener. Plötzlich ist Joe Louis wieder voll da. Er verfolgt Schmeling durch den Ring, zwingt ihn mit schnellen Schlägen der linken Faust zum Abducken und trifft ihn dann mit der Rechten, wenn Schmeling auf dem Weg nach unten ist. Hat er erkannt, was Schmeling mit ihm macht? Wieder stößt Louis zwei gestochene Linke und eine scharfe Rechte hinterher, die nur knapp an Schmelings Nase vorbeifliegt. Schmelings Rechte verfehlt,

er duckt sich ab, Louis holt ihn mit einem donnernden rechten Aufwärthaken wieder in die Gerade. Schießt eine Linke und eine Rechte hinterher. Schmeling muss zurückweichen, sich sammeln. Louis setzt mit schnellen Linken nach. Im Nahkampf donnert er Schmeling ein paar Haken ans Kinn.

Diese Runde hat Louis deutlich gewonnen. Er hat den Kampf wieder an sich gerissen. Und Schmeling sah schlecht aus in den vergangenen drei Minuten. Aber in seiner Ecke herrscht nach wie vor keine Aufregung. Machon gibt Schmeling nur mit, in jeder Runde zwei, drei harte rechte Fäuste zu platzieren, das reiche, um den Kampf am Ende zu gewinnen. Er solle kein Risiko eingehen. Bei Louis in der Ecke glaubt man sich nun wieder auf der Siegerstraße. Sie schicken ihren Kämpfer zuversichtlich in Runde acht.

Louis greift wieder an. Er schlägt Haken zum Körper und zum Kopf, die Schmeling ordentlich herumreißen. Ein Haken in der Umklammerung folgt, der Schmelings Kopf nach hinten schnappen lässt. Schmeling dreht sich aus der Ecke raus, setzt nach. Louis ist nicht ganz da. Er schlägt weiter, aber nicht mehr mit der gleichen Entschlossenheit, mit der er in die Runde gegangen ist. Er schlägt viel, aber er schlägt vor allem auch viel daneben. Schmeling lauert, wartet auf eine Lücke, schont sich, schlägt nur, wenn er auch treffen kann.

Beide Boxer sind inzwischen schwer gezeichnet. Schmelings linke Augenpartie ist dick geschwollen. Durch den Schlitz kann er kaum noch sehen. Louis sieht aus, als habe er einen halbseitigen Wasserkopf. Dann eine fast rührende Szene. Louis schlägt aus Erschöpfung und mangelnder Präzision zu tief, unter die Gürtellinie Schmelings. Donovan geht dazwischen, aber gleichzeitig umarmt Louis Schmeling, um sich zu entschuldigen, legt dem Deutschen beide Handschuhe auf die Schultern, um sein Bedauern und seinen Respekt mit dieser Geste auszudrücken. Sie sprechen ja nur im Ring die gleiche Sprache. Wenige Momente später ist die Runde beendet. Als Schmeling in seine Ecke geht, richtet er seine Hose und das Suspensorium. Er müsste nun einigermaßen klar nach Punkten führen.

In Runde neun tanzen beide umeinander herum. Louis kommt mit

einer guten Linken durch, dann trifft Schmeling ansatzlos, ohne vorbereitende Linke, mit einer Rechten ans Kinn, 20 Sekunden nach Rundenbeginn. Louis kämpft weiter, aber er nimmt, auch wenn er selbst trifft, drei, vier Rechte Schmelings und wackelt schon wieder. Louis steht nur noch steif da, zeigt keine Beinarbeit mehr, er schlägt Haken, die immer noch gefährlich sind, aber er muss zu viel einstecken dabei. Er gibt auch diese Runde ab.

In der zehnten Runde will Schmeling es nun beenden, bevor Louis ihn doch noch mit einer vernichtenden Kombination trifft. Als der Ring freigegeben wird, beginnen die beiden nicht in der Mitte des Quadrats, sondern fast in Louis' Ecke, in die Schmeling gesprintet ist. Louis macht sich klein, versucht, unter der Rechten Schmelings wegzuducken, in seiner Ecke haben sie ihm endlich erklären können, was ihn da andauernd so hart trifft und was er dagegen unternehmen kann. Aber er ist nicht mehr schnell genug. Schmeling kann ansatzlos mit der Rechten treffen, ohne den ganzen trickreichen Aufbau, den er bisher gebraucht hat.

Louis schlägt zurück, schlägt etwas zu tief, aber dann kommt Schmeling mit einer langen Linken und einer langen Rechten ins Ziel, Louis taumelt an die Seile zurück und fängt sich gleich noch ein paar schwere Treffer. Er klammert, Donovan trennt, Schmeling schlägt wieder Kombinationen an Louis' Kinn. Der klammert wieder, Schmeling schubst ihn in Position, landet wieder mit Kombinationen. Louis bekommt nun eine Tracht Prügel. Aber er schlägt selbst immer wieder hart zurück. Als er mit einer Rechten durchkommt, reißt es Schmelings Kopf so hart und schnell herum, dass ein »Ohhh« aus zehntausend Kehlen das Stadion erfüllt. Aber Schmeling bleibt auf den Beinen.

Die beiden treffen sich gegenseitig relativ offen. Louis schlägt mehr, trifft häufiger, Schmeling kann die Schläge absorbieren und mit seiner Rechten treffen. Die zehnte Runde ist unentschieden, aber Louis wankt schwer in seine Ecke, während Schmeling noch mehr Reserven zu haben scheint. Er hat ja schon oft über die ganze Distanz von 15 Runden gekämpft. Louis musste selten mehr als vier Runden Boxen.

Runde elf wird ein Abbild der zehnten. Louis schlägt mehr, Schmeling trifft präziser, Louis' Kräfte schwinden, Schmeling hat noch Reserven. Es ist ein harter Kampf, und sie haben noch vier lange Runden vor sich.

In der zwölften Runde kommt Louis noch einmal mit aller Entschlossenheit aus seiner Ecke. Schlägt harte Haken, einer ist wieder zu tief, Donovan ermahnt ihn. Plötzlich schlägt Louis wieder vier, fünf schnelle Rechte in Richtung Schmelings Kopf, die zum Teil gut treffen, er haut eine einzelne Rechte hinterher. Schmeling ist getroffen, klammert. Aber dann, als Louis gerade wieder in den Takt gefunden hat, schlägt Schmeling einen harten rechten Haken über Louis' Linke – wieder derselbe Bewegungsablauf. Dieser Makel wird Louis zum Verhängnis. Angeschlagen hüpfte er rückwärts, versucht sich wieder klarzutänzeln, Schmeling ist nicht sicher, ob er ihn vernichtend getroffen hat, setzt sehr behutsam nach, aber als er ihn an den Ringseilen hat, kann er ihn mit drei harten Schlägen treffen, ohne dass Louis noch irgendetwas dagegen tun kann, Louis klammert sich an Schmeling, hält sich mit einem Handschuh an dessen Nacken fest. Donovan trennt die beiden. Louis stochert hilflos mit der Linken und bekommt sofort wieder eine Rechte reingedonnert. Er klammert wieder, Donovan trennt erneut, Schmeling streicht sich noch mal die Haare nach hinten, eine kurze Vorwärtsbewegung, er schlägt sofort wieder die harte Rechte, Louis wird von diesen Schlägen herumgerissen wie eine Kinderpuppe, aber er kann selbst noch eine Rechte an Schmelings Kinn setzen, dann fängt er wieder eine Rechte, Schmeling geht nach, eine Linke, eine Rechte aufwärts, Louis' Arme hängen bereits an ihm herunter, als habe man die Sehnen und Muskeln gekappt, eine Linke und eine Rechte, die einschlägt mit aller Vernichtungskraft, die in Schmelings Schlägen noch steckt, und ohne jede Gegenwehr von Louis genommen wird.

Louis wird herumgerissen, knallt auf seine Knie, hält sich aus Reflex noch mit beiden Händen am mittleren Ringseil fest, um nicht ganz flach dazuliegen. Donovan schickt Schmeling in dessen Ecke. Blitzlichter flackern auf. Louis wackelt mit den Händen am Seil auf



Aus! Der Kampf ist aus. In Runde zwölf verliert Louis endgültig die Kontrolle – und das Bewusstsein. Ringrichter Arthur Donovan beendet den Kampf, im Hintergrund reißt Schmeling jubelnd die Arme hoch.

den Knien vor und zurück wie ein hospitalistischer Patient, aber als er das Seil loslässt, um sich aufzurichten, geschieht genau das Gegenteil: Seine Beine versagen, er sackt nach hinten auf den Po, versucht sich mit beiden Armen abzustützen, rollt dann auf die Seite, um sich hochzustemmen, sein rechtes Bein schlenkert dabei hilflos in der Luft, findet keinen Halt auf dem Ringboden. Donovan stellt sich über ihn und beginnt nicht mal zu zählen, als er sieht, wie Louis die Arme beim Versuch, sich hochzustemmen erneut einknicken. Donovan geht in die Knie und zerteilt die Luft dabei gleichzeitig mit einer horizontalen Armbewegung, die bedeutet: Aus! Der Kampf ist vorbei.

Schmeling springt in die Luft, reißt die Arme in die Höhe, dann rennt er, noch mit erhobenen Armen, zu Louis und ist der Erste, der versucht, seinen vollkommen bewusstlosen Gegner hochzuheben und in dessen Ecke zu bringen. Exakt so, wie Jack Dempsey damals seinen geschlagenen Gegner Georges Carpentier in die Ecke getragen hatte.

Nachdem er Louis geschlagen hat, durchzuckt ihn zunächst eine absolute Leichtigkeit, dann erschrickt er, sorgt sich, wie es dem anderen geht. Es ist eine Illusion des Boxgeschäfts, dass die Kämpfer im Ring etwas gegeneinander haben – sie sind einander naturgemäß näher als dem Rest der Menschen, die außerhalb des Quadrats sitzen, vollständig bekleidet und mit heiser geschrienem Kehlen. Die beiden Boxer sind Teil einer sehr kleinen Gesellschaft, die sich aufs Körperverletzen spezialisiert hat, die alles, auch die eigene Gesundheit, opfert, um dort oben zu siegen. Und alle gehen sie durch Siege und Niederlagen. Deswegen ist der Sieger der Einzige unter den vielen tausend Menschen, der eine Vorstellung davon hat, wie es dem anderen geht. Schmeling hat das ein paarmal erfahren müssen, Louis hat es heute Abend gelernt.

Innerhalb von Sekunden füllt sich die Kampfstätte mit den dreckigen Schuhen der Zivilisten. Machon, Casey und Joe Jacobs springen in den Ring, der Ringsprecher steigt durch die Seile, der Ringarzt rennt zu Louis, der in der Menschenmenge immer noch am Boden liegt. Blackburn und Roxborough schleppen ihren Mann mit Schmeling's Hilfe in seine Ecke. Joe Jacobs macht Luftsprünge. Polizisten steigen in den Ring, um das Quadrat abzusichern. Braddock, der Weltmeister, ist einer der Ersten, der in den Ring klettert, um Schmeling zu gratulieren. John Kilpatrick, der neue Präsident des *Madison Square Garden*, und Mike Jacobs, Chef des *20th Century Boxing Club*, sind auch zur Stelle. Für Mike Jacobs ist der Ausgang des Kampfes nicht nur unerwartet, sondern gleich doppelt ungeschickt. Sein Mann hat verloren, und Schmeling wird wahrscheinlich mit dem Garden einig, wenn er gegen Braddock kämpfen muss. Damit ist Mike Jacobs seinem Ziel, die Macht des Garden zu brechen, ferner gerückt.

Max Schmeling wird von 15 Polizisten abgeschirmt, als er sich einen Weg durch die jubelnde Menge bahnt. Mit einem Handtuch um den grotesk angeschwollenen Kopf wird Louis einigermaßen diskret in seine Kabine gebracht. Er muss sich dabei auf eine seiner Schwestern stützen, die ebenfalls anwesend war, um ihrem erfolgreichen Bru-

der zuzujubeln. Außer seinem zerschlagenen Gesicht sind auch der Daumen der linken Hand und die Knöchel der rechten Hand verstaucht. Er hat alles gegeben, aber es hat nichts genutzt.

Außer Louis haben auch noch andere schwer an seiner Niederlage zu tragen. Für die Schwarzen des Landes wurde es ein Trauertag. Nicht nur, weil Schmeling als Nazi galt, sondern weil ihr schwarzer Supermann, der erste Boxer seit Jack Johnson, der sich Hoffnung auf den Weltmeistertitel machen konnte, geschlagen worden war und seine große, seine historische Chance verspielt hatte. Der Vater des späteren US-Präsidenten Jimmy Carter hatte einige Schwarze aus seiner Umgebung zur Radioübertragung des Kampfes eingeladen. Sie verließen sein Haus weinend. Ein junges Mädchen versuchte sich umzubringen. Es gab Aufruhr in einigen Großstädten.

Als Schmeling den Vorhang der Limousine beiseite schob, die ihn vom *Yankee Stadium* zurück ins Plaza-Hotel fuhr, konnte er sehen, wie eine Musikkapelle aus Schwarzen ihre Instrumente zerschlug, mit denen sie eigentlich zu Louis' Sieg hatte spielen wollen. Im Hotel warteten Hunderte von Telegrammen auf Schmeling. Unter anderem gratulierten Marlene Dietrich, Hermann Göring, Adolf Hitler und Ernst Lubitsch zu seinem Sieg. Vielen Amerikanern kam dieser immer noch unglaublich vor.

Am nächsten Tag fingen die Leute an, sich Geschichten auszuspinnen. Hitler habe Louis das Essen vergiftet, Louis sei gefoult worden. Trainer Blackburn, der sich seine drahtige Figur auch dadurch hielt, dass er statt zu essen lieber ordentlich Alkohol trank, hatte eine andere Erklärung: »Irgendwas war nicht in Ordnung«, sagte er später. »Niemand trifft Joe so einfach mit so vielen harten Schlägen, wenn er in Normalform ist. Ich glaube, er verletzte sich in der zweiten Runde die Führungshand. Aber er erwähnte uns gegenüber nichts davon – er redet in den Pausen ja nicht. Aber irgendetwas muss gewesen sein, denn Joe war einfach nicht er selbst.« In Deutschland wurde die Lage naturgemäß anders beurteilt.

Die *BZ am Mittag* schrieb am nächsten Tag: »Wie Max Schmeling Joe Louis zusammenschlug – Dr. Goebbels kabelt Glückwünsche zum

wunderbaren Sieg.« Goebbels war einer der ersten Gratulanten. Er schickte ein Telegramm an Schmeling: »Ich weiß, du hast für Deutschland gekämpft, es war ein deutscher Sieg.« Einen Tag nach seiner Rückkehr war Schmeling bei Hitler in der Reichskanzlei eingeladen. Er brachte Anny Ondra und seine Mutter mit. Amanda Schmeling bekam den Ehrenplatz zwischen Hitler und Goebbels. Die Zerletts, Kollegen von Anny Ondra, waren auch anwesend, wie sie schon in der Nacht des Kampfes bei den Goebbeln zu Gast waren.

Schmeling stand uneingeschränkt im Mittelpunkt. Er musste alle Umstände und den Verlauf des Kampfes ausführlich schildern.



Anny Ondra (Mitte) verfolgt am 19. Juni 1936 mit Magda und Joseph Goebbels die Rundfunkübertragung des Duells zwischen Max Schmeling und Joe Louis. Goebbels kabelte als einer der ersten Gratulanten seine Glückwünsche nach New York.



Mit großer Begeisterung wurde Schmeling nach seinem Sieg in Deutschland empfangen. Neben dem Bad in der Menge gab es auch zahlreiche offizielle Empfänge zu absolvieren. Adolf Hitler empfing ihn gemeinsam mit Ehefrau Anny Ondra in der Reichskanzlei in Berlin.

Schmeling hatte sich, geschäftstüchtig wie immer, die Filmrechte an den Kampfaufnahmen gesichert. Sie waren günstig zu haben, weil Mike Jacobs nicht geglaubt hatte, dass sich jemand dafür interessieren würde. Als Hitler, der bedauerte, den Kampf nicht gesehen zu haben, hörte, dass der Film im Zoll festging, ließ er ihn umgehend abholen und zeigen. Schmeling sah sich selbst gegen Louis boxen. Er und Machon konnten zufrieden sein. Hitler klatschte sich jedes Mal begeistert auf die Schenkel, wenn Louis getroffen wurde.

Anschließend dozierte Hitler aus *Mein Kampf*, was er über den erzieherischen Wert der Boxens geschrieben hatte – er drängte Hans von Tscharmer und Osten seit längerem dazu, Boxunterricht an den Schulen einzuführen. »Das kommt nicht in die Wochenschau! Dieser Film muss als Hauptfilm laufen! Im ganzen Reich!«, wies er Goebbels

anschließend an. Hans H. Zerlett, Drehbuchautor, Co- und Dialogregisseur von Karel Lamač und im Dritten Reich auf dem Weg zu einer großen Karriere, wurde beauftragt, eine Kinofassung des Kampffilms zu schneiden. Hitler verabschiedete sich freundlich von Mutter Schmeling und auch von Anny Ondra. »Das ist doch wieder ein reizender Nachmittag gewesen! Lassen Sie Ihren Mann recht oft siegen, damit wir uns häufiger sehen können!«

Zwölf Tage später hatte Zerlett aus Aufnahmen des Kampfes und der Vorbereitung der beiden Kontrahenten den von Hitler gewünschten Film auf Spielfilmlänge zusammengeschnitten. Er hatte Premiere am 9. Juli 1936 im ausverkauften Titania-Palast in Berlin, am nächsten Tag startete er auf Empfehlung Hitlers in 46 Kinos in Berlin und wurde kurz darauf im ganzen Reich gezeigt. Von der Perfektion des Kampfes, dem unbedingten Einsatzwillen beider Boxer und der Achtung, mit der beide sich begegnet waren, konnte man noch etwas sehen, aber man konnte es nicht mehr hören.

Arno Hellmis, der auch schon die Radioübertragung gesprochen hatte, wurde auch als Reporter für den Film gewählt. Louis endgültigen k.o. beschrieb er mit Häme: »Aus dem gefürchteten braunen Bomber ist ein armer, zerschlagener kleiner Negerboy geworden.« Schmeling hatte als Junge den Kampf zwischen Jack Dempsey und George Carpentier unter dem Titel *Der Kampf des Jahrhunderts* im Kino gesehen und wollte daraufhin Boxer werden. Nun konnten andere junge Männer auf die Leinwand blicken und sich ein Beispiel an ihm nehmen. Allerdings spiegelte der Titel diesmal nicht mehr die Größe des Ereignisses, sondern nur noch die Wichtigkeit seiner Symbolik: Er lief als *Max Schmelings Sieg – ein deutscher Sieg* in den Kinos.

KAPITEL 19

Sport und Politik

»Ich möchte meinen Gegner nicht k.o. schlagen.
Ich möchte ihn treffen, beiseite gehen und zusehen,
wie er leidet.«

Joe Frazier, Ex-Weltmeister im Schwergewicht

Die Stimmung für die Olympischen Spiele hätte nicht besser sein können. Schmeling hatte die Überlegenheit der so genannten arischen Rasse eindrucksvoll unter Beweis gestellt, nicht nur weil er Joe Louis geschlagen hatte, sondern vor allem dadurch, *wie* er es getan hatte: analytisch, klug und mit absoluter Härte. Hitler persönlich sorgte dafür, dass eine Büste von Josef Thorak, dem Bildhauer und Nachbarn Schmelings in Bad Saarow, noch in die olympischen Bauten eingebunden wurde. Natürlich war der *Faustkämpfer*, den Thorak als 3,75 Meter große Bronze anfertigte, von Schmeling abmodelliert. Es war eine Heldenfigur, wie sie in den Darstellungen der Kunst des Dritten Reiches oft vorkommt. Zu groß, zu stark, zu mächtig, um echt zu sein. Zusammen mit einer Büste von Hitler wurde der Faustkämpfer vor dem *Haus des Sports* aufgestellt.

Schmeling war als Ehrengast zu den Spielen geladen, die auch von den Teilnehmern aus dem Ausland als besonders schön und harmonisch wahrgenommen wurden. Er konnte dabei zusehen, wie der schwarze Sprinter Jesse Owens vor Hitlers Augen den arischen Athleten davonlief und Hitler sich zurückzog, um das nicht kommentieren zu müssen. Die Anweisungen des Propagandaministeriums für solche Ereignisse waren eindeutig: »Die ausländischen Siege dürfen nicht verkleinert werden. Der Rassenstandpunkt soll in keiner Weise bei Besprechungen der sportlichen Resultate Anwendung finden; vor allem sollen die Neger nicht in ihren Empfindlichkeiten getroffen werden.«

Die deutsche Presse wurde instruiert: »Neger seien amerikanische Staatsbürger und müssten als solche gewürdigt werden. Das schließt nicht aus, dass die Tatsache, dass ein Neger Sieger sei, nebenher auch miterwähnt werden könne.« Hitlers Plan, das Ausland einzuwickeln mit dem Bild eines sportlichen, friedlichen und fröhlichen Deutschland, das ein Fest mit allen anderen Nationen dieser Erde feiert, funktionierte zumindest teilweise. Avery Brundage begrüßte die amerikanische Delegation in Deutschland am 24. Juli mit den Worten: »Keine Nation seit dem alten Griechenland hat den wahren olympischen Geist so eingefangen wie Deutschland.«

Während die Spiele noch liefen, flogen Schmeling und Machon mit dem Zeppelin nach New York, um den Vertrag mit dem Weltmeister Braddock zu unterschreiben. Schmeling hatte sich einen erneuten Titelkampf verdient. Er wartete seit Jahren darauf, er hatte Joe Louis, den einzigen ernsthaften Mitbewerber, klar und außergewöhnlich spektakulär geschlagen. Ein Kampf Schmeling-Braddock hätte genauso viel Geld gegeben wie ein Kampf zwischen Louis und Braddock – und er war die logische Konsequenz der Ausscheidungskämpfe.

Aber die *New York State Athletic Commission*, die Leute vom *Madison Square Garden* und auch die restlichen in der *National Boxing Association* versammelten Verbände der USA hatten keinerlei Interesse daran, dass Schmeling erneut Weltmeister würde. Es bestand kein Zweifel daran, dass er es wieder würde, wenn er erst mal mit James Braddock im Ring stehen sollte. Die meisten mochten Schmeling, aber er stand für ein Regime, das von Tag zu Tag unbeliebter wurde. Er war verbunden mit dem Promoter Rothenburg, der seit Jahren versuchte, den Weltmeistertitel für die Nazis nach Deutschland zu holen, und Schmeling selbst hatte schon einmal gezeigt, dass er den Titel nur nach seinen Regeln verteidigen würde, wenn er ihn erst mal in Händen hielt.

James Braddock war ein fairer Kämpfer, dem es letztlich einerlei war, gegen wen er seine Weltmeisterschaft verteidigen sollte. Er hielt den Titel bereits seit über einem Jahr, ohne zu kämpfen. Er wartete

lieber ab, wie sich die Dinge entwickelten, und kassierte inzwischen Honorare für Schaukämpfe und Gastauftritte bei anderen Kampf-abenden.

Viermal mussten Schmeling und Machon in den nächsten Wochen und Monaten in die USA reisen, um den Vertrag mit Braddock unter Dach und Fach zu bekommen. Als es schließlich so weit war, wurde der Kampf kurz darauf verschoben, wegen einer erneuten Verdickung der Knöchel bei Braddock, die ein Duell noch im Jahr 1936 unmöglich machte. Mike Jacobs bot Schmeling an, einen Rückkampf gegen Louis zu bestreiten, während er auf Braddock warten musste, aber Schmeling lehnte ab. Jacobs wollte seinen *20th Century Boxing Club* und Louis auf diese Weise wieder ins Geschäft bringen, aber Schmeling erkannte die Finte.

Also mussten Roxborough und Mike Jacobs wieder auf die alte Taktik zurückgreifen und Exweltmeister vor die Fäuste ihres Boxers stellen, die dieser dann beeindruckend zerschlug. Sharkey hielt nur drei Runden im Ring mit Louis durch, dann ging er k.o. Im Dezember 1936 wurde schließlich ein gültiger Kampfvertrag zwischen Schmeling und Braddock unterschrieben. Unterzeichnungsort war, wie schon so oft, das Büro der NYSAC. Natürlich hatte sich Schmeling, nach alter Tradition des Garden, dazu verpflichten müssen, im Fall eines Sieges den Titel wieder in New York zu verteidigen. Die NYSAC hatte ebenfalls aus ihren Erfahrungen mit Schmeling gelernt und verlangte eine Kaution von 25 000 Dollar von ihm, falls er seinen Titel nicht innerhalb eines halben Jahres nach Gewinn in den USA verteidigen sollte. Als Termin für den Weltmeisterschaftskampf zwischen Braddock und Schmeling setzten sie den 3. Juni 1937 fest. Machon und Schmeling konnten beruhigt nach Hause fahren, Weihnachten feiern und sich im neuen Jahr in die Vorbereitungen auf den Kampf stürzen.

Schmeling war erleichtert, denn Goebbels und Hitler wurden nervös und hatten bereits erwogen, einen Gegenweltmeister auszurufen. Sie wollten Schmeling, wenn er Braddock nicht vor die Fäuste bekam, einfach zum Weltmeister erklären, um die Vormachtstellung der Ame-

rikaner zu brechen. Aber bei einem Treffen, auf dem dieser Plan erläutert wurde, erteilte Schmeling Hitler eine Absage. »Ich bin an die Regeln des Internationalen Boxverbandes gebunden. Ich lege Wert darauf zu kämpfen.« Daraufhin reifte der Plan, Schmeling gegen den Europameister aus England, Tommy Farr, antreten zu lassen und diesen Kampf als Gegenweltmeisterschaft auszurufen. Aber auch das behagte Schmeling nicht, weil er wusste, wie wenig sich die Amerikaner um Kämpfe und Titel scherten, die außerhalb der USA gewonnen wurden. Er wäre einfach nur Weltmeister zweiter Klasse gewesen und hätte sich am Ende doch gegen den durch die NYSAC gekürten Meister durchsetzen müssen.

Nun hatte er also einen Vertrag mit Braddock in der Tasche und würde höchstwahrscheinlich der erste Boxer sein, der die Regel »They Never Come Back« durchbrechen konnte, die besagt, dass ein Weltmeister, der seinen Titel verloren hat, ihn nie wieder zurückgewinnt. In den USA war noch lange keine Ruhe in die Diskussion gekommen, im Gegenteil: Mike Jacobs wollte sich nicht damit zufrieden geben, dass der Garden nun weiterhin das Weltmeistermonopol hatte, indem er einen Kämpfer nach dem anderen unter Vertrag mit Folgekämpfen zwang. Und die *Non-Sectarian Anti-Nazi League to Champion Human Rights* in New York beschloss, Schmelings Kampf gegen Braddock zu boykottieren. Am 30. Januar 1937, dem Tag, an dem Hitler im Reichstag eine Rede hielt, in der er die Unterschrift unter den Versailler Verträgen zurückzog, verkündete Samuel Untermeyer, ein Mitglied des Jewish Congress und Mitbegründer der Anti-Nazi League, dass der Schmeling-Braddock-Kampf bestreikt werden würde. Das Letzte, was man jetzt brauchen konnte, war ein Nazi als Boxweltmeister. Die Gründung der Organisation war eine Reaktion auf den Boykott und die Angriffe gegen jüdische Geschäfte in Deutschland gewesen. Die Anti-Nazi League hatte schon vergeblich versucht, die Olympiade in Berlin zu bestreiken. Sie versuchte nun alle Hebel in Bewegung zu setzen, den Kampf zwischen Schmeling und Braddock zu vereiteln. Und Schmeling hatte in den vergangenen Jahren nichts getan, um den Vorwurf zu entkräften, er kämpfe im Auftrag eines Regimes. Eher im Gegenteil.



Schmelings Devise, er sei »nur Boxer« und habe mit Politik nichts am Hut, beruhigte das eigene Gewissen, überzeugte aber seine Kritiker nicht. Unmissverständliche Proteste begleiteten seine Kämpfe in Amerika.

um ignorieren zu können, dass seine Verteilnahme bei den neuen Machthabern ihn in deren Nähe rückte. Er machte keinen Wahlkampf, er war kein Mitglied der NSDAP, er hielt keine Reden, aber er war eine politische Figur geworden.

Schmeling besuchte gerade Dreharbeiten seiner Frau in Prag, als ihn ein Telegramm von Joe Jacobs erreicht: Er habe in den USA Gerüchte gehört, dass Braddock für den 22. Juni einen weiteren Kampfvertrag abgeschlossen hätte – gegen Joe Louis. Jacobs und Schmeling war klar, dass sie verladen werden sollten. Selbst für den unwahrscheinlichen Fall, dass Braddock aus dem Kampf mit Schmeling am 3. Juni als Sieger hervorgehen würde, war kaum anzunehmen, dass er bereits drei Wochen später mit Louis in den Ring steigen würde. Schmeling nahm sofort Kontakt zu Hitler auf und verhandelte über

In seinen *Erinnerungen* bezeichnete Schmeling das 1977 als »unfair«, schließlich hatte er immer an seinem jüdischen Manager Jacobs festgehalten, hatte selbst nie ein böses Wort über Juden oder Schwarze verloren. Aber so zu tun, als habe er mit den Nazis nichts zu tun gehabt, war genauso unmöglich, wie es für Joe Louis unmöglich war, nicht für die Rechte und das Selbstbewusstsein der Schwarzen zu kämpfen. Schmeling musste wissen – spätestens seit seinem Kampf gegen Mussolinis Lieblingsboxer Michele Bonglia, dass man gegenüber einem Propagandaregime nicht allein entscheidet, für was man steht.

Schmeling war zu intelligent,

den Plan, den Kampf für viel Geld nach Deutschland zu holen, heraus aus dem Einflussbereich der NYSAC, des Garden und des *20th Century Boxing Club*. Am 17. Februar traf Schmeling mit Heinrich Esser zusammen, dem Präsidenten des Reichsausschusses für Fremdenverkehr. Es wurden Möglichkeiten erörtert, die man über den Devisenverkehr hatte, um mit den Amerikanern mitzubieten, wenn es darum ging, Braddock zu einem Kampf nach Deutschland zu locken. 350 000 Dollar wurden zur Verfügung gestellt, eine in Deutschland niemals erwirtschaftbare Summe für solch einen Kampf. Esser plädierte für eine Austragung des Kampfes im Berliner Olympiastadion, »weil die ausländischen Gäste hier für mehrere Tage festgehalten werden können und dadurch erheblich größere Einnahmen zu erzielen sind«. Zumindest ein Teil der Devisen sollte irgendwie ins Land zurückfließen. »Bei der Durchführung in Berlin wird möglicherweise der Führer, sicher aber die gesamte Reichsregierung dem Kampfe beiwohnen.« Entgegen seinem Gerede über das Boxen interessierte sich Hitler kaum für die Veranstaltungen. Er hatte noch keinen Schmeling-Kampf live gesehen.

Aber 350 000 Dollar waren immer noch zu wenig. Bereits vor Monaten waren die Gebote aus Atlantic City für die Ausrichtung des Kampfes bei 400 000 Dollar angekommen. Und Braddocks Manager, Joe Gould, hatte durch die Bereitstellung dieser Summen sogar einen ganz anderen Eindruck: Wenn Joe Jacobs und Max Schmeling schon solche Beträge aufrufen konnten, würde es sicher auch mehr geben. Tatsächlich hatte Schmeling in dem Moment verloren, als er den Rückkampf gegen Louis abgelehnt hatte. Denn ab diesem Zeitpunkt hatte er Mike Jacobs gegen sich, und von allen seinen Gegnern in den USA war dieser der stärkste.

Mike Jacobs hatte Braddock ein Angebot gemacht, das dieser nicht ablehnen konnte: Wenn Braddock gegen Louis kämpfen würde, könnte er für den Rest von Louis' aktiver Laufbahn als Boxer 10 Prozent von dessen Einnahmen für sich beanspruchen. Joe Louis, das war auch nach seiner Niederlage gegen Schmeling klar, war der kommende Mann im Schwergewichtsboxen. Eine dauerhafte Beteiligung

an seinen Börsen war wie eine Sofortrente. Wenn es mit rechten Dingen zugehen würde, könnte Braddock unabhängig von der Börse des eigenen Kampfes für Jahre ausgesorgt haben. Auch das gesamte Deutsche Reich konnte nicht so viele Devisen auftreiben, wie diese Vereinbarung Braddock einbringen sollte.

Am 7. Mai war Schmelings Trainingsbeginn in den USA. Machon und Schmeling hatten schon zwei Plätze im Zeppelin »Hindenburg« gebucht, als sie ein Telegramm der NYSAC und Nachricht von Joe Jacobs erhielten, dass sie bereits am 4. Mai zu einer Sitzung der Kommission erscheinen sollten. Braddock behauptete nun, er habe das Recht, jeden gut platzierten Kämpfer seiner Wahl als nächsten Gegner zu akzeptieren. Schmeling und Machon mussten umbuchen, um rechtzeitig in New York einzutreffen. Die Verhandlungen waren zu schwierig gewesen, um den Kampf nun durch Nachlässigkeit zu gefährden. Außerdem war Joe Jacobs zwar ein guter Verhandlungsführer, aber Schmeling war wichtig, um auszugleichen und um seine Popularität vor Ort zu demonstrieren. Die Leute der NYSAC beruhigten ihn: Es gab einen gültigen Vertrag, den sowohl Schmeling wie auch Braddock unterschrieben hatten. Und sowohl die NYSAC wie die *Madison Square Garden Corporation* versicherten Schmeling, dass es zu diesem Kampf kommen würde.

Schmeling gab sofort eine Pressekonferenz, in der er versuchte, den Weltmeister Braddock bei seiner Ehre zu packen. Aber er hatte immer weniger Freunde in New York, seitdem er sich von den Nazis hatte instrumentalisieren lassen. Es wurden riesige Plakate gedruckt, die den Kampf zwischen Schmeling und Braddock ankündigten, auch Eintrittskarten waren schon fertig, aber gleichzeitig verdichteten sich die Gerüchte, dass Braddock nur im Trainingslager war, um sich auf einen Kampf gegen Louis vorzubereiten. Goebbels notierte in sein Tagebuch, nachdem er sich mit Hitler über die Probleme Schmelings unterhalten hatte: »Frage, ob wir Schmeling, wenn Braddock kneift, von uns aus einfach zum Weltmeister ernennen sollen. Ich bejahe das.«

Mit einem merkwürdigen Gefühl richteten sich Schmeling, Machon, Daschner, der Koch und Doc Casey in einem Trainingslager in

Speculator ein, einem kleinen Ort nahe der kanadischen Grenze. Als sie das Hotel in New York in Richtung Speculator verließen, erzählte ihnen der Hoteldirektor, dass die »Hindenburg«, die Machon und Schmeling ursprünglich nach New York hatte bringen sollen, beim Landeanflug Feuer gefangen hatte und mit allen Insassen an Bord verbrannt sei.

Schmeling bereitete sich also auf den Phantomkampf vor, von dem ganz New York wusste, dass er nicht stattfinden würde. Er trainierte ganz normal, gab Interviews, wenn auch deutlich weniger Interesse an ihm bestand als vor den vergangenen Kämpfen. Und schließlich, am Vormittag des 3. Juni, dem Kampftag, erschien Max Schmeling zum Wiegen. Aber Braddock, der Weltmeister tauchte nicht auf. Er musste eine lächerliche Konventionalstrafe von 1 000 Dollar für sein Nichterscheinen zahlen. Braddock und sein Manager Gould wurden durch die NYSAC suspendiert, aber nur für unbestimmte Zeit, die Sperre konnte jederzeit wieder aufgehoben werden.

Schmeling, der wusste, dass so etwas passieren würde, hatte noch eine Ansprache vorbereitet, die er im Rundfunk halten, in der an den Sportsgeist der Amerikaner appellieren wollte. Aber niemand wollte seine Rede senden. »Jetzt erstmals begann ich zu begreifen, dass es gar nicht um Geschäfte ging. Die Absicht, die alle einte: Veranstalter, Redakteure und Boxfunktionäre, war politischer Natur: Einen deutschen Weltmeister hatte man 1931 hingenommen; ein Champion, der aus Hitler-Deutschland kam, war allen unerträglich«, analysierte Schmeling viele Jahre später.

Schmeling, hochtrainiert für seine letzte Chance, die Weltmeisterschaft wieder zu gewinnen, aber ohne Gegner, reiste nach London, um sich dort den Kampf zwischen Walter Neusel, seinem Gegner beim größten deutschen Kampfabend, und Tommy Farr, dem englischen Champion, anzusehen. Natürlich war auch Damski anwesend, der immer noch der Manager von Neusel war, wenn dieser nicht in Deutschland kämpfte. Aber es kam zu keiner Aussprache zwischen Schmeling und Damski. Schmeling machte sich, frustriert von seinen Erfahrungen in Amerika, mit der Idee vertraut, doch eine Art Gegenweltmeister-

schaft mit dem Gewinner der Auseinandersetzung zwischen Neusel und Farr auszuboxen. Farr besiegte Neusel durch k.o. in der dritten Runde.

Etwas über eine Woche später besiegte Louis den Weltmeister Braddock durch k.o. in der achten Runde, nachdem Braddock ihn selbst in der ersten Runde auf die Bretter geschickt hatte. Joe Louis wurde also der zweite schwarze Schwergewichtsweltmeister nach Jack Johnson. Der *Boxsport* kommentierte diesen Sieg mit den Worten: »Die Amerikaner haben also einen amerikanischen Schwergewichtsmeister in Joe Louis, nichts weiter.«

Ende Juni unterzeichnete Schmeling einen Vertrag mit Tommy Farr über einen Kampf, der nun tatsächlich als Gegenweltmeisterschaft angekündigt wurde. Mit neuer Hoffnung zog Schmeling sich nach Saa-raw-Pieskow zurück. Aber Mike Jacobs hatte wieder ein Ass im Ärmel: Kurzerhand bot er Farr eine Chance, um den echten Weltmeistertitel zu kämpfen, und das für eine Garantiesumme von 20 000 Dollar zuzüglich 25 Prozent der Einnahmen – egal ob Farr verlieren oder gewinnen würde. Farr konnte das Angebot nicht ablehnen – und er verlor natürlich. Er schaffte es am 30. August mit Louis immerhin über die vollen 15 Runden, aber er wurde deklassiert. Max Schmeling war nach New York gereist, um sich den Kampf anzusehen. Mit Genugtuung konnte er hören, dass viele im Publikum unzufrieden waren, dass Farr nur vor Louis davonlief. »Jedes Mal, wenn ich den Namen Joe Louis höre, fängt meine Nase an zu bluten«, sagte Farr später über den Kampf. Die Welt um Schmeling herum wurde also immer kleiner, je größer er in Deutschland wurde.

In dieser Zeit reiste Schmeling mit Machon auch nach Rotterdam, um sich den Europameisterschaftskampf zwischen dem holländischen Olympiasieger Bep van Klaveren und dem amtierenden Weltergewichtsmeister Gustav Eder anzusehen. Als Schmeling am Rande dieses Kampfes hörte, dass ein paar alte Bekannte vom Film im benachbarten Scheveningen Kabarett spielten, beschloss er spontan, sie zu besuchen. Willy Rosen, ein Komponist und Kabarettist, spielte dort gemeinsam mit Siegfried Arno, der als Filmpartner von Anny Ondra in *Die vom Rummelplatz* gespielt hatte, dem ersten Film, in dem

Schmeling seine zukünftige Frau gesehen hatte. Mit dabei war auch Otto Walburg, der mit Anny Ondra *Die Tochter des Regiments* gedreht hatte. Das Treffen, von Schmeling als heiteres Wiedersehen unter Bekannten aus alten Tagen gedacht, wurde sehr traurig. Mitten in einem Gespräch, welches um die Vergangenheit und die aktuellen Engagements der drei Schauspieler und des Boxers kreiste, platzte es aus Otto Walburg heraus: »Das kann doch nicht sein, dass wir nie mehr in unser Vaterland zurück dürfen!«

Kaum war Schmeling wieder zurück in Deutschland, erhielt er einen Anruf von Hans Hinkel, einem Freund Hans Zerletts und Bekannten der Schmelings. Die Fotos des Wiedersehens in Scheveningen lägen bereits auf Goebbels' Schreibtisch, warnte Hinkel Schmeling. Schmeling reagierte kaltblütig: »Ich beherrsche mich im Ausland so, wie sich das für einen guten Deutschen gehört. Das sind meine alten Freunde, da lasse ich mir nichts vorschreiben.« Aus der Angelegenheit wurde kein großes Aufhebens gemacht, aber als Anny Ondra und er wieder mit den Goebbels' zusammentrafen, machte dieser eine deutliche Bemerkung. »Sie kommen zum Führer, Sie kommen zu mir, und sie verkehren dennoch ständig mit Juden.« Es begann nun schwierig zu werden für Schmeling, mit seiner Moral zu vereinbaren, was das Regime an Haltung von ihm verlangte.

Nach seinem Sieg über Louis, der eigentlich das Sprungbrett zu einem erneuten Höhenflug hatte werden sollen, war alles schief gelau- fen. Sein Haus in Bad Saarow war kurz darauf abgebrannt, mit ihm viele Erinnerungsstücke und der Ordner mit den ganzen Telegrammen, die er nach dem Louis-Sieg bekommen hatte. Danach war er um den Weltmeisterschaftskampf gebracht worden, auf den er so lange hingearbeitet hatte. Und schließlich begann es in der Heimat auch für ihn unangenehm zu werden. Er war obendrein inzwischen 32 Jahre alt und hatte seit über einem Jahr nicht mehr gekämpft. Die Zeit begann ihm davonzulaufen.

Im März 1938 fiel ein Freund der Schmelings in Ungnade. Karel Lamač, der Partner von Anny Ondra, verscherzte es sich mit Goebbel- s. In seinem Tagebuch notierte dieser am 25. März 1938: »Früh-

lingsluft von Lamač; ich lasse abbrechen wegen allzu großen Blödsinns und ordne scharfe Maßnahmen an.« Lamač zog sich daraufhin in die Tschechoslowakei zurück und floh schließlich nach England, wo aus Karel Carl Lamač wurde

In der Zeit, in der Schmeling für zwei Kämpfe antrat, hatte Louis elf bestritten. Allmählich gingen ihm die Gegner aus. Er hatte Carnera, Baer und Sharkey geschlagen, die ehemaligen Weltmeister. Er hatte den Champion Braddock geschlagen. Er hatte die starken Mitbewerber Uzcuđun, Farr, Charley Retzlaff, King Levinky und Thomas geschlagen. Der Einzige, gegen den er nicht gesiegt hatte, war Schmeling. Und das Publikum wollte bald nur noch diese Begegnung sehen. Niemand hatte Interesse daran, einen unschlagbaren Louis dafür zu bezahlen, dass er unterlegene Gegner auseinander nahm. So kam Max Schmeling, acht Jahre nachdem er seinen Titel gewonnen und sechs Jahre nachdem er ihn wieder verloren hatte, dazu, ein zweites Mal um die Weltmeisterschaft zu boxen. Die Vorbereitungszeit würde knapp werden, aber Schmeling war, wie immer, im Training. Seinen letzten Kampf gegen Steve Dudas in Hamburg hatte er am 16. April durch k.o. in der sechsten Runde gewonnen.

Schmeling wusste, dass sich die Stimmung in Amerika nun deutlich geändert hatte. Deswegen wurde auch kein richtiges Camp errichtet. Schmeling bereitete sich hauptsächlich in Deutschland vor und schiffte sich erst am 9. Juni mit ein paar Schlachtenbummlern und den beiden Journalisten Erwin Thoma vom *Boxsport* und Arno Hellmis, dem Rundfunksprecher, auf der »Hamburg« ein. Noch während Schmeling auf See war, rief die Anti-Nazi League zum Boykott dieses Kampfes auf. In New York wurde Schmeling von Demonstranten empfangen, die ihn als »Herrenmenschen« und »Parade-Arier« bezeichneten. Er wurde nicht mehr gefeiert, er musste das Schiff über einen Seitensteg verlassen, um heil an Land zu kommen. Die Polizei eskortierte ihn durch die Stadt.

Auch vor seinem Hotel hatten sich bereits Demonstranten versammelt. Er hatte sich im »Essex« eingemietet, wo sein Zimmer rund um die Uhr bewacht wurde. Wenn er auf die Straße trat, schallte ihm häu-

fig ein »Heil Hitler, Mäx!« entgegen. Selbst Menschen wie Jack Dempsey, der Schmeling seit Jahren überzeugen wollte, nach Amerika umzusiedeln, alte Bekannte und Freunde sagten ihm deutlich, dass er hier als Botschafter Hitlers angesehen wurde. Und so würde der Kampf auch vermarktet werden. Schmeling wurde überflutet mit Hassbriefen, die Wochen vor dem Kampf musste er in einer andauern-den Stimmung der Antipathie durchstehen, aber was hatte er erwartet?

Während die Antipathie gegen Schmeling wuchs, sammelten sich hinter Joe Louis nun alle Amerikaner, nicht mehr nur die Schwarzen. Der gemeinsame Feind einte sie. Durch den »Anschluss« waren 200 000 Juden, auch vorher in Österreich schon nicht besonders beliebt, zusätzlich in den Wirkungsbereich der Nazis geraten. Und die Nachbarländer blockten ab, als die Flüchtlingsströme an ihre Pforten drückten. In Amerika blieb diese Not nicht unbemerkt. Die Flüchtlingskonferenz in Evian, von Präsident Roosevelt angeregt, brachte keine Verbesserung für die europäischen Juden. Es gab immer weniger Fluchtmöglichkeiten. Eine davon war Amerika.

Diesen Druck bekamen Schmeling und der *20th Century Boxing Club* nun zu spüren. Die Anti-Nazi League und der Jewish Congress drängten Mike Jacobs, den Kampf abzusagen. Als Jacobs merkte, dass es kritisch werden würde, den Kampf in New York abzuhalten, drohte er mit einer Verlegung nach Chicago oder Philadelphia, wo die jüdischen Organisationen weniger Einfluss hatten. Aber schließlich verfiel er doch auf einen alten Trick, der schon so oft im Boxgeschäft funktioniert hatte: ein wohltätiger Zweck. Der Plan hätte vom verstorbenen Tex Rickard sein können – 10 Prozent der Einnahmen des Kampfes sollten an das *President Roosevelt Aid Committee* gehen, das Emigranten aus Deutschland und Österreich unterstützte. So hatte Mike Jacobs einen kurzen Frieden mit dem Jewish Congress und der Anti-Nazi League geschlossen. Einen langen brauchte er nicht, er war überzeugt, dass Louis dieses Mal überzeugend gegen Schmeling gewinnen und den Deutschen in den Ruhestand schicken würde.

In Deutschland, in der Reichskanzlei, war man nicht begeistert, dass ausgerechnet Schmeling nun dazu beitragen sollte, Juden und andere Flüchtlinge aus dem deutschen Reich finanziell zu unterstützen. Goebbels wies die Presse an: »Über das neue Manöver der Amerikaner im Schmeling-Kampf soll nichts berichtet werden.« Und sie ließen Schmeling nur zu diesem Kampf antreten, weil es die letzte Chance sein würde, den Titel des Schwergewichtsweltmeisters doch noch nach Deutschland zu holen, obwohl die oberen Führungskader der Meinung waren, Schmeling habe seine besten Zeiten hinter sich und werde sein taktisches Kunststück aus dem ersten Kampf mit Louis nicht wiederholen können.

Louis trainierte verbissen. Er hatte seinen alten Fleiß direkt nach der Niederlage gegen Schmeling wiedergefunden, aber nun trainierte er für zwei – äußerlich gab er sich gelassen. Louis, der für seinen lakonischen Humor bekannt war, sagte, als er darauf angesprochen wurde, ob er sich Filmaufnahmen des ersten Kampfes ansehen würde: »Ach nein, ich war ja dabei.« Roosevelt, der noch als Gouverneur von New York Schmelings Camp besucht hatte, war nun Präsident der USA. Er besuchte diesmal auch Joe Louis' Camp. »Joe, wir brauchen Muskeln wie deine, um Deutschland zu besiegen«, teilte er dem Weltmeister mit.

Auch in Deutschland wurde der Kampf nun aufgeheizt im Sinne der Volkserziehung. Der *Völkische Beobachter*, wo Haymann Sportchef war, schrieb: »In letzter Minute hat noch mal in Neuyorks verjudeter Presse ein Feldzug eingesetzt, der wohl weniger daraufhin abziehen soll, den Kampf überhaupt zu verhindern, als unter den Zuschauern Stimmung für das ‚Lehmgesicht aus Alabama‘ zu machen.« Der Kampf war Tage vorher ausverkauft.

Am Tag des Einwiegens wurde es wirklich ungemütlich. Schmeling versuchte, die Aggressionen, die ihm begegneten, als Aggressionen gegen Hitler-Deutschland zu werten. Aber beim Einwiegen wurde er gezwungen, sich komplett zu entkleiden, inklusive der Sporthose. Völlig entblößt vor seinem Gegner, dem Publikum, den Pressevertretern, den Kameras stand er auf der Waage. 800 Polizisten sicherten das *Yankee*

Stadium ab, weil sie Ausschreitungen fürchteten, falls Schmeling gewinnen würde. Hunderte Journalisten aus 36 Ländern und Funktionäre wie James A. Farley, der alte NYSAC-Mann, der Schmeling so sehr geholfen hatte, waren anwesend. Farley war inzwischen in die Politik gegangen, er hatte Roosevelt bei dessen Präsidentschaftswahlkampf geholfen.

Machon und Schmeling waren allein in der Kabine in den Minuten vor dem Kampf. Joe Jacobs war unter Vorwänden verboten worden, sich der Kabine und dem Ring zu nähern. Doc Casey hatte nicht mehr die Nerven gehabt, sich mit Schmeling am Ring sehen zu lassen. Er hatte kapituliert angesichts der Drohungen, die auf Schmeling und auch auf ihn selbst, als dessen amerikanischen Trainer, niedergingen. Als Machon also in die gegnerische Kabine musste, um Louis' Bandaugen zu prüfen, war Schmeling zum ersten Mal seit vielen Jahren vor einem Kampf allein.

Als Louis in den Ring steigt, mit den Hoffnungen aller Amerikaner auf seinen Schultern, wirkt er ängstlich. Alle seine Gegner hatte er mit Leichtigkeit besiegt, alle hatte er deklassiert, aber er weiß: Wenn er diesen Schmeling in ihrem zweiten Kampf nicht schlagen kann, wäre das alles nichts wert gewesen. Dann wäre er nicht mehr Weltmeister, hätte es nie verdient gehabt, einer zu sein, wäre eine Enttäuschung für alle Amerikaner, die hofften, dass er stellvertretend für sie die Nazis schlagen würde, die Schmeling als ihren Stellvertreter geschickt haben. Als die Glocke den Beginn des Kampfes verkündet, dringt Louis ein auf den einzigen Angstgegner, den er hat. Auf Schmeling, jenes unrasierte, schon ein wenig ältere Gesicht mit den buschigen Augenbrauen und den verschwindenden Pupillen, das sich so vorzüglich zur Ikonisierung eignet und das Louis in allen Zeitungen und Illustrierten immer wieder ansehen musste, wenn seine eigene Karriere beschrieben wurde.

Louis hämmert auf seinen Gegner ein, als hinge sein Leben davon ab, er entlädt all seine Angst in schnellen, eisenharten Schlägen, die zu aggressiv sind, um genau zu sein, die aber nicht völlig verfehlten, so-

dass ihn die Wucht seiner eigenen Schläge mit sich reißen würde. Er schlägt mächtige Haken auf Schmelings Deckung, zum Körper, zum Kopf, er versucht nicht zu boxen, sondern eine Wand mit seinen Schlägen zum Einsturz zu bringen. Immer mehr Schläge drischt er auf Schmeling, ab der 60. Sekunde beginnt Schmelings Deckung zu brennen, nun treffen einige von Louis' Hieben seinen Gegner durch die löscherige Deckung hindurch, nach etwa 90 Sekunden zum ersten Mal, mehr durch Zufall, Schmelings Kinn, der zu Boden geht, sofort wieder aufspringt, sozusagen noch aus der Hocke, um weitere Schläge entgegenzunehmen.

Louis verfolgt ihn, schlägt weiter auf ihn ein. Als Schmeling sich abwendet, trifft einer von Louis' Aufwärtshaken den Deutschen im Rücken, Schmeling schreit nicht, er quickt, aber Louis hämmert weiter alles raus, was er an Kraft hat. Wenn er so weiterkämpft, ist Louis in der nächsten Runde am Ende, spätestens in der übernächsten, solch ein Tempo hält auch ein trainierter Schwerathlet nicht durch, aber Schmeling beginnt umzuknicken, als haben seine Wurzeln keinen Halt mehr, und im Fallen schlägt Louis ihm noch einige seiner furchtbaren Haken hinterher. Schmeling liegt auf dem Boden, versucht hochzukommen.

Louis hat immer noch Angst, Angst dass dies alles nicht reicht, seine Kraft nicht genug ist, am liebsten würde er jetzt direkt noch nachsetzen, dem hochkommenden Schmeling gleich noch die härtesten Fäuste an den Kopf schlagen, die er aus sich herausquetschen kann – aber Arthur Donovan, wie schon im ersten Kampf der Ringrichter, schickt ihn weg, damit er zählen kann. Das Handtuch aus Schmelings Ecke fliegt herein, Machon gibt den Kampf auf, aber Donovan nimmt das Handtuch nur und legt es über ein Ringseil wie über einen Handtuchhalter, denn in New York gilt die Regel nicht, dass ein Trainer durch das Werfen des Handtuchs den Kampf seines Boxers aufgeben kann. Schließlich springt Machon in den Ring und rennt auf Schmeling zu, der immer noch mit seinem Bewusstsein kämpft, der immer noch versucht, wieder hochzukommen. Damit beendet Machon dieses Gemetzel. Nach 124 Sekunden.

Als Max Schmeling in den Ring steigt, ist er voller Zuversicht, er hat keinen Grund, daran zu zweifeln, dass er Louis schlagen kann. Er hat es einmal geschafft, er kann es wieder schaffen. Die anderen Gegner von Louis hatten sich selbst besiegt, hatten so viel Angst, dass sie dem Wunderboxer nichts entgegensezten konnten. Er hat keine Angst, endlich, nach sechs Jahren, die er wie ein Sitzengelassener in einem Spitzenrestaurant gewartet hat, dass sie ihm endlich wieder eine Chance geben, den Titel, *seinen* Titel zurückzugewinnen. Jetzt, da er die Chance hat, als erster Boxer der Geschichte zum zweiten Mal Weltmeister zu werden, ist er zuversichtlich. Er weiß, wie sein Gegner zu schlagen ist.

Als der Kampf beginnt, stürmt Louis auf ihn zu, wie er es erwartet hat. Es war von vornherein klar, dass Louis diesmal nicht den Fehler machen würde, mit dem Taktiker herumzuspielen, Louis hämmert wild auf ihn ein. Max Schmeling zieht sich zurück, hält seine Deckung oben, versucht aber auch, den Kampf seines Gegners zu stören, selbst die Rechte ins Ziel zu bringen. Doch Louis ist wie besessen, spürt keine Treffer und schlägt, als habe er tausend Boxer in sich, als würde die ganze Nation für ihn atmen, als habe er die Luft, einen Berg abzutragen, er schlägt und schlägt und trifft kaum, höchstens die Deckung. Aber nach 60 Sekunden fängt jeder Treffer an wehzutun, selbst die, die auf die Arme gehen, selbst die, die Schmeling kurz vor seinem Kopf abfangen kann.

Schmeling weiß, dass Louis dieses Tempo trotz seiner Jugend niemals einen ganzen Kampf lang durchhalten kann, aber er spürt auch, dass etwas schief läuft, er verliert die Kontrolle, die Übersicht. So viele Schläge krachen auf ihn ein, dass er nicht mehr instinktiv abschätzen kann, woher der nächste kommt, er sieht sie nicht mehr aus dem Augenwinkel, und seine jahrelange Erfahrung sagt ihm auch nicht, wo sie herkommen könnten, denn das hier hat nichts zu tun mit irgendetwas, was ihm in den letzten Jahren passiert ist. Er versucht zu konttern, und plötzlich knallt eine Faust, irgendeine der vielen Fäuste, die ihm entgegenjagen, auf seinen Kopf, und sein Bewusstsein zerspringt in tausend kleine Teile, die sich fast ebenso schnell wieder zusammensetzen, wie sie auseinander geplatzt sind.

Aber nicht alle Teile haben ihren richtigen Platz gefunden, als er wieder steht, Ringrichter Donovan den Kampf freigibt und Louis weitermacht wie eine Schlagmaschine. Schmeling sieht nichts mehr und kann nicht mehr begreifen, was hier stattfindet. Er stolpert rückwärts, hält sich am Seil fest, dreht sich instinktiv weg. Plötzlich durchfährt ein Schmerz seinen Rücken, wie er ihn noch nie erlebt hat. Er kennt den dumpfen Schmerz von Treffern, die ihn erschüttern, er weiß, wie es sich anfühlt, wenn ein harter Hieb seinen Kiefer trifft, all das kann er absorbieren. Aber das hier fühlt sich so an, als würde eine glühende Klinge in sein Rückenmark getrieben und schicke von dort ihren Schmerz in jedes Ende seiner Nervenbahnen. Sein Bewusstsein verlässt seinen Körper. Später muss man ihm erzählen, wie er anschließend unter den letzten Schlägen Louis langsam zusammengebrochen ist, wie er noch versucht hat, wieder hochzukommen, und wie Max Machon, in Sorge, dass Schmeling totgeschlagen wird, zuerst das Handtuch in den Ring wirft und schließlich selbst hinterher-springt, damit diese Schlacht keinen Toten hinterlässt und der Kampf beendet wird, und damit Schmelings Karriere, nach 124 Sekunden.

KAPITEL 20

Heimat

»Wenn Joe Louis anwesend ist,
bin ich nicht der Größte.«

Muhammad Ali

Im *Yankee Stadium* kannte der Jubel keine Grenzen. Joe Louis wurde in dieser Nacht zu einem Volkshelden. Paul und Sonja Damski waren unter den 80 000 Besuchern und sahen den schnellen Niedergang Schmelings. Ein Abend, an dem »wir voller Freude herumhüpften, als Louis ihn in der ersten Runde k.o. schlug«, wie Damski sich erinnerte. Die Massen jubelten in Louis dem ersten schwarzen Volkshelden zu, als Schmeling bereits mit einer Eskorte in das Policlinic Hospital gefahren wurde.

Anny Ondra hatte die Niederlage im Radio verfolgt. Mit Kollegen verbrachte sie die Nacht vor dem Volksempfänger in München, wo sie gerade *Narren im Schnee* drehte. Auch die Kollegen aus den Nachbarateliers waren anwesend – niemand wollte den zweiten *Kampf des Jahrhunderts* verpassen. Es folgten schreckliche Momente für Anny Ondra. Die Radioübertragung brach ab, als ihr Mann unter einem mörderischen Schlaghagel begraben wurde und das Handtuch in den Ring segelte. Danach war Schluss. Die Nazis wollten die Niederlage nicht übertragen, aber alle konnten sich denken, dass es nicht gut ausgegangen war. Das Radio spielte Musik, ein Sprecher sagte ein paar Schlussworte zur Nacht.

Die Kollegen versuchten Anny Ondra zu trösten. Einer der Beleuchter, ein Bayer, heiterte sie mit einem Witz auf: »Wenn's scho unbedingt an Sportsmann ham heiraten wollen, warum ham's dann nicht an Angler g'nommen?« Nur wer ein gutes Radio hatte und zu

einem englischen Sender wechseln konnte, wurde später in der Nacht Zeuge, wie Schmeling sich auf Englisch bei seinen wenigen noch verbliebenen Fans entschuldigte: »Es tut mir leid, dass ich keinen Kampf liefern konnte, aber dieser Schlag an die Nieren hat mich direkt gelähmt.«

Der Film von diesem Kampf, für sehr viel Geld erworben, wurde in Deutschland nicht gezeigt. Zu arg wurde Schmeling darin zusammengedroschen. Die Röntgenaufnahmen, die im Krankenhaus gemacht wurden, zeigten, dass der linke Dornfortsatz des dritten Wirbelsäulengliedes zweimal gebrochen war – die Ursache des unerträglichen Schmerzes, der ihn hatte aufschreien lassen. Der vorangegangene Schlag von Louis war irregulär, aber Schmeling hatte sich weggedreht, und das darf ein Boxer nicht, schon gar nicht, wenn der Gegner gerade eine Serie schlägt. Ringrichter Donovan hatte nicht erkennen können, wo Schmeling getroffen wurde, weil Joe Louis in diesem Moment zwischen ihm und Schmeling stand.

Natürlich wurde dieser Schlag im *Boxsport* als Regelverstoß bezeichnet. Natürlich war die vorherrschende Meinung in Deutschland, dass Schmeling diesen Kampf nicht verloren hätte, wenn Louis ihn nicht unfair getroffen hätte. Die Berliner Zeitung *Germania* berichtete ihren Lesern: »Der deutsche Meister führt die Niederlage auf einen schweren und außerordentlich schmerzhaften Schlag in die Nierengegend zurück, eine grobe Regelwidrigkeit, die der sonst sehr aufmerksame Ringrichter aber nicht gesehen hat. Nur so erklärt sich die bittere Niederlage, mit der man nie und nimmer rechnen konnte.«

Schmeling selbst wusste, dass Louis ihn einfach überrannt hatte, dass es an diesem Abend nichts gab, was er dem Ausnahmeboxer entgegensetzen konnte. Er hatte verloren, es gab keine Ausreden, nur Erklärungen, er war ja dabei gewesen. Louis wollte Schmeling am nächsten Tag im Krankenhaus besuchen, aber er wurde nicht vorgelassen. Machon und Joe Jacobs ließen niemanden zu Schmeling durch – nicht mal seinen Gegner. Als Schmeling wieder einigermaßen bei Bewusstsein war, hatte er unangenehmeren Besuch. Der deutsche Botschafter Dyckhoff stand an seinem Krankenbett und forderte Schmeling auf,

Protest wegen des verbotenen Schlages einzulegen. Schmeling wollte nicht.

»Wir haben uns vor aller Welt blamiert! Nur Sie alleine können da noch eine Wende bringen!«, schrie Dyckhoff ihn daraufhin an. Er hatte ein Fernschreiben aus Berlin bekommen, auf Schmeling einzuwirken. Aber Schmeling drehte sich nur zur Seite, und ein Arzt zog den wütenden Botschafter aus dem Krankenzimmer. Die Rückkehr nach Deutschland auf der »Bremen« musste Schmeling in einem Streckverband absolvieren, die meiste Zeit lag er auf seiner Kabine. Er hatte viel Zeit, um über das Ende seiner Karriere und sein Leben in Deutschland nachzudenken. Man konnte ihm beim Einchecken auf dem Schiff schon ansehen, dass er mit gemischten Gefühlen nach Hause fuhr.

Anfang Juli lag er endlich in einem Krankenhaus in Deutschland und wartete auf Genesung. Es kamen Blumen und Besserungswünsche. Viele Freunde, Schauspieler, Journalisten erkundigten sich nach seinem Befinden. Nur die Offiziellen hielten sich zurück. Aber er war nicht völlig in Ungnade gefallen. Zum Reichsparteitag im September war er wieder als prominenter Guest eingeladen. Er war nur einfach kein Mann mehr, mit dessen Stärke man sich schmücken konnte.

Schmeling kümmerte sich um sein Privatleben. Anny Ondra und er gaben das Haus in Bad Saarow auf, welches sie nach dem Brand wiederaufgebaut hatten. Sie verkauften auch die Stadtwohnung in Berlin und mieteten sich stattdessen eine Wohnung in Dahlem, um weiterhin ein Bein in der



Spuren des Ruhms: Max Schmeling unter seinen Siegerkranzschleifen in seinem Haus in Berlin-Dahlem.

Hauptstadt zu haben. Sie kauften sich ein altes Rittergut in Ponickel in Pommern, nicht weit entfernt von Schmelings Geburtsort. Aber weit genug von Berlin und auch von Schwanenwerder, wo sie so oft bei den Goebbels zu Gast waren. Orte, die nun unwichtiger wurden.

Mit dem alten Gut erwarben sie auch 3 000 Morgen Land. 700 davon wurden landwirtschaftlich genutzt. Es gab ein Herrenhaus, in dem die Schmelings lebten, und 17 weitere Häuser, in denen unter anderem die Angestellten für die Forst- und Landwirtschaft wohnten. Sie waren Gutsbesitzer geworden. Schmeling hatte seine Frau nicht groß gefragt, ob sie dieses Leben wollte. Anny Ondra hatte Ponickel nicht mal gesehen, bevor er es kaufte. »Es gibt ganz dicke Hirsche und Wildschweine«, erzählte er ihr begeistert. Sie freute sich mit ihm. Ponickel war ein bisschen verwahrlost und musste dringend renoviert werden. Schmeling kaufte sich und seiner Frau eine Lebensaufgabe. Etwas, das ihn auf Trab halten würde, wenn seine Boxkarriere zu Ende war. Und das konnte nicht mehr lange dauern. Und auch Anny Ondra wurde mit 35 Jahren langsam zu alt für die Filme, in denen sie mitspielte. Sie hatten finanziell ausgesorgt, aber sie waren zu jung, um von nun an ein ereignisloses Leben ohne Veränderung zu führen. Wahrscheinlich wollten sie auch ein Nest bauen. Aber nach einem Autounfall wurde Anny Ondra in diesem Jahr in ein Krankenhaus eingeliefert, wo sie eine Fehlgeburt erlitt. Die Ehe der beiden sollte kinderlos bleiben.

Erst nachdem die beiden sich als neue Besitzer in Ponickel eingeführt hatten, setzte Schmeling sich mit Machon zusammen, um Pläne für das weitere Leben zu schmieden. Die Möglichkeiten schwanden. Schmeling war 33 Jahre alt, er hatte bereits über 60 Kämpfe bestritten, viele davon waren über viele Runden gegangen. Sein Körper machte Probleme, vor allem der Rücken war noch nicht schmerzfrei. Gegen wen sollte er noch boxen? Ein dritter Kampf gegen Louis wäre logisch gewesen. Aber abgesehen davon, dass die Nazis das nicht gerne gesehen hätten, waren Louis, sein Manager Roxborough und Mike Jacobs vom *20th Century Boxing Club* der Meinung, dass ihr Mann seinen Makel deutlich genug ausgewetzt hatte. Von nun an

schlug Louis alle paar Wochen einen neuen Gegner zusammen, wer auch immer irre genug war, sich ihm in den Weg zu stellen. Nach kurzer Zeit wurde dieses Vorgehen als *Bum-of-the-Month-Tour* bezeichnet: Louis schlug den »Deppen des Monats« k.o. Warum sollte er sich mit dem ausgemusterten Schmeling auseinander setzen, der politisch in den USA schwer zu vermitteln war? Um sich noch einmal in den Weltranglisten hochzuboxen, war Schmeling definitiv zu alt. Außerdem musste er sich nichts mehr beweisen. Er suchte nur noch nach einem guten Absprung. Einen letzten Kampf, mit dem er Abschied nehmen konnte. Auch Machon, der zunächst traurig war, dass Schmeling sich nach Ponickel zurückzog, musste einsehen, dass es Zeit wurde, sich zur Ruhe zu setzen.

Anfang November dieses Jahres bedrängte die politische Realität Schmeling so stark, dass er sie nicht mehr ignorieren konnte. Sie erschien in Gestalt von David Lewin an der Tür seiner Suite im Hotel Excelsior in Berlin. Lewin hatte in Potsdam mehrere Hotels und Restaurants und in Berlin ein Bekleidungsgeschäft betrieben, bevor ihn die Schikanen trafen, die den Juden das Leben in Deutschland zur Hölle machten. Max Schmeling war, seit sein Ruhm und sein Reichtum ihm das ermöglichten, ein regelmäßiger Kunde bei Lewin geworden. Er ließ sich seine Anzüge bei den Lewins machen, feierte die eine oder andere Party mit David Lewin, und er stieg bei Lewin ab, wenn er außerhalb Berlins trainierte. Lewin hatte Schmeling am Anfang von dessen Karriere ein bisschen in die besseren Kreise Berlins eingeführt. Er hatte auch für Schmelings elegantes Auftreten in gutem Tuch gesorgt und war regelmäßiger Besucher in der »Sportbar Roxy«. David Lewin war ein Lebemann, er saß bei vielen Boxkämpfen in der ersten Reihe und hatte eine große Schwäche für die vielen Vergnügungen, die die Weimarer Republik für wohlhabende Berliner bereithielt.

Am 7. November hatte der deutsch-polnische Jude Herschel Grynszpan aus Verzweiflung über sein eigenes Schicksal und um auf die Abschiebung von 17 000 Juden nach Polen aufmerksam zu machen einen Mitarbeiter der deutschen Botschaft in Paris angeschossen, der zwei Tage später starb. Wie schon beim Reichstagsbrand 1933

nutzten die Nazis dies für ihre Zwecke aus. Die antisemitische Hetze in Deutschland kochte endgültig über. Goebbels hatte die Zeitungen angewiesen, Grynszpans Attentat auf den Titelseiten zu bringen. Den verbliebenen Juden in Deutschland zeigte das an, dass sie sich spätestens jetzt auf die Flucht begeben mussten, um nicht den Prügelbanden der SA und SS zum Opfer zu fallen. Aus gut informierter Quelle hatte David Lewin von den bevorstehenden Gewalttaten gegen Juden gehört. Die SA war bereits in die Wohnung der Lewins eingebrochen, während der Vater noch versuchte, Tickets für eine Flucht von seinem verbliebenen Vermögen zu organisieren.

Lewin war zu bekannt in der Stadt, um sich frei bewegen zu können, also wollte er zunächst seine beiden Söhne in Sicherheit bringen für die Tage nach dem Attentat. Lewin hatte engere Freunde und viele Bekannte gefragt, ob sie seine Söhne für ein paar Tage beherbergen könnten. Sie hatten sich geweigert oder einfach verleugnen lassen, bevor er sich in seiner Verzweiflung schließlich an Schmeling wandte, den er eigentlich nicht gut genug kannte, um ihm solch einen Gefallen abzuringen. Aber als Lewin ihn bat, seine Söhne für ein paar Tage bei sich aufzunehmen, bis die Stimmung sich etwas gelegt hatte und Lewin einen Weg zur Flucht vorbereitet hatte, war Schmeling sofort einverstanden. Lewin hatte den Eindruck, dass Schmeling sich regelrecht freute, ihm diesen Gefallen tun zu können. Schmeling hatte sich zwar nie verantwortlich gezeigt für die Umstände, denen er diente, aber als er Verantwortung für einzelne Personen übernehmen sollte, tat er dies ohne Zögern.

Schmeling schmuggelte die Jungen an der Rezeption vorbei in seine Suite. Werner, 16 Jahre alt, und Heinz, ein Jahr jünger, waren natürlich in der Lage, ihre Situation einzuschätzen, obwohl ihre Eltern stets alles Bedrohliche vor ihnen versteckt hielten. Aber sie kannten Max Schmeling als prominenten Bekannten ihres Vaters und als Boxweltmeister. Sie fühlten sich sicher bei ihm. Die nächsten Tage verbrachten die drei in Schmelings Suite. Schmeling war eigentlich nur in Berlin, um ein paar Geschäftsgespräche zu führen – nun musste er länger bleiben. Er hängte ein »Bitte nicht stören«-Schild an die Tür und er-

klärte an der Rezeption, dass er sich nicht wohl fühle. Wenn Essen aufs Zimmer kam, mussten die Jungs sich im Nebenzimmer verstecken. Bis zum 11. November verließ Schmeling die Suite nicht, plauderte und spielte Karten und Schach mit den beiden. David Lewin meldete sich zwischendurch, wenn es Neuigkeiten gab.

Schmeling war sich bewusst, welches Risiko er einging. Während er versuchte, den beiden Kindern zu erklären, in welcher Lage sie waren, musste er auch seine eigenen Sorgen niederkämpfen. Während er nur darauf hoffen konnte, dass David Lewin einen Ausweg aus dieser Lage finden und sie sich bald treffen würden, kündigte sich auf den Straßen Berlins, aber auch in vielen anderen Städten Deutschlands die »Reichskristallnacht« an. Vom 9. auf den 10. November 1938 schlugen SA und SS unerbittlich zu. Nicht direkt unterstützt von der breiten Bevölkerung, aber auch nicht daran gehindert, wurden in dieser Nacht 30 000 Juden verschleppt, 91 wurden unmittelbar bei der Gewaltorgie getötet. Die Nazis brannten Synagogen nieder und verwüsteten Tausende von jüdischen Geschäften. Die Feuerwehr und die Polizei achteten lediglich darauf, dass Flammen und Gewalt nicht auf Deutsche und ihr Eigentum übertraten. Nachdem der erste Rausch der Gewalt sich gelegt hatte, brachte Schmeling die Kinder in seinem Mercedes Coupé aus dem Hotel in seine Privatwohnung, wo sie weniger unter Beobachtung waren. Heinz Lewin erinnerte sich später an diese Reise: »Als wir durch die Dunkelheit zum Auto gingen, wimmelte es auf den Straßen von Gestapo-Leuten. Es war gespenstisch ruhig. Die uniformierten Männer mit ihrem Furcht einflößenden Aussehen guckten uns an, als wüssten sie genau, dass wir Juden sind. Ich glaube, sie hätten uns am liebsten sofort vernichtet. Doch alle schwiegen, keiner traute sich, den Boxchampion anzusprechen.«

Schmeling wurde überall in Deutschland erkannt. Das Risiko, aufzufallen, war enorm hoch. Aber Schmeling galt auch als Heldenfigur, wenn nicht gar als Freund des Führers. Man hätte als Gestapo-Mann schon einen Mut gebraucht, um Schmeling auf seine jugendlichen Begleiter anzusprechen. David Lewin hatte die Flucht nach Shanghai organisiert und meldete sich wenige Tage später bei Schmeling. Am

14. November brachte Schmeling die Jungen zu ihrem Vater. Die Lewins mussten sich noch einige Zeit in Berlin versteckt halten, aber sie blieben nun zusammen, und schließlich konnten sie unbeschadet fliehen. Es sollte ein halbes Jahrhundert dauern, bis diese Episode in Schmelings Lebenslauf wieder von Bedeutung werden würde.

Im März 1939 war Schmeling wieder in New York, um sich um einen großen Kampf zu bemühen. Wenn nicht gegen Louis, dann gegen Max Baer, der immer noch im Geschäft war. Joe Jacobs, mit dem Schmeling inzwischen nicht mehr regulär zusammenarbeitete, hatte einen Kampf in Aussicht gestellt, aber sich offenbar so wenig darum bemüht, dass es in den drei Wochen, die Schmeling in New York war, nicht mal zu einem Treffen mit Jacobs kam. Schmeling war schwer vermittelbar geworden – Jacobs kümmerte sich lieber um Boxer, mit denen er auch in Zukunft zusammenarbeiten konnte.

Als Schmeling in den USA war, wurde Machon in die Reichssportführung zum Referenten von Hans von Tschammer und Osten bestellt, mit dem Schmeling es sich ohnehin vor Jahren schon verscherzt hatte. Man wollte von Machon wissen, was an den Gerüchten dran sei, dass Schmeling sich wieder um einen Kampf in den USA bemühte. Kurz darauf bekam Schmeling Post von der Reichssportführung. In dem Schreiben stand: »Ich möchte auch Ihnen gegenüber meine heutige Unterredung mit Herrn Max Machon bestätigen, indem ich Herrn Machon mitteilte, dass der Führer durch seine Adjutantur hat mitteilen lassen, dass ein Start von Ihnen in Amerika nicht erwünscht sei. Ich darf Sie bitten, irgendwelche bereits eingeleiteten Verhandlungen also nicht fortzusetzen. Ich sehe davon ab, ein offizielles Startverbot auszusprechen und zu veröffentlichen, weil die Übermittlung des Führerwunsches für uns ja selbstverständlich Befehl ist.«

Es folgte ein Briefwechsel, in dem Schmeling sich darüber erregte, dass man ihm die Fähigkeiten absprach, einen guten Kampf abzuliefern. In der Reichssportführung ruderte man zurück, schrieb davon, dass man sich ganz allgemein über die nachlassenden Körperreaktionen eines über 30-jährigen Boxers sorgte. Unter dem Strich blieb die Sache gesagt, ohne dass Schmelings Ehre weiter angetastet wurde.

Hitler musste sich selbst nicht dazu äußern, die Harmonie blieb gewahrt. Zum 50. Geburtstag Hitlers gratulierte Schmeling, per Telegramm an den Obersalzberg: »Führer und Reichskanzler Adolf Hitler, Berchtesgaden. Herzlichste Osterwünsche und ergebenste Grüße senden Ihnen Max Schmeling und Frau.«

Schmeling sollte also nicht mehr im internationalen Wettbewerb boxen. Man fürchtete, dass er in Amerika versagen könnte. Es blieb noch ein Titel, den er nie gewonnen hatte und der außerhalb der USA vergeben wurde: die Europameisterschaft. Schmeling hatte diesen Titel im Halbschwergewicht gehalten. Im Schwergewicht hatte er nie darum gekämpft, er hatte als deutscher Meister direkt die Weltmeisterschaft angegangen. Am 17. März 1939 hatte Adolf Heuser, ein kleiner, enorm kräftiger Mann, der die »Rheinische Bulldogge« genannt wurde, den Europameister aus Wien, Heinz Lazek, geschlagen. Also boxte Schmeling gegen Adolf Heuser. Der Kampf wurde für den 2. Juli angesetzt, auf der »Adolf-Hitler-Kampfbahn« in Stuttgart.

Heuser war ein starker Kämpfer, neben Schmeling sicher einer der besten deutschen Boxer zu dieser Zeit. Obwohl er nur 1,73 Meter groß war, brachte er austrainiert 78 Kilogramm auf die Waage. Seine angestammte Gewichtsklasse war eigentlich das Halbschwergewicht. Aber Heuser war so schlagstark, dass er bereits viele Schwergewichte von den Füßen geholt hatte. Heuser war drei Jahre jünger als Schmeling, hatte aber bereits 70 Siege und sieben Niederlagen im Kampfrekord. Schmeling hatte bislang 64 Profikämpfe gemacht. Achtmal hatte er verloren, fünfmal durch k.o. Der letzte Kampf war die verheerende Niederlage gegen Louis gewesen. Schmeling, obwohl größer als Heuser und international erfolgreicher gewesen, galt nicht als Favorit. Niemand wusste, wie er die Niederlage gegen Louis physisch und psychisch verarbeitet hatte. Sein Körper machte ihm im Trainingslager immer mehr zu schaffen. Sein Rücken schmerzte, in der Vorbereitung auf den Heuser-Kampf hatte er sich obendrein eine Sehnenzerrung im Schultergelenk zugezogen, die ihn im Training zurückwarf.

Am 2. Juli füllten sich die Tribünen der »Adolf-Hitler-Kampfbahn« in der Mercedesstraße in Stuttgart nur langsam. Es hatte die

ganze Nacht hindurch stark geregnet. Bis um 15 Uhr, dem Start der Hauptveranstaltung, waren etwa 70 000 Menschen im Stadion, die ersten Reihen hatten sich die Nazi-Bonzen gesichert. Den Rasen des Stadions hatte man mit Holzplanken belegt und Stühle aufgestellt. Vor dem Kampf wurde einige alte und aktive Kämpfer vorgestellt, die immer noch Stars im Deutschen Reich waren. Es kletterten durch die Ringseile: Hermann Herse, Hein Domgörgen, Hans Breitensträter, Franz Diener, Heinz Lazek, der ehemalige Europameister aus Wien, Arno Kölblin, der amtierende deutsche Meister. Und Walter Neusel, der übergangen worden war, damit Schmeling gegen Heuser kämpfen konnte. Es wurde eine Abschiedsvorstellung für Schmeling. Die ganze Boxprominenz war da, Machon stand in seiner Ecke. Nur Joe Jacobs fehlte.

Der Kampf wird noch einmal zu einer Starvorstellung für Schmeling. Nach 100 Sekunden in der ersten Runde lässt er seiner vorbereitenden Linken eine harte Rechte folgen, die Heuser präzise trifft. Heuser geht so schwer k.o., dass er vornüber kippt, ohne noch seine Fäuste zur Dämpfung des Sturzes hochnehmen zu können. Er knallt mit dem Kopf ungedämpft auf den Ringboden. Er wird ausgezählt, und Heusers Frau steigt nach dem »Aus!« schreiend und weinend in den Ring, weil ihr Mann sich noch immer nicht röhrt. Auch Schmeling bekommt Angst, aber Heuser kommt schließlich wieder zu Bewusstsein. »Der war schon nicht umsonst Schwergewichtsweltmeister«, sagte der Geschlagene anschließend.

Goebbels notierte einen Tag später, am 3. Juli 1939, in sein Tagebuch: »Schmeling schlägt Heuser in der ersten Runde k.o. Das hätte man dem guten Maxe gar nicht zugetraut.« Auch Hitler, dem Schmeling kurz nach dem Kampf im Theater begegnete, sagte im Vorbeigehen: »Na, es geht ja noch so ungefähr!«

Max Schmeling sah den Heuser-Kampf nur als Station auf dem Weg nach New York. Aber die Europameisterschaft war der letzte Titel, den er als Boxer noch erringen sollte. Seine Karriere war vorbei.

KAPITEL 21

Krieg

»Die Vergangenheit türmt sich auf,
die Zukunft nimmt ab.

Die Möglichkeiten verringern sich,
das Bedauern nimmt zu.«

Haruki Murakami

Nachdem Max Schmeling Europameister geworden war, erneuerte er noch mal seine Forderungen nach einem bedeutenden Kampf in den USA. Gerne gegen Joe Louis. Mitte Juli war Schmeling zu einer Unterredung bei Hitler geladen, in deren Verlauf wohl die Aussichten erörtert wurden, die ein Kampf in Amerika eröffnen würde. Die *BZ am Mittag* verkündete kurz darauf: »Schmeling sagt USA ab.« Schmeling wollte sich nun um einen Kampf mit Walter Neusel bemühen. Die beiden großen deutschen Namen im Schwergewicht sollten den Europameistertitel untereinander ausboxen. »Alle Amerikapläne müssen dahinter zurückgestellt werden«, sagte Schmeling. Aber konkrete Angebote lagen ohnehin nicht vor.

Die Nazis wollten eine weitere deutsche Großveranstaltung aufziehen, ganz ohne die Hilfe von Promotern. Während Schmeling seinen Titel gegen Neusel verteidigte, sollten der deutsche Meister Arno Kölblin und der ehemalige Europameister Heinz Lazek gegeneinander um das Recht kämpfen, den Sieger des Hauptkampfes herauszufordern. Die Veranstaltung wurde für den 1. Oktober 1939 angesetzt. Doch es kam nicht mehr dazu, denn am 1. September 1939 begann Adolf Hitler den Zweiten Weltkrieg. In der Nacht auf den 1. September saß Schmeling auf seinem Hochsitz in Ponickel und hörte das dumpfe Donnern der Bomberverbände, die Angriffe auf die Polen flohen. Er konnte Fliegerstaffeln im Morgengrauen ausmachen. Die Wehrmachtseinheiten, die in der Umgebung von Gut Ponickel unter-

gebracht waren, waren die Ersten, die in Polen einfielen. Am 3. September fand Schmeling sich wieder in Berlin ein, um von dort mit Max Machon ins Trainingsquartier nach Westfalen zu reisen. Er wollte in Haltern bei Recklinghausen trainieren, in der Nähe eines großen Stausees, der ein beliebtes Ausflugsziel geworden war. Es wurde nach amerikanischem Vorbild gearbeitet – die Camps sollten sich mit Besuchern füllen. Noch am 4. September waren im *Boxsport* Durchhalteparolen zu lesen. Während der Krieg lostobte, »soll jeder auf seinem Posten bleiben und den sportlichen Betrieb weiterführen. Wer rastet, der rostet, und wir haben keine Veranlassung, die sportliche Betätigung im Boxen einzustellen.«

In den nächsten Wochen konnte Erwin Thoma, der Reporter, der Schmeling einst auf der Amateurmeisterschaft in Chemnitz entdeckt hatte und inzwischen Chef beim *Boxsport* war, seine braune Gesinnung ausleben. Fast ein bisschen albern wirken heute, im Rückblick, die hemmungslosen Flammtexte in einer Boxzeitschrift gegen die Polen, die »die Fackel brutaler Gewalt in deutsches Land geworfen hätten«. Boxkämpfe gab es weiterhin, allein schon, um den Wehrwillen zu stärken, genau wie die Ufa mit Hochdruck Unterhaltungsfilme drehte. Aber während die Filmindustrie nach dem Weggang der vielen jüdischen Kreativen qualitativ am Boden war, schwächte die Einberufung der Männer in die Wehrmacht das Boxgeschäft in Deutschland. Bereits in der zweiten Kriegswoche musste der Kampf zwischen Schmeling und Neusel abgesagt werden. Die Kampfverträge behielten ihre Gültigkeit, falls die Lage eine baldige Durchführung zulassen sollte.

Aber Schmeling konnte mit diesem erzwungenen Ende seiner Karriere keinen Frieden machen. Am 1. Oktober, dem ursprünglichen Kampftermin, erschien er in der Reichssportführung, um mitzuteilen, dass er gemeinsam mit Machon über Lissabon in die USA ausreisen wollte. Er wollte sich nun auf Biegen und Brechen Joe Louis auf dessen *Bum-of-the-Month-Tour* in den Weg stellen, eine Sensation wiederholen. Noch mal Weltmeister werden und dann abtreten, so, wie es Gene Tunney gelungen war. Das wäre ein perfekter Abschied

geworden. Von Tschammer und Ostens Referent reagierte noch am gleichen Tag, indem er sich bei der Führung rückversicherte, ob das erwünscht war. »Über Kämpfe ist bisher nichts bekannt. Doch besteht die Möglichkeit, dass die Amerikaner wünschen, dass Max Schmeling sich an den Ausscheidungskämpfen um die Weltmeisterschaft bewirbt. Vor einem halben Jahr etwa hatte der Führer aus politischen Gründen ein Wiederauftreten Schmelings in den Vereinigten Staaten nicht gewünscht.«

Die Pressestelle der Reichsregierung sollte entscheiden, »ob Bedenken heute bestehen, wenn Schmeling einige leichtere Kämpfe gegen Schwarze antreten darf, und endlich, wenn er sich in den Vorkämpfen durchsetzen sollte, ob ihm auch ein Kampf gegen Weltmeister Louis gestattet würde.« Es keimte auch kurz der Verdacht auf, dass Schmeling sich absetzen wollte. Aber er wollte tatsächlich nur ein letztes Mal nach der Weltmeisterschaft greifen, bevor er endgültig zu alt dafür war.

Schmeling und Machon kamen auf ihrer letzten gemeinsamen Reise nur bis Madrid. Die Reichssportführung war froh, am 15. November mitteilen zu können »dass der Rückberufungsbefehl Max Schmeling in Madrid erreicht hat. Er ist gestern wieder in Deutschland eingetroffen.« Die Nazis hatten andere Pläne mit Schmeling. Als Boxer konnte er dem Land nur noch Schande bringen, einen weiteren Sieg gegen Louis traute ihm niemand mehr zu. Stattdessen sollte er nicht mehr für Geld, sondern für die Ehre und das Vaterland kämpfen. Die Nazis beriefen ihn zur Wehrmacht ein.

Boxer gelten seit Beginn des Gewaltschauspiels im alten Griechenland als besonders tapfere Männer, da sie sich ihren Ängsten permanent stellen müssen. Cus D'Amato, der legendäre Trainer der Schwergewichtsweltmeister Floyd Patterson und Mike Tyson, drückte es so aus: »Boxen hilft dir, deine Angst zu überwinden. Das heißt nicht, dass es dir die Angst nimmt, aber es wird dir helfen, in der Angst zu leben und zu funktionieren.« Boxer haben also nicht weniger Angst als andere Menschen, aber sie gewöhnen sich daran, weil sie ständig damit konfrontiert sind. Das bedeutet keinesfalls, dass sie besonders

tapfer sind oder begeistert davon, in den Krieg zu ziehen. Schmeling zog es überhaupt nicht an die Front, obwohl er als austrainierter Boxer und Jäger natürlich erstklassig für einen Kampfeinsatz geeignet war.

Bei seiner Musterung begegnete er dem Schauspieler Bernhard Minetti, der, wie so viele andere Prominente, zwar gemustert, aber freigestellt wurde. Beide waren völlig entspannt, als sie sich dort begegneten. Sie wussten, dass der Krieg für sie nur eine ferne Ahnung sein würde. Schmeling war mit seinen knapp 35 Jahren eigentlich über das Einberufungsalter hinaus. Trotzdem fand er sich bei einer Truppenübung der Fallschirmjäger in Wittstock ein. Der Kommandeur der Truppe fragte, ob er sich einen Sprung aus großer Höhe von einem Gestell herunter, der zur Ausbildung gehörte, zutraute. Schmeling sah darin kein Problem.

Als Schmeling sich Mitte Mai 1940 in seiner Kaserne zum Dienst meldete, wurde er von Kommandant Oberstleutnant Udo von Kummer empfangen. Natürlich nahm der Boxer sofort eine prominente Sonderstellung ein. Von den jüngeren Soldaten wurde er so kultisch verehrt, dass ein Autogrammverbot erlassen wurde und nachts zwei bewaffnete Posten vor seiner Stube aufgestellt werden mussten. Schmeling bekam eine Art privilegierten Privatunterricht von dem Fallschirmjägerleutnant Herbert Heiduschke, der gleichzeitig SA-Obersturmbannführer war.

Trotz seiner Fitness schien Schmelings Körper die langjährigen Belastungen allmählich nicht mehr kompensieren zu können. Während seiner Ausbildung musste er eine Meniskusverletzung auskuriert und den Ringfinger der rechten Hand operieren lassen. In dieser Verfassung erschien ein tatsächlicher Kriegseinsatz immer unwahrscheinlicher. Die Meniskusverletzung wurde nicht im Lazarett behandelt – er durfte in eine Privatklinik gehen. Mit seiner Karriere war es vorbei, aber immerhin war er noch amtierender Europameister. Allerdings war von Europa nicht mehr viel übrig. Belgien und Frankreich waren mittlerweile überrannt worden. Das Amt für Truppenbetreuung organisierte Kampfabende in Berlin, Brüssel und Paris. Walter Neusel

kämpfte bei solchen Gelegenheiten, aber Max Schmeling, von Verletzungen geplagt, tauchte nur als Stargast auf.

Ende des Jahres forderte Heinz Lazek, der ehemalige Europameister aus Wien, Schmeling auf, seinen Titel gegen ihn zu verteidigen. Aber Schmeling konnte, wollte oder durfte sich für die erforderliche Vorbereitungszeit nicht beurlauben lassen. Er war auf der Springerschule in Wittstock und hatte seine Pflichtsprünge zu absolvieren. In der Wochenschau wurden Bilder von Schmelings Übungsaltag in Wittstock gezeigt. Dazu hieß es: »Max Schmeling – populärster Boxer und ehemals Weltmeister – hat sich freiwillig zu den Fallschirmjägern gemeldet.« Er eignete sich immer noch perfekt für die Propaganda der Nazis.

Schmeling wurde im Februar 1941 auf Wunsch seines Vorgesetzten, Friedrich August Freiherr von der Heydte, in die Funktion des Sportoffiziers des Bataillons in Bergen-Belsen übernommen. Von der Heydte erinnert sich in seiner Autobiografie an die erste Begegnung mit Schmeling, der sich in der Schreibstube in »nicht gerade militärischer Form« mit den Worten meldete: »Sie gestatten, mein Name ist Schmeling.« Von der Heydte beschreibt das Folgende so: »Bevor ich überhaupt auf diese merkwürdige Meldung reagieren und etwas gestatten oder nicht gestatten konnte, erschien hinter Schmeling in der offenen Tür der später in Kreta gefallene Hauptfeldwebel meines Stabes und führte Schmeling wieder aus dem Raum. Nach etwa einer Stunde kam Schmeling zurück, auf der Uniform Spuren des Sandes von Bergen-Belsen, die offenbar jeder Bürste widerstanden hatten. Er stand vorschriftsmäßig still und meldete sich mit fast zu lauter Stimme: Gefreiter Schmeling meldet sich in das I. Bataillon des Fallschirmjägerregiments 3 versetzt.« Von der Heydte erinnerte sich nicht mehr daran, was mit Max Schmeling in der Zwischenzeit gemacht worden war, welche disziplinarischen Maßnahmen die Kameraden mit ihm durchgeführt hatten, um ihm klar zu machen, dass er hier zu spuren hatte. Aber nach dieser Behandlung auf dem dreckigen Boden von Bergen-Belsen »zeigte sich Schmeling in seiner Kompanie als guter und hilfsbereiter Kamerad, der bestrebt war, seine Pflicht so gut wie möglich zu erfüllen«.

Von der Heydte erinnerte sich auch daran, dass am Rande des Truppenübungsplatzes ein »Munitionsdepot der Waffen-SS« stand. Er schrieb allerdings nichts darüber, dass dieses Depot eigentlich das Konzentrationslager Bergen-Belsen war, in dem seit 1940 Menschen umgebracht wurden – zwischen 80 000 und 100 000 bis zum Ende des Krieges. Entgegen seiner eigenen Erwartungen und der üblichen Vorgehensweise wurde Schmeling noch in diesem Jahr zu einem Einsatz nach Griechenland geschickt. Während Anny Ondra sich allein um Gut Ponickel kümmerte, musste Schmeling sich auf seinen ersten echten Kampfeinsatz vorbereiten.

Am 20. Mai besteigt Max Schmeling auf dem Einsatzflughafen Tornpolia eine Ju 52. Auf langen Bänken sitzen die Fallschirmjäger nebeneinander, um in den Himmel getragen zu werden und dort abzuspringen. Als Schmeling sich in der Maschine umsieht, kann er nur jüngere Gesichter entdecken. Es geht ihm schlecht, er ist krank. Am Abend vor diesem Einsatz hat er sich noch bei Freiherr von der Heydte gemeldet, sein Gesicht weiß wie die Wand, und erklärt, dass er an Diarröhö erkrankt sei. »Ich tröstete ihn unter Hinweis auf die Wasserdichte und Güte unserer Sprungkleidung«, erinnerte sich von der Heydte. Schmeling wollte nicht kneifen. Einige Soldaten, die sich weigerten, an diesem Einsatz teilzunehmen, wurden vom Feldgericht der 7. Fliegerdivision zum Tode verurteilt. Die, die mitmachten, sollten nur geringfügig bessere Überlebenschancen haben.

Als die »Operation Merkur« beginnt, ist es bereits drei Uhr morgens. Seit Ende April ist Griechenland bis auf Kreta von deutschen Truppen besetzt. Kreta ist noch in britischer Hand, unterstützt von australischen, neuseeländischen und griechischen Soldaten. Die »Operation Merkur« soll das größte Luftlandeunternehmen dieses Krieges werden, die Einnahme Kretas gilt als wichtiges strategisches Ziel. Es soll sich allerdings noch zeigen, dass die deutschen Generäle die Wehrfähigkeit der Briten und Griechen stark unterschätzt haben.

Die Maschinen zeichnen sich gut gegen den Himmel über Griechenland ab, als die Ju 52 die Küste vor Kreta erreichen. Die Sonne



Mit 35 Jahren war Max Schmeling eigentlich zu alt für den Kampfeinsatz im Zweiten Weltkrieg. Dennoch meldete er sich als Fallschirmjäger. Im Mai 1941 wurden er und seine Kameraden auf ein Himmelfahrtskommando nach Kreta geschickt.

bricht gerade durch. In den Felsen vor Kreta sitzen englische Soldaten an Flakgeschützen und warten auf ein Ziel. Die Ju 52 fliegen tief, damit die Fallschirmspringer nicht zu lange als Zielscheibe in der Luft schweben. Doch als sich der Himmel über der Insel mit weißen Fallschirmen überzieht, brauchen die britischen Soldaten nur eine Zielübung zu veranstalten, um viele hundert Männer bereits in der Luft zu erschießen. Andere sterben, weil sich ihre Fallschirme nicht oder bei der geringen Fallhöhe nicht rechtzeitig öffnen, um den Aufprall auf die Felsen zu dämpfen. Die überlebenden Wehrmachtssoldaten müssen zu den Paketen kriechen, in denen ihre Ausrüstung steckt und die separat abgeworfen wurden, weil im Zweiten Weltkrieg noch nicht in Kampfmontur abgesprungen wurde. Die Briten müssen sich nur eines dieser Pakete ausgucken und warten, bis ein Wehrmachts-soldat darauf zurollt. Schmeling kracht aus geringer Höhe in einen Weinberg. Sein Fallschirm hat sich geöffnet, aber der Rebstock, in

dem er landet, macht es ihm unmöglich, abzurollen, um den Aufprall abzufangen. Er hat sofort wieder Schmerzen im Meniskus und auch im Rücken. Als er zu seinem Versorgungspaket kriechen will, wird er unter Feuer genommen. Er flieht.

Erst eine Nacht später findet er zu seiner Truppe. Er erreicht den Sammelpunkt humpelnd und ausgezehrt. Die Bazillenruhr, die ihn schon vor dem Absprung geschwächte, ist nun vollends ausgebrochen. Die Nacht verbringt er draußen, abgetrennt von seiner Einheit, um die anderen Soldaten nicht anzustecken. Am nächsten Tag wird er ins Lazarett gebracht, wo seine Krankheit und seine Knieverletzung auskuriert werden können. Der Krieg ist für ihn vorbei. Von 8 000 Männern, die mit ihm abgesprungen sind, kommen über die Hälfte um. Andere werden verwundet oder geraten in Kriegsgefangenschaft.

Als die Nachrichtenagentur Reuters am 30. Mai meldete, dass der ehemalige Weltmeister im Schwergewicht bei seinem Einsatz auf Kreta gefallen sei, fragte niemand mehr nach. United Press hatte die Meldung bereits am 28. Mai in die Welt gesetzt, die *New York Times* hatte am 29. Mai einen Bericht über den Tod Schmelings auf die Titelseite gerückt, der mit »The Last Round« – die letzte Runde – betitelt war. Goebbels notierte in sein Tagebuch: »Unipress meldet, dass Schmeling auf der Flucht aus der Gefangenschaft erschossen worden sei. Aber noch unbestätigt. Das wäre sehr schade um diesen anständigen, braven Jungen.«

Als Reuters die Meldung bestätigte, brach auch für Anny Ondra die Welt zusammen. Aber schon am nächsten Tag konnte Goebbels erleichtert notieren: »Schmeling lebt nun doch noch und liegt in einem Lazarett in Athen. Ich teile das Anny Ondra telephonisch mit, die überglücklich ist. Nach soviel Qualen. Den Schwätzer von Unipress kaufe ich mir nochmals extra. Unipress berichtet übrigens auch von den englischen Grausamkeiten auf Kreta. Wir schieben die Schuld daran vor allem Churchill zu.«

Insgesamt 15 000 deutsche Soldaten sprangen über Kreta ab. General Kurt Student ließ immer weitere Einheiten in den Kugelhagel se-

geln. Die Mehrzahl der Abgesprungenen erreichte den Boden nicht unversehrt. Durch die Dezimierung der deutschen Einheiten konnte nur einer von drei Landeplätzen auf der Insel gesichert werden. Das genügte allerdings, um Kreta langsam durch Luft- und Seeeinheiten zu übernehmen. Am Ende des Einsatzes waren 6 500 Wehrmachtssoldaten tot oder vermisst. Die Griechen, die den Briten zur Seite gestanden hatten, wurden durch General Student schwer bestraft. Er ordnete Vergeltungsmaßnahmen an, bei denen Hunderte von Zivilisten umgebracht wurden. Die Nazi-Propagandamaschine nutzte die Tatsache, dass die britischen Truppen mitsamt ihrer Unterstützer zunächst zahlenmäßig überlegen waren und die deutschen Fallschirmjäger die Insel trotzdem einnehmen konnten, zur Mythologisierung des Kampfwillens der deutschen Truppen.

Schmeling lag zunächst in einem behelfsmäßigen Lazarett im Zuchthaus von Cania. Er war abgemagert. Am 28. Mai wurde er nach Athen verlegt. Das Knie schmerzte, und die Bazillenruhr machte ihm immer noch zu schaffen. An seinem Krankenbett in Athen wurde er von dem Journalisten Harry W. Flannery vom *International News Service* besucht. Flannery wollte ein Interview für CBS machen. Schmeling hatte darum gebeten, das Interview nicht geben zu müssen. Alles, was er sagen würde, könnte ihm als Kriegspropaganda ausgenutzt werden. Aber er wurde nachdrücklich vom Propagandaministerium gebeten, seine Meinung abzugeben. Er versuchte, allen zu genügen.

Flannery sprach Schmeling auf Meldungen aus deutschen Zeitungen an, in denen es hieß, dass britische Soldaten angeblich Wehrmachtssoldaten, die nicht mehr verteidigungsfähig waren, erschossen hätten und dass es zu Folterungen gekommen war. Schmeling berichtete aus seinem eigenen Erleben: »Die englischen Soldaten haben fair gekämpft.« Dann wollte Flannery vom Exchampion wissen, was er von der Möglichkeit hielt, dass Amerika sich in den Krieg mit Deutschland einschalten würde. Schmeling antwortete: »Ich würde so einen Streit auf das Tiefste Bedauern. Amerika ist meine zweite Heimat.« Diese Äußerungen erschienen in der internationalen Presse.

Und sie waren natürlich nicht allen recht. In diesem Fall waren sich Goebbels und Schmeling einig: Der Boxer Max Schmeling sollte besser keine Politik machen.

Nachdem er wieder genesen war, bat Schmeling um Entlassung aus der Truppe. Allerdings sollte er noch einmal zu den Kriegsverbrechen und seinen Äußerungen bezüglich der Engländer auf Kreta aussagen. Heinz Ditgens, sein Freund und Besitzer der »Sportbar Roxy« fuhr ihn zum Gericht. Dort gab Schmeling zu Protokoll: »Ich kann nichts anderes aussagen als die Wahrheit. Die Wahrheit ist, dass zwischen den Kampfhandlungen eine Waffenruhe ausgemacht wurde, um die Verwundeten austauschen zu können. Von Gräueln habe ich nichts bemerkt und nichts gehört!« Damit war endgültig klar, dass er als Waffe zur Kriegspropaganda nicht weiter tauglich war. Er hatte sich rechtzeitig unbrauchbar gemacht, bevor Goebbels' Ministerium ihn an die vorderste Front der Arbeiter für den Kampfeswillen schicken konnte.

In Amerika waren im Anschluss an Meldungen über Schmelings Tod bereits Nachrufe verfasst worden, doch kurz darauf erschienen Berichte, die ihn bei der Entlassung aus dem Krankenhaus zeigten, wieder etwas bei Kräften und mit einem Mantel über den Arm gelegt. Nun erschien unter der Überschrift: »Well, if it isn't old Max!« ein aktuelles Bild Schmelings. Der Text lautete: »Max Schmeling, inzwischen ein Fallschirmjäger der Nazis, der eigentlich als gefallen gemeldet wurde, besuchte kürzlich Brüssel, Belgien, um einen Boxkampf als Ringrichter zu begleiten. Laut der deutschen Presseagentur wurde dieses Bild, gesendet aus Berlin, in Brüssel gemacht. Schmeling verbeugte sich nur kurz vor dem Publikum, weil sein steifes Knie, welches er sich im Kriegseinsatz zugezogen hat, ihn daran hinderte, den Kampf zu leiten.«

Louis soll die Korrektur der Meldung von Schmelings Tod so kommentiert haben: »Schmeling hat schlechte Dinge über meine Brüder gesagt, aber ich bin froh, dass er nicht tot ist.« Louis hatte seine *Bum-of-the-Month-Tour* nun tatsächlich auf Monatsfrequenz hochgefahren – von Januar bis Juni hatte er sechs Boxer k.o. geschlagen. Es wurde ein bisschen langweilig.

Max Schmeling erhielt im Juni das Eiserne Kreuz zweiter Klasse, einen Orden für Pflichterfüllung und Tapferkeit, den die Nazis im Zweiten Weltkrieg schätzungsweise über zwei Millionen Soldaten verliehen. Nach seiner Bitte um Entlassung aus der Truppe, wurde er im Juli zu einer Kraftfahrereinheit versetzt, aber schon bei Dienstantritt machte ihm der Meniskus wieder zu schaffen. Durch seine alte Rückenverletzung und seine neue Knieverletzung war er nun »arbeitsverwendungsunfähig«. Freiherr von der Heydte bedauerte dies, »da ich ihn als Soldaten und Kameraden schätzte«. Auch sein letztes Filmengagement, einen Gastauftritt in *Das große Spiel*, einer Fußballerklamotte, musste Schmeling absagen. Dafür trat Reichstrainer Sepp Herberger als Komparse auf sowie einige Spieler der Nationalmannschaft.

Schmeling zog sich nach Ponickel zu Anny Ondra zurück und machte sich rar. Am 26. Oktober kam es in Berlin zu einem Ausscheidungskampf zwischen Walter Neusel und Heinz Lazek, der Gewinner durfte als Nächster mit Schmeling um den Europameistertitel boxen. Der Kampfabend war wieder organisiert vom Amt für Truppenunterhaltung, um den Durchhaltewillen der Truppen zu stärken und zur Zerstreuung, wie auch die Filme, die wie am Fließband produziert wurden. Max Schmeling konnte Neusel und Lazek die Schau stehlen, als er, komplett in Uniform und seinem Rang als Unteroffizier, ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz, im Ring erschien. Der *Boxsport* brachte am 3. November 1941 eine Titelseite, die den Europameister Schmeling in diesem Aufzug zeigte. Daneben stand: »Es ist wohl auch heute wieder nach dieser Demonstration jedem klar geworden, dass ein Faustkämpfer der populärste deutsche Sportsmann ist.«

Nach diesem Auftritt war Max Schmeling häufig bei großen Kampfabenden zu sehen. Er hielt seine Popularität hoch, obwohl er selbst nicht mehr kämpfte. Sein Europameistertitel schürte die Illusion, dass er sich noch nicht aus dem Geschäft zurückgezogen hatte. Meistens erschien er auf den Kampfabenden in voller Uniform, richtete ein paar Grußworte an das Publikum und sah sich dann die Begegnungen an. Weitere Auftritte führten ihn unter anderem auch in

das besetzte Frankreich, wo er mit Georges Carpentier zusammentraf. Natürlich wurde er bei solchen Gelegenheiten gefragt, wann er denn seinen Titel wieder verteidigen würde. Stets verwies Schmeling die Journalisten darauf, bald wieder in den Ring steigen zu wollen, obwohl sein letzter Kampf mittlerweile drei Jahre zurücklag.

Doch es gab auch Kräfte, die eine baldige Titelverteidigung ganz und gar nicht unterstützten. Hans von Tscharmer und Osten, erklärter Feind Schmelings, seitdem dieser sich geweigert hatte, sich von Joe Jacobs zu trennen, schrieb im *Reichssportblatt* am 16. Juni 1942: »Max Schmeling ist Soldat. Zur Vorbereitung auf eine Europameisterschaft wäre eine langfristige Freistellung von jeder militärischen Dienstleistung erforderlich. Eine solche kommt nach übereinstimmender Auffassung der militärischen Dienststellen und des Reichssportführers bis auf weiteres nicht in Betracht. Von irgendeiner Festlegung des Termins für die Austragung der Europameisterschaft kann daher bis auf weiteres keine Rede sein.«

So legte Max Schmeling im September 1942 seinen Europameisterstitel kampflos nieder. Er war ungeschlagen zurückgetreten. Aber er hatte auf diese Weise auch Walter Neusel, den »blonden Tiger«, den »ungeschliffenen Diamanten« von einst, um die Chance gebracht, die Scharte seiner Niederlage im ersten Kampf auszuwetzen. Schmeling geriet, zehn Jahre nach der Machtergreifung der Nazis, langsam aus dem direkten Dunstkreis der Naziführung heraus. Nicht dass er direkt in Ungnade fiel, aber es wurde einfach immer weniger schick, sich mit ihm oder seiner Frau zu schmücken. Anny Ondra hatte sich fast komplett aus dem Filmgeschäft zurückgezogen, teilweise altersbedingt, aber auch, weil es keine Rollen mehr für sie gab und nach der Emigration von Karel Lamač auch keinen Regisseur, der sie richtig einsetzte. Sie drehte Ende 1942 *Himmel, wir erben ein Schloß*, der, wie ihre gesamten letzten Filme, sehr schlecht war, und wurde auch von Goebbels' Ministerium nicht mehr in die Höhe gelobt. Die deutsche Filmindustrie war kreativ am Ende.

Am 16. April 1943 wurde *Himmel, wir erben ein Schloß* uraufgeführt. Sechs Tage später entließ die Wehrmacht Max Schmeling. Das

letzte Kriegsjahr verbrachte er hauptsächlich in Ponickel. In dieser Zeit reiste er immer wieder in Kriegsgefangenenlager der Deutschen, weil er englisch sprach und in England, aber auch in den USA immer noch eine populäre Figur war. Welchem Zweck diese Besuche genau dienten, ist heute schwer zu klären. Nach dem Krieg wurde in US-Soldatenzeitschriften erklärt, Schmeling sei als Spitzel und Propagandist in den Lagern gewesen. Schmeling hat es in seinen beiden nach dem Krieg erschienenen Autobiografien eher als Akt der Nächstenliebe und Fürsorge beschrieben.

Er kam in ein Lager, unterhielt sich mit Gefangenen, meistens natürlich über Boxen, über seine großen Kämpfe und vor allem über Joe Louis, der inzwischen – immerhin noch amtierender Weltmeister – umsonst boxte, um Geld für die Kriegsfonds zusammenzubekommen, die Moral der US-Truppen zu stärken und weil es ganz schlecht angekommen wäre, wenn der stärkste Mann der Welt sich die Taschen gefüllt hätte, während seine Landsmänner sich in den Krieg begeben mussten. Die Inhaftierten in den Lagern bewerteten Schmelings Besuche sehr unterschiedlich. Einige freuten sich über die Geste, andere vermuteten, dass er sich und seinen Vorgesetzten eine weiße Weste für die Zeit nach dem Krieg verschaffen wollte. Ein Kriegsgefangener schilderte später, wie sie die Autogrammkarten, die Schmeling verteilt, anschließend mit in die Latrine nahmen und darauf urinierten.

Am 12. Januar 1944 reiste Max Schmeling wieder einmal nach Paris, um sein altes Idol, Georges Carpentier, zu besuchen. Der französische Volksheld aus dem Ersten Weltkrieg wurde 50 Jahre alt. Schmeling interviewte Carpentier im Auftrag des deutschen Radios. Außerdem beschaffte er Carpentier ein altes Motorrad, nachdem er gehört hatte, dass Carpentiers Auto beschlagnahmt war. Carpentier sollten diese Freundlichkeiten nicht gut bekommen – etwas über ein Jahr später, als die Welt sich wieder abrupt geändert hatte, wurde ihm das als Kollaboration ausgelegt. Schmeling aber war weiter auf Promotionstour für das Dritte Reich. Er bestritt einen Schaukampf vor britischen Überläufern, die sich in den Dienst der Nazis gestellt hat-

ten, um den Gefangenengelagern zu entkommen. Er reiste nach Italien, weil es Gerüchte gab, dass Exweltmeister Primo Carnera sich dem Widerstand angeschlossen hatte und von den Faschisten erschossen worden war. Tatsächlich hatte sich Carnera, nachdem er seine letzten vier Kämpfe gegen schwache Gegner verloren hatte, auf seinen Hof nahe Udine zurückgezogen. Bei seinem vorletzten Kampf hatte Carnera mit seinen unkontrollierten Schwingern sogar dem Ringrichter ein blaues Auge geschlagen. Schmeling und er reisten gemeinsam nach Venedig. Am 31. März traf Schmeling Papst Pius XII., um dort gute Stimmung für die Deutschen zu machen.

Als Schmeling von dieser Reise zurückkehrte, füllte sich Ponickel bereits mit Flüchtlingen. Die Kinder von Schmelings Freunden aus Berlin flüchteten nach Ponickel, um vor den Luftbombardements sicher zu sein. Doch auch Ponickel war bald nicht mehr sicher. In der Frühjahrsoffensive der sowjetischen Truppen rückte die Rote Armee auf einer Breite von über 1 000 Kilometern in Richtung des Deutschen Reiches vor. Die Ukraine hatte sie schon zurückerobert. Im Sommer brach die deutsche Wehrmacht ein, die mit nur etwa 500 000 Soldaten eine Front von 1 000 Kilometern verteidigen wollte. Nun rollten 4 000 sowjetische Panzer in Richtung Westen, 1,2 Millionen Soldaten begleiteten sie. 350 000 deutsche Soldaten starben in den nächsten Wochen oder gerieten in Kriegsgefangenschaft. Die Offensive wurde im Herbst durch Nachschubprobleme der Roten Armee aufgehalten, aber da war den meisten Menschen in Deutschland schon klar, dass dieser Krieg nicht mehr zu gewinnen war.

Auch Schmeling und Anny Ondra bereiteten ihre Flucht aus Ponickel vor. Als die Rote Armee im Winter 1944 / 1945 schließlich nach Ostpreußen, Pommern und Schlesien vordrang, waren die Schmelings bereits auf der Flucht. Nach nur sechs Jahren mussten die beiden ihr neu geschaffenes Leben aufgeben. Schmeling war kein Boxmeister mehr, Anny Ondra hatte ihren letzten Film gedreht, und nun waren sie auch noch heimatlos geworden. »Max, es ist doch alles nicht so wichtig! Wenn wir nur beide durchkommen!«, sagte Anny Ondra zu ihrem Mann. Dann flüchteten sie nach Berlin und ließen fast alles zurück.

Anny Ondra reiste weiter zu Freunden nach Rostock, Schmeling versuchte noch mal, nach Ponickel zu gelangen, um zu retten, was noch zu retten war, aber er kam nicht mehr durch. Seine alte Heimat, seine Geburtsstätte und sein Lebensmittelpunkt lagen nun im Ostblock. Ihre Wohnungen in Berlin hatten Schmeling und Anny Ondra schon vor langer Zeit verkauft. Ihr Haus war für die Familie eines Feldmarschalls beschlagnahmt worden. Aber sie durften in Jahrs Haus wohnen. Jahr war Verleger gewesen und hatte Schmeling als Sportjournalist kennen und schätzen gelernt. Als die Russen vor den Berliner Stadtgrenzen angekommen waren, fuhr Max Schmeling mit seinem DKW, den er mit Benzingutscheinen noch einmal vollgetankt hatte, nach Sylt, um sich mit Jahr zu treffen. Zusammen fuhren sie nach Hamburg.

Dort erlebte Schmeling, wie die deutsche Führung am 8. Mai 1945 kapitulierte. 55 Millionen Menschen, Soldaten und Zivilisten waren bis dahin gestorben. Sechs Millionen davon in Vernichtungslagern.

In Hamburg machte Schmeling sich rasch daran, eine neue Existenz aufzubauen. Jammern lag ihm nicht, und er hatte auch nicht mehr das Geld, um unter diesen Umständen lange durchzuhalten. Gemeinsam mit Jahr und Axel Springer entwickelte er den Plan, einen Verlag zu betreiben. Die Nazis hatten ein Jahr vor Kriegsende John Jahrs Verlag geschlossen, nur eine Schreibmaschine erinnerte ihn an seinen alten Beruf. Axel Springer hatte den Krieg als Chef des Kleinverlages Hammerich & Lesser überstanden. Er hatte ein paar Unterhaltungsromane gedruckt, nun war er der Meinung, die Menschen hätten ein großes Bedürfnis nach neuen Druckerzeugnissen. Papier hatte Springer bereits im Krieg gehortet, er brauchte nur noch Kompanions, die den Verlag mit ihm betreiben, die Inhalte erstellen und eine gute Figur machen würden. Eine gute Aufgabenverteilung für die drei Männer. Dafür mussten Jahr und Schmeling aber erst mal ihren Ruf sanieren. Jahr, immerhin Mitglied der NSDAP, musste beweisen, dass er als Journalist und Verleger unverdächtig war. Springer, der sich mit Jahrs Hilfe vor dem Militärdienst gedrückt hatte, hatte damit am wenigsten Probleme.

Das große Problem der Unternehmung wurde Schmeling, dabei hatten die drei Männer ursprünglich wohl angenommen, dass ausgegerechnet sein Name bei den boxbegeisterten Engländern ziehen würde. Aber wie sollte der Exweltmeister, der als arischer Supermann das »Lehmgesicht« Joe Louis geschlagen hatte, der sich für die Olympischen Spiele in Berlin stark gemacht hatte, der bei den Goebbel's ein- und ausging und auch bei Hitler in Tagesfrist einen persönlichen Termin bekam, der von den Nazis begünstigt worden war und sich nie von ihnen distanziert hatte, wie sollte der beweisen können, dass er politisch unverdächtig war? Sein Mantra, dass er Sportler und kein Politiker war, würde ihm nicht weiterhelfen.

Die drei Männer hatten ein Zimmer in der großen Wohnung einer Freundin Axel Springers zur Verfügung gestellt bekommen, in dem sie ihre ersten publizistischen Schritte planten. Springer musste Schmeling daran hindern, gleich die ganze Wohnung in Beschlag zu nehmen. Im Juni 1945 erschienen Springer, Jahr und Schmeling gemeinsam bei dem britischen Presseoffizier Major William D. Barnetson, der die Vergabe von Zeitungslizenzen regulierte und in Hamburg sein Büro aufgeschlagen hatte. Schmeling, Jahr und Springer hatten sich darauf geeinigt, einen Antrag auf Genehmigung eines Buchverlags für Kinder- und Jugendliteratur zu stellen. Springer konnte die alte Druckerei von Hammerich & Lesser mit einbringen, Jahr hatte im Dritten Reich Erfahrungen als Verleger gesammelt, und Schmeling sollte der Repräsentant der Firma werden. Stevensons *Schatzinsel* wollten sie wieder drucken, und Axel Springer stellte mit Schmeling zusammen einen Antrag, in Hamburg eine Tageszeitung, das *Abendblatt*, herausbringen zu dürfen.

Aber es war den Briten offensichtlich nicht recht, dass Schmeling als weltbekannter Botschafter der Nazis nun ausgerechnet einen Verlag betreiben wollte, so unverdächtig er vielleicht auch persönlich sein mochte. Während sie sich um Lizenzen, Buchbinderei und Druckerei kümmerten, warteten die drei Männer vergeblich auf eine Lizenz der britischen Militärregierung. Im Herbst wurde klar, woran es hing: an der Person Schmeling. »Es ist natürlich, dass als Ergebnis der geplan-

ten Einbeziehung von Schmeling und der daraus entstehenden Kontroverse dieser Antrag eine Angelegenheit des öffentlichen Interesses geworden ist», notierte William D. Barnetson am 8. November 1945.

Die drei Männer einigten sich darauf, dass Schmeling aus dem Verlagsgeschäft ausstieg. Kurz darauf durften Jahr und Springer ihre ersten Taschenkalender drucken und ausliefern. Während es für Jahr und Springer nun rasch bergauf gehen sollte, bekam Schmeling immer mehr Ärger mit der britischen Militärregierung. Ein Gerücht aus den letzten Tagen des Krieges, dass Schmeling als KZ-Aufseher gearbeitet hatte, machte die Runde. Die Geschichte war frei erfunden, hielt sich aber erstaunlich lange, weil ein Autor vom anderen abschrieb und sie schließlich in Zeitungsartikeln aufgegriffen wurde. Schmeling machte sich nie die Mühe, solche Geschichten zu entkräften, wohl auch aus seiner jahrelangen Erfahrung mit der Öffentlichkeit, dass ein heftiges Dementi oft das Gegenteil des gewünschten Effekts erzielte.

Schmeling und Anny Ondra wohnten in der Anfangszeit zur Untermiete bei Bekannten in einer Villa. Ponickel war verloren, ihr Haus in Berlin zerbombt. Ihre Wertpapiere konnten sie nur noch im Kamin verfeuern. Schmeling kaufte schließlich ein neues Haus in Hamburg, im Maienweg neben dem von John Jahr. Und er hatte mit einem Anbau begonnen, bei dem er »irgendeine Teilgenehmigung einzuholen versäumt hatte«, wie er sich später erinnerte. Die britische Militärregierung schickte ihn dafür für drei Monate ins Gefängnis Fuhlsbüttel, darüber hinaus musste er eine Geldstrafe von 10 000 Reichsmark zahlen. Die Zeit in Fuhlsbüttel leistete er hauptsächlich als Assistent in der Gefängnisbibliothek ab.

Er hatte schon in der Planungsphase mit Jahr und Springer, als die ersten Probleme auftauchten, über andere Einnahmequellen nachgedacht. Zuerst wollte er Boxlehrbriefe verfassen, wie die von Jack Slim, die er sich einst selbst aus dem *Boxsport* bestellt hatte. Schließlich stieg er am 6. Oktober als Ringrichter wieder ins Boxgeschäft ein, wie es auch schon Männer wie Jack Dempsey oder Paul Samson-Körner vor ihm getan hatten. Der erste große Boxkampf nach dem Ende des Krieges hatte bereits am 23. September 1945 stattgefunden. Wal-

ter Neusel, der »blonde Tiger«, der mit seinen 38 Jahren immer noch boxte, hatte seinen deutschen Meistertitel durch ein Unentschieden gegen Richard Vogt in Hamburg verteidigt.

Amateurboxen war noch nicht wieder zugelassen, aber die boxbegeisterten Engländer gaben den Profis schnell wieder Lizenzen, damit diese einerseits ihren Lebensunterhalt verdienen konnten, andererseits aber Ablenkung für das geplagte Volk lieferten, das wie zuletzt nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wieder zu Kampfabenden strömte. Geht es den Leuten schlecht, geht es dem Boxen gut.

KAPITEL 22

Wieder im Ring

»Warum ich noch mal zurückkehre?

Das ist ganz schnell erklärt.

Ich kann es buchstabieren. G-E-L-D!«

*Exweltmeister George Foreman,
bei seinem Comeback nach
zehnjähriger Pause*

Nachdem Walter Neusel seinen Titel als deutscher Schwergewichtsmeister verteidigt hatte, forderte er Schmeling heraus, endlich einen Rückkampf mit ihm zu bestreiten. Zu diesem Zeitpunkt war Schmeling bereits 40 Jahre alt. Neusel, dessen Karriere nach den Niederlagen gegen Schmeling und den englischen Meister Tommy Farr nie mehr in Schwung gekommen war, träumte von einem letzten großen Zahltag wie 1934, als die beiden besten deutschen Boxer fast 100 000 Zuschauer nach Hamburg gelockt hatten. Auch diesmal sollte es reichlich Reichsmark geben, die beide Boxer so dringend gebrauchen konnten.

Schmeling hatte sein letztes Geld für den Kauf des Grundstücks mit John Jahr ausgegeben. Ein Restaurant oder einen Nachtclub aufzumachen, wie es seine prominenten Kollegen von Georges Carpentier bis Jack Dempsey gemacht hatten, kam für Schmeling nicht infrage. Seine eigentliche Liebe galt der Land- und Forstwirtschaft, der Natur, nicht einer verrauchten Kneipe, in der man zu jedermann freundlich sein musste. Gelegentliche Auftritte als Ringrichter hielten ihn eine Zeit lang finanziell über Wasser.

Doch da seine Idee, mit einem kaufmännischen Projekt eine neue Existenz aufzubauen, fehlgeschlagen war, stand Schmeling eines Tages wieder bei Max Machon in der Tür und bat seinen alten Trainer, ihn für ein Comeback vorzubereiten. »Halt mich für verrückt! Ich will wieder boxen!«

Machon nahm ihn nicht ernst. »Über acht Jahre warst du nicht mehr im Ring. Während der letzten Jahre hast du ständig an dir herumoperieren lassen. Und jünger bist du auch nicht geworden.« Inzwischen war seine rechte Hand schon dreimal operiert. Bei der letzten Operation war der Knöchel über dem Ringfinger entfernt worden. Schmeling würde nur noch eingeschränkt mit seiner harten Rechten zuschlagen können. Sein Knie war kaputt. Eine Meniskusverletzung war für Boxer zwar nicht so schlimm wie für Fußballspieler, aber es würde seine Beinarbeit nicht verbessern. Und Schmeling war in einem für einen Boxer geradezu biblischen Alter. Heutzutage, wo Schwergewichtler oft bis 38, 40 Jahre, manchmal darüber hinaus in den Ring steigen, erscheint das nicht mehr so ungewöhnlich, aber die meisten Profis bestreiten inzwischen in ihrer Laufbahn nur noch 30 bis 40 Kämpfe, unterbrochen von langen Pausen. Schmeling hatte bereits 65 Kämpfe in den Knochen, unterbrochen von einem Weltkrieg, in dem er sich verletzt und eine Bazillenruhr überstanden hatte. Sein Rücken war vom zweiten Kampf gegen Joe Louis beschädigt, seine Schultersehnen lädiert. Machon war der Meinung, dass ein Comeback eine schlechte Idee war. Die Briten, in deren Zone Schmeling nun einmal lebte, kamen zu demselben Ergebnis – auch für einen Boxkampf, eine Massenveranstaltung, erschien ihnen der Exchampion als zu verdächtig. Aber Schmeling sollte und musste bei seinem Plan bleiben: »Machon, ich habe keine Wahl. Ich weiß nicht mehr weiter. Sag mir, wovon ich leben soll.«

Walter Rothenburg, der alte Großmeister deutscher Kampftage, wollte den zweiten Kampf zwischen Neusel und Schmeling selbstverständlich wieder veranstalten. Er hatte schon einen Termin für den 26. Mai festgesetzt. Die anhaltende Popularität Schmelings zeigte sich auch dadurch, dass Rothenburg ihm 120 000 Reichsmark Garantiebörse zusicherte, während Neusel, der immerhin deutscher Meister war, nur 80 000 Reichsmark bekommen sollte. Boxerisch war diese Begegnung nicht mehr interessant. Die neuen starken Männer im deutschen Schwergewicht hießen Hein ten Hoff und Richard Grupe. Aber es ging um die Wiederholung der größten Boxshow, die jemals auf deutschem Boden stattgefunden hatte.

Das war den Briten schließlich zu viel Nazi-Seligkeit – der größte Boxpromoter der Nazi-Zeit, der jahrelang an einer Vormachtstellung Deutschlands im Boxgeschäft gearbeitet hatte, wollte die größte Sportveranstaltung des Dritten Reichs wiederholen. Sie entzogen Rothenburg die Lizenz. Machon, der einer Rückkehr Schmelings in den Ring immer noch skeptisch gegenüberstand, versuchte trotzdem etwas für den Ruf seines alten Freundes zu tun. In der *Deutschen Volkszeitung* vom 16. Januar 1946 war eine Stellungnahme Machons zu lesen: »Es trifft zu, dass Max Schmeling einige Parteitage in Nürnberg miterleben musste; jedoch ging es ihm nicht alleine so, sondern die gesamte Prominenz von Bühne, Film usw. musste ebenfalls auf persönlichen Wunsch Hitlers dort erscheinen. Es waren jedes Mal Extrazüge voll, und bis zum heutigen Tage ist mir nicht ein Fall bekannt, wo es jemand gewagt hätte, abzusagen. Warum nun ausgerechnet Max Schmeling einen Vorwurf daraus machen?«

Diese Verteidigungsrede bezog sich vor allem auf die haltlosen Vorwürfe, Schmeling sei ein strammer Nazi gewesen. Aber gleichzeitig versuchte Machon auch, Schmelings Nähe zu den Nazis zu einer Art Schicksalsschlag zu machen. Eine Argumentation, auf die die Engländer zunehmend gereizt reagierten. Sie hatten unverbesserliche Nazis erwartet, Schleimer und Überläufer, die sofort die Richtung wechseln, sobald eine neue Regierung an die Macht käme. Sie hatten nicht erwartet, dass es in Deutschland offenbar überhaupt keine Nazis gab. Es war den Deutschen ganz offensichtlich ein Rätsel, wie Hitler mit einer Hand voll Helfer das Land im Handstreich hatte übernehmen können, denn niemand war für die Nazis gewesen. Am wenigsten offensichtlich die, welche am meisten von ihnen profitiert hatten.

Max Machon schrieb weiter: »Wenn er anfangs von den Nazis herausgestellt wurde und diese seine Erfolge teilweise für ihre Propagandazwecke ausnutzten, so ist es nicht seine Schuld; denn er ist von den Nazigewaltigen nicht erst um Erlaubnis gefragt worden, und ebenso wenig lag es in seiner Macht, es zu verhindern, eines weiß ich: Niemand hat es mehr verurteilt und bedauert als er selbst, denn die Folgen dieser schmutzigen Verkettung von Politik und Sport musste er

bei unseren häufigen Auslandreisen bitter spüren.« Nun musste er diese Folgen auch in Deutschland tragen: Die Briten ließen ihn nicht kämpfen. Stattdessen verteidigte Walter Neusel am 3. August 1946 seinen Titel gegen den 13 Jahre jüngeren, 1,97 Meter großen Hein ten Hoff, der bereits 1942 Europameister der Amateure geworden war. Ten Hoff schlug Neusel nach Punkten in zwölf Runden. Der gewiefe Neusel war von ten Hoff nicht niederzuschlagen, aber er wurde klar besiegt.

Schmeling arbeitete derweil weiter an seinem Comeback. Er würde den Weg einiger Meister vor ihm und vieler Meister nach ihm gehen, die ihren eigenen Ruhm im Ring aufzehren lassen mussten von jungen Boxern, die besser und schneller waren. Er hatte wieder mit intensivem Lauftraining begonnen und arbeitete gleichzeitig daran, sich »entnazifizieren« zu lassen, um eine Starterlaubnis zu bekommen. Das »Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus« hatte dazu geführt, dass der Unterstützung des NS-Regimes verdächtige Deutsche einen Fragebogen ausfüllen mussten: Wer nicht als unbedenklich galt, musste Wiedergutmachung leisten oder wurde vom öffentlichen Leben ausgeschlossen. Es erschien nicht sehr wahrscheinlich, dass Max Schmeling als unbedenklich eingestuft werden würde. Schmeling musste 132 Fragen beantworten. Sein Einsatz für die Wehrmacht, sowohl der aktive auf Kreta wie auch sein Wirken als Propagandafigur, wurde besonders schlecht beurteilt. Schmeling verteidigte sich damit, dass sein Kretaeinsatz und vor allem das anschließend geführte Interview ihm mehr geschadet als genutzt hatten. »Meine Äußerungen zogen mir den besonderen Zorn des damaligen Propagandaministers Goebbels zu.« Goebbels war wirklich verärgert gewesen, als er das Interview las, und hatte Schmeling vorladen lassen, damit der seine Aussagen widerufen sollte, was er aber nicht tat.

Schmeling reichte zu seiner Entlastung einen Brief des Regisseurs Veit Harlan ein. Harlan hatte unter anderem den Film *Jud Süß* zu verantworten, der im September 1940 in Deutschland angelaufen war. Der Film gilt bis heute als übles Propagandawerk, in dem der Jude Süß, ein Kaufmann ohne Gewissen und Moral, die ordentliche deut-

sche Gesellschaft unterwandert, um zu Macht und Geld zu kommen. Der Film, in dem auch Schauspielstar Heinrich George, Vater von Götz George, mitspielte, war das perfekte Beispiel für perfide Propaganda. Er tarnte sein eigentliches Thema hinter einer dramatischen Geschichte. Der Film wurde SS-Kommandos vor ihren Einsätzen gegen Juden gezeigt, und Regisseur Harlan musste nach dem Krieg zu Recht zwei Anklagen wegen »Verbrechen gegen die Menschlichkeit« abwehren. Er wurde freigesprochen, weil ihm eine Verantwortung für die Endfassung der Filme nicht bewiesen werden konnte.

Für Schmeling war Harlan der perfekte Zeuge, weil der Regisseur, als scharfes Werkzeug der NS-Propaganda und selbst im Brennglas der Alliierten, keinen Grund hatte, den Boxer zu schonen. Und Harlan war anwesend gewesen, als Goebbels sich über Schmeling und dessen Interview erregt hatte. Harlan schrieb in seinem Entlastungsbrief an Schmeling: »Vor etwa eineinhalb Jahren äußerte sich Goebbels vor einem größeren Kreis von Schauspielern und Regisseuren, die er zu sich in das Propagandaministerium befohlen hatte, ungefähr folgendermaßen: Es gibt ganz kleine, unscheinbare, oft hässliche, pucklige Menschen, die während eines Nachtangriffs, wenn Feuer und Gefahr das Leben der Mitmenschen bedroht, größter Heldentaten fähig sind und so zu wahrhaften Helden werden. Der Held, der so aussieht wie ein solcher, ist meist kein wirklicher Held, sondern ein Theaterheld. Wir haben Kunde bekommen vom dem großen Theaterhelden Max Schmeling. Er, der schwarze Ulan (ich weiß nicht, warum er Ihnen diese Bezeichnung gab), hat sich auf Kreta als der jammervollste Feigling entpuppt. Er ist zwar mit abgesprungen, hat sich aber unter dem Vorwand der Verwundung von allen kämpferischen Handlungen nach seinem Absprung ferngehalten, obwohl die Engländer ein fürchterliches Gemetzel unter seinen Kameraden anrichteten. Wir wissen von Augenzeugen, dass Schmeling sich unter einem großen Felsvorsprung versteckt hielt und von dort aus zusah, wie man seine Kameraden abschlachtete, ohne sich selbst in den Kampf zu mischen. Später ging er mit seiner leichten Verwundung in ein Lazarett, stritt diese Vorgänge alle ab und behauptete, dass er von all' dem tragischen Ster-

ben seiner Kameraden um ihn nichts gesehen hatte. Ich bedaure, dass man Herrn Schmeling das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen hat.«

So schilderte Harlan die Sicht Goebbels' auf Schmeling. Viele Größen der Nazizeit stellten sich solche Zeugnisse untereinander aus, um nach dem Krieg wieder Fuß zu fassen. Diese Geschichte ließ sich also belegen, auch wenn sie aus Schmeling immer noch keinen Widerstandskämpfer machte. Und bei allen Anschuldigungen gegen ihn – von der, ein KZ-Lagerkommandant gewesen zu sein, bis zur der, in der SS gewesen zu sein – ließ sich nie etwas belegen. Er hatte von dem Regime profitiert, wo er nur konnte. Er war Nutznießer der Nazis gewesen, aber er hatte ihnen nicht gedient. Und wenn er persönlich gefordert war, wie bei der Flucht der beiden Lewin-Kinder, hat er sogar gegen die Nazis agiert. Auch als der Schwergewichtsboxer und Europameister Heinz Lazek aus Wien in Not geraten war, hatte Max Schmeling sich für ihn eingesetzt. Schmeling und Lazek hatten nie gegeneinander gekämpft, aber sie hatten gemeinsame Kampfabende bestritten, und eigentlich hätte Lazek schon lange mit Schmeling um die Europameisterschaft kämpfen sollen. Die beiden kannten sich also aus dem gemeinsamen Geschäft.

Ende 1940 hatte Lazek den amtierenden, aber inaktiven Europameister Schmeling aufgefordert, seinen Titel gegen ihn zu verteidigen. Schmeling hatte wegen seiner Verpflichtung in der Wehrmacht nicht gekonnt und vielleicht auch nicht gewollt. Anfang 1941 aber bat Lazek seinen Konkurrenten in einer privaten Sache um Hilfe. Lazek wollte seine Lebensgefährtin Gertrude, die von ihm schwanger war, heiraten. Aber Gertrude war Halbjüdin – die Nazis verweigerten dem Paar die Heiratserlaubnis, im Mai wurden sie von der Gestapo abgeholt. Lazeks Manager Heinz Rudolf und sein Anwalt nahmen den Nachzug von Wien nach Berlin und baten Schmeling um Hilfe. Schmeling konnte, obschon er inzwischen in Ungnade gefallen war, seine Kontakte nutzen.

Er kontaktierte Philipp Bouhler, den Reichsleiter in Hitlers Reichskanzlei, den er von der gemeinsamen Jagd kannte. Bouhler war für Gnadsachen zuständig und nicht eben begeistert von Schmelings

Hilferuf: »Wann immer man von ihnen hört, hat es was mit Juden zu tun.« Aber Bouhler sorgte dafür, dass die Lazeks aus der Haft entlassen und das Verfahren vorläufig zurückgestellt wurde. Das Ende des Dritten Reichs rettete die Lazeks schließlich. Es gab also genügend Zeugen, die belegen konnten, dass Schmeling als Privatmann sehr wohl gegen die Nazis und deren Ideologie gehandelt hatte. Den Engländern war das nicht genug.

Die Amerikaner gingen freundlicher mit ihm um als die Briten. Direkt nachdem Schmeling aus dem Gefängnis entlassen worden war, luden ihn die Amerikaner, gemeinsam mit Anny Ondra, zu einer Boxveranstaltung in Bremerhaven. Schmeling fungierte als Ringrichter. Er meinte auch zu wissen, warum die Amerikaner milder mit ihm waren: »Im Nachhinein war es wohl ein Glück, dass ich den zweiten Kampf gegen Joe Louis verloren hatte.« Aber auch seine »Entnazifizierung« ging schließlich durch. Am 8. November 1946 bekam Max Schmeling seine Boxlizenz wieder. Nach über sieben Jahren ohne Kampf, im Alter von 41 Jahren. Was folgte, war die quälende Demontage einer Legende.

Schmeling begann ein reguläres Aufbautraining in Friedrichsruh bei Hamburg. Er lief durch den Wald wie früher, machte Zwischen-sprints und lange Märsche an Ruhetagen. Als er sich wieder fit genug fühlte, bat er Machon zu sich. Die beiden trainierten gemeinsam, wie in alten Tagen. Nach einer Woche sagte Machon zu ihm: »Es müsste gehen.« Seine Fitness war einigermaßen wiederhergestellt, aber natürlich waren sein Rücken und sein Knie nicht mehr voll belastungsfähig. Außerdem war der Mittelfinger seiner rechten Hand inzwischen versteift. Er konnte seine rechte Faust nicht mehr ganz schließen. Beiden war klar, dass dies ein Problem werden würde, wenn er versuchte, seinen Gegner mit der Rechten auszuknocken. Wenn Schmeling nicht in einem ganz bestimmten, sehr schmalen Winkel auf den Kopf des Gegners schlagen würde, täte er sich selbst am meisten weh.

Sie begannen mit Schaukämpfen, um Schmelings Ringleistungen langsam zu testen. In Kassel trat er vor 18 000 Zuschauern zu zwei Trainingskämpfen an. Sein Name zog immer noch viel Publikum an.

In vier lockeren Runden zu jeweils zwei Minuten, trat er gegen Hans Kupsch und Julius Schmidt an. Die Leute mussten bis zu 31,60 Reichsmark zahlen und waren anschließend enttäuscht. Buhrufe und Pfiffe begleiteten den Exweltmeister aus dem Ring.

Nachdem Rothenburg als Kampfveranstalter wegen seiner Nähe zu den Nazis Probleme bekommen hatte, wurde der Diamantenhändler Herbert Aschbermer der neue große Mann im Promotergeschäft. Da sein Vermögen aus Diamanten bestand, hatte er durch den Krieg fast kein Geld verloren. Die Alliierten erlaubten ihm, Kämpfe zu organisieren. Er wurde rasch zu einem der größten Boximpresarios der Schwarzmarktzeit. Mancher Kämpfer ließ sich die Börse in Edelsteinen auszahlen, damit sie nicht von der Inflation vernichtet wurde. Aber auch Aschbermer konnte bei den Briten keinen Schmeling-Kampf durchsetzen. Also verließ er sich auf den guten Namen Schmelings in Amerika und verlegte den Kampfabend für Schmelings Comeback nach Frankfurt, in die US-Besetzungszone. Als Termin wurde der 28. September 1947 gewählt – der Tag, an dem Schmeling seinen 42. Geburtstag feiern würde.

Schmelings Comeback wurde begeistert aufgenommen. Es gab nur wenige warnende Stimmen, denn jeder wollte den alten Helden noch einmal boxen sehen. Das Land lechzte nach Zeichen, dass es wieder bergauf ging. Am 28. September kamen schließlich 40 000 Menschen ins Waldstadion in Frankfurt. Die Karten kosteten zwischen 5 und 55 Reichsmark. Wer zu spät gekauft hatte, musste auf dem Schwarzmarkt schließlich bis zu 1 000 Reichsmark ausgeben. Aschbermer organisierte den Kampf zusammen mit der amerikanischen Militärverwaltung. Diese nahm an diesem Abend etwa eine Million Reichsmark ein. Und sie hatten sich den richtigen Gegner gesucht. Werner Vollmer war mit 26 Jahren zwar 16 Jahre jünger als Schmeling, aber als Boxer war er kaum Durchschnitt. In Schmelings besseren Zeiten wäre er nicht mal als ernst zu nehmender Sparringspartner infrage gekommen.

Als Schmeling in den Ring stieg, sangen die vielen amerikanischen G.I.s, die gekommen waren, um den Exweltmeister boxen zu sehen,

»Happy Birthday« für ihn. Schmeling trug eine Stützmanschette um sein Knie. Vollmer war vom ersten Gong an komplett überfordert. Fast in jeder Runde ging er einmal auf die Bretter. Nur wer genau hinsah, bemerkte, dass Schmelings Schlägen die Härte von einst fehlte. Als der Kampf zu Ende war, wurde Schmeling bejubelt wie in alten Tagen. Eine Polizeieskorte musste ihn vom Ring in die Kabine begleiten und vor begeisterten Zuschauern abschirmen. Vor dem Stadion warteten noch Fans, als er es später verließ. Schmeling wusste selbst am besten, dass er keinen Großen geschlagen hatte. Aber er war froh, dass sein Knie gehalten hatte und dass er noch die Kondition hatte, um mehrere Runden mitzugehen. »Mit 42 reagiert man nicht mehr so wie mit 20«, analysierte Schmeling seine eigene Leistung. »Mehr als einmal versäumte ich zu kontern und verpasste so die Gelegenheiten, die ich früher todsicher zu einem k.o. ausgenutzt hätte.« Schmeling hatte das Problem aller alten Boxer: Er wusste noch, wie es geht, sein Körper machte intuitiv die richtige Bewegung, aber seine Reflexe spielten nicht mehr mit. Als würden seine Arme erst mal den Bruchteil einer Sekunde überlegen, ob sie seinen Befehlen folgen sollten. Ein unangenehmes Gefühl. Aber es wurde ihm mit 250 000 Reichsmark belohnt.

Schmeling trainierte nun noch etwas härter, weil er wusste, dass sein alter Körper den doppelten Aufwand brauchte, um die alte Puste zu bekommen. Täglich lief er durch den Sachsenwald. Nach seinem erfolgreichen Comeback begann



Erschöpft, aber zufrieden: Max Schmeling nach dem Comeback-Kampf gegen Werner Vollmer in seiner Garderobe im Frankfurter Waldstadion, neben ihm sein langjähriger Trainer Max Machon.

Rothenburg, der seine Lizenz zurückerhalten hatte, einen Rückkampf gegen Neusel zu organisieren. Aber Schmelings nächster Gegner hieß Hans-Joachim Drägestone. Der Kampf am 7. Dezember zeigte einen verbrauchten ehemaligen Weltklasseboxer, der einen Jahrmarktsboxer durch den Ring trieb. Waren die Menschen nach seinem ersten Kampf noch begeistert, weil er wie ein Symbol einer besseren Zeit vor sie getreten war, drehte sich die Stimmung nun gegen ihn. Die jungen Journalisten, die nun über ihn schrieben, waren nicht mehr von derselben Sorte wie die Jubelschreiber vor dem Krieg. Zwar waren speziell die Sportreporter immer noch hauptsächlich mit der Verherrlichung der Idole beschäftigt, aber Max Schmeling war, nach seiner langen Ringpause, für die meisten von ihnen kein Idol mehr.

Schmeling reagierte. Im Frühjahr 1948 erschienen einige in seinem Namen verfasste Artikel, in denen er selbst die deutlichsten Worte für sein Comeback fand. Er gab zu, dass es ihm schwer fiel, dem Boxen den Rücken zu kehren, »wie einem Schauspieler, der zu seinem Glück das Rampenlicht braucht und es erst dann meidet, wenn er merkt, dass seine Leistungen seinem Namen nicht mehr gerecht werden«. Dreimal sollte er er noch in den Ring steigen. Fast unvermeidlich war das Duell der alten Männer, das am 29. Mai 1948 in Hamburg stattfand. 14 Jahre nach ihrer ersten Begegnung erhielt Neusel endlich die Chance zu einem Rückkampf.

Neusel war inzwischen 40 Jahre alt und hatte 84-mal im Ring gestanden. Zweimal hatte er in den letzten zwei Jahren gegen Hein ten Hoff, den neuen deutschen Schwergewichtsmeister, verloren. Schmeling und Neusel waren 1934 auf der Höhe ihrer Leistungen gewesen, nun waren beide zu alt für diesen Job. Am Ende eines zähen Kampfes reicht es für Neusel zu einem klaren Punktsieg. Aber der Kampf war nur noch etwas für Nostalgiker. Nun wurde Schmeling vor allem in der Presse dringend nahe gelegt, sich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen.

Wenn er im Geschäft bleiben wollte, dann müsste er sich einem der jungen Boxtalente wie ten Hoff oder Grupe stellen. Die klopften schon vor Freude die Handschuhe ineinander, einen großen, aber

leicht schlagbaren Namen wie Schmeling in ihren Kampfrekord aufzunehmen und damit vielleicht den Sprung nach Amerika zu wagen. Richard Grupe, der Vater von Norbert Grupe, der später als »Prinz von Homburg« berüchtigt werden sollte, versuchte Schmeling damit aus der Reserve zu locken, dass er eine alte Geschichte herumerzählte, die er angeblich von Neusel gehört hatte.

Grupe behauptete, Neusel habe ihm erzählt, dass Max Machon und Schmeling noch 1939 für einen Rückkampf einen genauen Kampfverlauf mit Neusel vereinbart und ihm dafür 75 000 Reichsmark angeboten hatten. Ein abgesprochener Kampf passte natürlich gar nicht ins Image des fairen Sportsmannes Max Schmeling – und es war offenbar auch eine erfundene Geschichte. Grupe wollte Schmeling bei der Ehre packen und wurde schließlich, weil er keine Beweise für seine Behauptungen vorlegen konnte, ein Jahr lang für alle Meisterschaftskämpfe gesperrt. So ganz aus der Welt geschafft war das Gerücht damit allerdings nicht, denn Walter Neusel selbst hatte sich nur schriftlich und ausreichend zu dem Fall geäußert, »nach so langen Jahren sich nicht mehr erinnern zu können, dem Boxer Grupe gegenüber in dieser Richtung bestimmte Äußerungen gemacht zu haben«. Wahrscheinlich hatte er seiner Verärgerung darüber, dass es nicht zu einem Rückkampf mit Schmeling kam, dass dieser ihn für den Kampf gegen Adolf Heuser überging, bei Grupe Luft gemacht und dabei die Geschichte zu sehr zugespitzt.

Aber auch ten Hoff und sein Manager Emil Jung beschuldigten Schmeling und Machon sowie den Boxpromoter Walter Englert, ein Angebot für einen Scheinkampf gemacht zu haben. Solche Angebote seien auch an die Schwergewichtler Arno Kölblin, Richard Grupe, Hans-Joachim Drägestein und den starken Halbschwergewichtsmeister Richard Vogt gegangen. Ein Ehrengericht der Boxverbände kam zu dem Ergebnis, dass die Anschuldigungen keine Grundlage hätten. Jung wurde die Managerlizenz entzogen. Jung und ten Hoff nahmen ihre Anschuldigungen ein Jahr später zurück. Dem *Boxsport* sagte Jung in der Ausgabe vom 23. Juli 1949: »Ich habe mich durch die Bevisaufnahme davon überzeugen müssen, dass meine Behauptungen

nicht der Wahrheit entsprechen. Es sind keine Angebote gemacht worden, Scheinkämpfe durchzuführen. Ich nehme meine Anschuldigungen mit dem Ausdruck des Bedauerns zurück.«

Seine schwachen Auftritte im Ring und die Geschichten, die überall ins Kraut schossen, begannen nun Schmelings Ruf zu zerstören. Aber er sah sich boxerisch immer noch nicht am Ende. Er machte einige Schaukämpfe in der Provinz. Die Stimmung kippte endgültig gegen ihn, als er einen zweiten Kampf gegen Hans-Joachim Drägestone annahm, den er bereits in ihrem ersten Kampf deutlich schlagen konnte. Drägestone hatte in der Zwischenzeit nur einen Kampf gemacht und auch diesen verloren. Nur im *Boxsport*, der seit 1947 wieder regelmäßig erschien, hielt man dem alten Star Schmeling noch die Treue: »Die Antwort, ob Schmeling noch gefragt ist, wird von den Zuschauern erteilt werden und von ihnen allein. Bereits in dieser Woche, am 2. Oktober in Kiel.« Obwohl es in Strömen regnete, kamen immerhin 12 000 Zuschauer, um dem Altmeister bei der Arbeit zuzusehen. Der Kampf war nicht der Rede wert. Drägestone hatte, da er keine boxerischen Möglichkeiten hatte, keine Chance gegen Schmeling und gab den Kampf vor der neunten Runde auf. Viele Zuschauer witterten einen abgesprochenen Kampf, die Gerüchte waren ja nun mal in der Welt. Später stellte sich allerdings heraus: Schmeling hatte seinem Gegner, vermutlich durch einen platzierten Schlag seiner Rechten in Runde sieben, den Unterkiefer zweimal gebrochen. Drägestone konnte nicht mehr weitermachen.

Nur drei Wochen später machte Max Schmeling seinen 70. Kampf. Diesmal hatte er sich einen starken Gegner ausgesucht für eine anständige Boxdarbietung vor seinem Heimatpublikum, auf der Waldbühne in Berlin. Der Mann hieß Richard Vogt. Schmeling kehrte in die Stadt zurück, in der er Franz Diener im Kampf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft geschlagen hatte, in der er gegen Max Diekmann und den Italiener Michele Bonaglia gekämpft hatte. Diese Kämpfe hatten alle noch in der Weimarer Republik stattgefunden. Nun war Konrad Adenauer seit eineinhalb Monaten Präsident des Parlamentarischen Rates. Und Schmeling kämpfte für eine neue deutsche Währung. 40 000 D-Mark sollten es sein.

Die Bedingungen auf der Waldbühne sind scheußlich. Drei bis vier Grad über null zeigt das Thermometer an. Der Wind pfeift, es würde niemanden wundern, wenn noch Schnee fällt. Trotzdem sind 24 000 Menschen zu diesem Kampf erschienen. Der acht Jahre jüngere Richard Vogt ist deutscher Halbschwergewichtsmeister mit einer ausgezeichneten Kampfbilanz, 57 Kämpfe hat er im Halbschwergewicht bestritten, nur vier davon verloren. Es ist seit Schmelings Rückkehr der erste wirklich starke Gegner, auch wenn er eigentlich eine Gewichtsklasse unter Schmeling boxt.

Schmeling trägt gegen die Kälte einen Pelz, bis der Gong die erste Runde einläutet und Machon ihm den Mantel abnimmt. Sofort greift Schmeling an, aber er ist steif und verspannt. Vogt kann ihn immer wieder kontern. In den Ringpausen legt Schmeling sich den Mantel über, um sich hier nicht den Tod zu holen. Er überlegt, welche Möglichkeiten er hat, dem jungen Vogt beizukommen. Dieser ahnte jede Attacke im Ansatz, denn Schmeling kündigt wegen seines Alters inzwischen seine Schläge mit einer unbewussten Körperbewegung an, weil ihm die Geschwindigkeit fehlt.

Wenn Schmeling mit der Linken angreift, macht Vogt einen kurzen Schritt zurück und schlägt dann selbst in die Lücke, die Schmeling beim Schlagen in der eigenen Deckung lässt. Wenn Schmeling seine Rechte abfeuert, trifft sie nur den Handschuh oder die schnell hochgezogene Schulter Vogts. Vogt boxt aus dem Lehrbuch, Schmeling ist mit seinen Ideen schnell am Ende. Er weiß zwar theoretisch, wie es gehen soll, aber er kann es nicht mehr umsetzen. Schmeling fängt an, sich zwischendurch beim Ringrichter über Kleinigkeiten zu beschweren. Das hat er bisher in kaum einem seiner Kämpfe getan. Er ist entnervt.

Er kämpft gegen Vogt, aber auch gegen den Frost, gegen sein Alter, gegen seine Verletzungen, gegen die Auszehrungen seines Körpers aus 69 Kämpfen, aus tausend Sparringsrunden, aus einer Million Kilometer Lauftraining. Er kämpft gegen sich selbst – und er wird verlieren. In den letzten zwei Runden wird es bitter, weil Vogt nun gemerkt hat, dass er mit dem Namen, aber nicht mit dem Boxer Max Schmeling im

Ring steht. Sein Gegenüber ist ein alter Mann, der die Bewegungen nur noch darstellen, aber nicht mehr ausführen kann. Jetzt beginnt er, die Legende zu zerlegen. In der letzten Runde kann Schmeling sich nur noch mit Routine davor retten, völlig zerschlagen zu werden. Und nur sein Ehrgefühl hält ihn nach einem Volltreffer Vogts noch auf den Beinen. Dann sind die zehn Runden vorbei.

Schmeling tut das einzig Richtige: Er verkündet seinen endgültigen Rücktritt vom Boxen, noch bevor das Urteil gesprochen wird. Max Machon macht diese Verlautbarung für seinen alten Freund und Weggefährten. Es ist vorbei.

KAPITEL 23

Ein zweites Leben

»Mein Leben ist das, was es scheint.«

Hugh Hefner, Erfinder des »Playboy«

Für einen Boxer ist, wie für einen Tennisspieler, einen Fußballspieler und jeden anderen Star, dessen Karriere ein natürliches Verfallsdatum hat, die Zeit nach dem Rücktritt die kritischste. Ein aktiver Boxer fühlt sich wie der Mittelpunkt der Welt, solange er Siege und Geld bringt. Es wird geschlafen, wann es für ihn wichtig ist, es wird extra für ihn gekocht. Jedes Zipperlein wird beachtet und behandelt. Ein Boxer lebt wie ein sehr großes, sehr starkes Baby, nur dass er sich jeden Tag selbst bis aufs Blut quälen muss.

Plötzlich ist das alles weg. Die ganzen Regeln, die eiserne Disziplin, der er sich unterwerfen muss. Aber auch der Trainer, die Betreuer, der eigene Koch, die Sparringspartner, die ganze Entourage sind fort. Er muss jetzt selbst einen Arzt finden, wenn er einen braucht, und darf Rauchen und Trinken. Die meisten finden keine Lösung für ihre Probleme, vor denen sie jetzt alleine stehen, und feiern dann den Jahren hinterher, die sie verpasst zu haben meinen. Dieses Schicksal hat Max Schmeling sich erspart.

Nach seinem definitiv letzten Kampf machte er sich aktiv auf Arbeitssuche. Er liebäugelte damit, wieder zum Film zu gehen, hinter den Kulissen zu wirken, vielleicht sein Leben zu einem Drehbuch und später zu einem Film zu verarbeiten. Er dachte auch noch mal darüber nach, seine Kontakte zu John Jahr und Axel Springer zu nutzen und ins Verlagsgeschäft einzusteigen. Aber vorerst kümmerte er sich darum, sein neu erboxtes kleines Vermögen zu erhalten und ein paar

D-Mark bei Boxkämpfen zu verdienen. Als Ringrichter und Stargast in einer Person wurde er weiterhin gerne für die Veranstaltungen gebucht, die nach dem Krieg wieder sprunghaft mehr wurden. Der *Spiegel* zählte in der Bundesrepublik im Jahr 1948 bereits wieder 250 Kampfabende, an denen 600 Boxer beteiligt waren.

Anfang 1949 wurde in Berlin der Ring für begabte Nachwuchsboxer gegründet. Artur Bülow, Schmelings ehemaliger Manager und dem Boxen immer noch treu, war auf diese Idee gekommen. Einer der ersten, die in Bülows Nachwuchssring kämpften, war Gustav »Bubi« Scholz. Auch Walter Neusel blieb noch im Geschäft, obwohl er bereits über 40 Jahre alt war. Als er am 18.9.1949 noch mal gegen Hein ten Hoff vor 45 000 Zuschauern in Düsseldorf um die deutsche Schwergewichtsmeisterschaft antrat, war Schmeling der Stargast. Er konnte den beiden Boxern fast die Schau stehlen, mit so viel Jubel wurde er begrüßt. Der Kampf endete mit einem umstrittenen Unentschieden, ten Hoff blieb Meister, und Neusel kämpfte nur noch einmal, bevor auch er ein Einsehen hatte und seine Karriere beendete.

Schmeling und Anny Ondra hatten sich inzwischen in Hollenstedt bei Hamburg niedergelassen, in einem Haus mit Garten und einem großen Jagdgebiet, und bastelten an einem bürgerlichen Leben abseits der Scheinwerfer beim Film und im Ring. Schmeling besann sich seiner Liebe zur Natur, seiner Begabung als Landwirt, die er in Ponickel hatte entdecken können. Er wollte so viel wie möglich an der frischen Luft arbeiten. So entstand in den folgenden Monaten und Jahren eine recht kuriose Ansammlung an Geschäftsideen, die er mit wechselhaftem Erfolg betrieb.

Kurze Zeit nach seinem Rückzug als aktiver Boxer konnten die Deutschen »Max-Schmeling-Advokat-Kognak« trinken, einen Eierlikör, den die Hühnerfarm des Ehepaars erbrachte. Das war schon deswegen kurios, weil Schmeling selbst keinen Alkohol trank und nie damit beginnen sollte. Er baute auch Tabak an, obwohl er nie geraucht hatte. Am vielversprechendsten war die Idee einer Nerzzucht, die Schmeling aufzubauen begann. Von ihren alten Leben hatten beide sich verabschiedet. Aber das neue war hart, tagsüber auf der

Farm, in der Legebatterie, in den Plantagen. Und nachts hing Schmeling über den Büchern. Anny Ondra erinnerte sich: »Tagsüber hat er geschuftet und oft saß er bis zum grauenden Morgen über seiner Kartei, seinen Statistiken, seinen schriftlichen Arbeiten.« Oft versuchte sie ihn zum Schlafengehen zu bewegen, aber die Sorgen um die gemeinsame Zukunft hielten ihn wach.

Am 26. Oktober 1951 ging eine andere Boxerkarriere zu Ende. Joe Louis stieg zum letzten Mal in den Ring. Louis hatte den Weltmeistertitel, den Schmeling ihm bei ihrem Rückkampf am 22. Juni 1938 abnehmen wollte, noch zehn Jahre und drei Tage lang, bis zum 25. Juni 1948 gehalten. Er hatte während des Krieges ohne Gage geboxt, um die US-Truppen zu unterstützen, er hatte alle Gegner angenommen, die ihm in den Weg gestellt wurden. Nach seiner *Bum-of-the-Month*-Tour hatte er weniger gekämpft, zwischen 1942 und 1946 sogar eine längere Kampfpause eingelegt. Aber er blieb der überragende Boxer seiner Zeit, bis heute unbestritten der beste Schwergewichtsboxer neben Muhammad Ali. Aber auch Louis hatte es sich nicht erspart, genau wie Schmeling ein Comeback zu versuchen. Bei Louis waren es die Steuerschulden, die ihn am 27. September 1950, also einen Tag vor Schmelings 45. Geburtstag, noch einmal in den Ring getrieben hatten. Er verlor den Kampf um die Weltmeisterschaft gegen Ezzard Charles nach Punkten.

Und es blieb ihm auch nicht erspart, als Kanonenfutter für einen aufstrebenden neuen Boxer herzuhalten, so wie einst Schmeling ihm vorgesetzt wurde. Sein Gegner war Rocky Marciano, ein junger italo-amerikanischer Boxer, der ein paar große Namen schlagen sollte, bevor er selbst um die Weltmeisterschaft boxen durfte. Marciano war 28, Louis bereits 37 Jahre alt. Louis' Sohn, Joe Louis Barrow jr., erinnerte sich später, wie er als Vierjähriger seinen Vater vor dem Kampf gegen Marciano gefragt hatte: »Warum willst du gegen ihn Boxen?«

»Ich muss«, hatte Louis erwidert.

»Warum?«

»Wegen des Geldes.«

»Ist das dein letzter Kampf?«

»Ja, Sohn, das wird mein letzter.«

Rocky Marciano schlug Joe Louis in Runde acht k.o. Es war erst die dritte Niederlage in Louis' 71. Kampf. Und erst sein zweiter k.o., nach dem durch Max Schmeling 15 Jahre zuvor. Es blieb wirklich sein letzter Kampf. Max Schmeling blieb der einzige Schwergewichtsboxer, der Joe Louis auf der Höhe seiner Karriere hatte schlagen können. Und Rocky Marciano wurde später der einzige Schwergewichtsweltmeister, der es schaffen sollte, unbesiegt abzutreten. Und Marciano war der letzte weiße Weltmeister in einer direkten Linie seit John C. Sullivan, dem ersten, bis Vitali Klitschko kam.

Anny Ondra, die seit 1943 nicht mehr vor der Kamera gestanden hatte, drehte noch einmal einen Film. Sie war 48 Jahre alt, hatte immer auf ihr Äußeres geachtet, aber für die Rollen, mit denen sie einst berühmt geworden war, konnte sie schon lange nicht mehr besetzt werden. In *Schön muss man sein* spielte sie eine alternde Diva namens Rose de Lila, die sich mit einer jüngeren Konkurrentin messen muss. Sonja Ziemann spielte die junge Maria. Hardy Krüger, damals 23 Jahre alt, spielte ebenfalls mit. Es war sein sechster Film. Für Anny Ondra wurde ein Scherz ins Drehbuch eingebaut. Im Film bittet ein kleiner Junge die alternde Diva um drei Autogramme. Sie fragt: »Warum drei?«

»Die tauschen wir in der Schule wie Briefmarken. Drei Rose de Lillas gegen einen Max Schmeling!«

Es wurde Anny Ondras letzter Auftritt als Schauspielerin.

Auf der Bundespelztierschau 1952 gewannen Max Schmeling und Anny Ondra mit ihren Nerzen sechs erste Preise. Gründlicher hätte sich das Leben der beiden in den letzten Jahren nicht ändern können. Schmeling wurde zu einem guten Kaufmann, einem kleinen Unternehmer, der sein Geschäft mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit und Disziplin umsetzte. Schon zu dieser Zeit konnte man erkennen, dass nur die Zeit und die Umstände einen Boxer aus ihm gemacht hatten. Seine Natur war es nicht. Er war nie ein lauter, überbordender Mensch gewesen, und seine Boxkarriere hatte es auch nicht aus ihm gemacht. Wäre er nicht in einer Zeit großer sozialer und wirtschaftlicher Unsi-



In den fünfziger Jahren hatte sich das Leben für Max Schmeling und Anny Ondra gründlich geändert: Beide hatten ihre ersten Karrieren beendet und sich gemeinsam eine neue Existenz aufgebaut. Trotz aller Umstellungen hielt die Beziehung fürs Leben.

cherheit aufgewachsen, hätte er sich wohl niemals für den Beruf des Preisboxers entschieden. Und auch wenn seine Karriere im Ring den Verlauf nahezu jeder großen Kämpferkarriere nahm, inklusive Pleite und anschließendem Comeback, so war nun die Zeit, in der sich zeigte, wie ungewöhnlich, wie fremd er in diesem Geschäft eigentlich immer geblieben war.

Er stellte von nun an noch den Boxer dar, wurde bei jeder Gelegenheit mit geballter Faust fotografiert, aber er hatte mit dem Boxen nicht mehr viel zu tun. Das Image seines alten Berufs befand sich, kurz nach seiner wiedererlangten Popularität, auf einem gesellschaftlichen Tiefststand.

Im Mai 1954 wurde Schmeling, der inzwischen in Deutschland einige Kämpfe als Ringrichter geleitet hatte, als dritter Mann zu einem Turnier nach Milwaukee eingeladen. Es wurde sein erster Besuch in den USA seit seinem letzten Kampf gegen Joe Louis. 16 Jahre war das

nun her. Die Leser der *Bild-Zeitung* konnten seine Abreise anhand eines Comic-Strips nachverfolgen. Als er am 15. Mai 1954 in New York landete, war Jack Dempsey im Empfangskomitee, das ihn vom Flughafen abholte. Einer seiner ersten Besuche war bei Joe Louis. Louis war, trotz seines Comebacks, nicht mehr reich geworden, obwohl er im Laufe seiner Karriere Rekordbörsen zusammengeboxt hatte. Das Geld war ihm durch die Finger geronnen, neben Autos, Frauen und teuren Anzügen hatte er sich zeitweise ein eigenes, erfolgloses Baseballteam geleistet. Nun lebte er in einem Haus nahe New York, wo Schmeling am 17. Mai 1954 vor dem Tor stand.

Als eine Frau öffnete, glaubte der stets um Höflichkeit bemühte Schmeling, Marva Trotter vor sich zu haben, Louis' erste Ehefrau, von der dieser sich aber schon lange hatte scheiden lassen. Louis selbst war gerade Golf spielen. Die Frau, die Schmeling die Tür öffnete, war Louis' neue Freundin Rose Morgan. Natürlich wusste sie, wer Schmeling war. Die beiden Männer hatten sich in die Geschichte des jeweils anderen hineingeboxt; sie waren nicht mehr zu trennen, von keinem Ringrichter der Welt, solange sie leben würden. Rose Morgan rief im Golfclub an und bat darum, Louis auszurichten, dass er Besuch habe. Zehn Minuten später stand Louis in der Tür und umarmte Schmeling: »How good it is to see you again!«

Als sie sich wenig später offiziell in einem Club in New York trafen, waren auch Journalisten geladen. Die beiden mussten die Schablonen aller Boxer nachstellen und sich in Kampfposition stellen, als wollten sie die dritte Begegnung, die ihnen die Zeit, die Umstände und der Krieg genommen hatten, hier ausfechten. Schmeling war 49, Joe Louis 40 Jahre alt. Das Bild wurde am nächsten Tag in den meisten Zeitungen der westlichen Welt gedruckt.

Die Kämpfe in Milwaukee, zu denen Schmeling als Ringrichter geladen war, wurden ein Flop, aber sein Aufenthalt in New York war an Erinnerungsschwere nicht zu überbieten. Er besuchte Otto Petri, den Radrennfahrer und alten Trainingsgenossen, der immer noch Gastwirt war. Er war essen im »Dempsey's«, dem Lokal des Exweltmeisters Jack Dempsey auf dem Broadway. Und er besuchte Joe Jacobs'

Grab. Der Friedhofswärter führte ihn hin und sprach zum Grabstein: »Joe, dein Freund Max Schmeling ist zu dir gekommen. Er steht an deinem Grab und dankt dir noch mal für alles, was du für ihn hast tun können. Er denkt an eure gemeinsam verbrachten Jahre zurück. Als Erstes besucht er dein Grab, nachdem er nach vielen Jahren nach Amerika zurückgekommen ist.«

Auf dem Rückweg in New York versuchte Schmeling abermals, seinen alten Berliner Freund Paul Damski zu erreichen, der inzwischen ein Juwelengeschäft betrieb. Als Schmeling anrief, arbeitete Damskis Sohn im Laden und ging an den Apparat. Natürlich wusste auch er sofort, wen er am Telefon hatte, und versuchte zu vermitteln. »Du kannst ihm wenigstens zuhören«, bat er seinen Vater.

Am selben Nachmittag noch meldete sich Harry Markson, ein früherer Mitarbeiter des Promoters Mike Jacobs, der die Louis-Schmeling-Kämpfe ausgerichtet hatte, bei Damski im Laden. Damski und Markson kannten sich, seit Damski in Amerika eine neue Existenz aufbauen musste. Und Markson versuchte auf Damski einzuwirken: »Paul, ich bin hier im St. Moritz Hotel zusammen mit Max«, sagte er. »Er erzählt mir vieles, und ich glaube, du solltest mit ihm reden.«

»Ich will nichts mit Deutschen zu tun haben!«, war die Antwort. Markson versuchte ihn umzustimmen, aber Damski wollte hart bleiben. »Du weißt nie, welche Hände mit Blut beschmiert sind und welche nicht.« Aber Markson und sein Sohn hatten Damski schließlich so weit, dass er ins Telefon knurrte: »Okay Harry, sag Max, er soll mich später noch mal anrufen.« Eine Viertelstunde später entstieg Schmeling einem Taxi vor Damskis Laden in der 47. Straße. Schmeling ging in den Laden, sah Damski an und nahm ihn nach einem kurzen Zögern in den Arm. Damski stand da, als sei er versteinert. Rasch bildete sich eine kleine Menschentraube um den Exweltmeister. Nach einer Stunde, die Schmeling in Damskis Laden war, schlug er vor, sich doch im »Dempsey's« zu treffen. »Bring' bitte auch Sonja mit.« Um 15 Uhr trafen sich die drei zum ersten Mal nach 20 Jahren wieder. Sie blieben bis vier Uhr morgens sitzen.

Noch einen ganz alten Bekannten traf Schmeling in New York. James A. Farley, den ehemaligen Kommissionär der *New York State Athletic Commission*. Farley war bereits 1933 aus der NYSAC ausgestiegen und als Postminister in das Kabinett von Franklin D. Roosevelt gewechselt. Er hatte als Wahlkampfhelfer unter anderem dafür gesorgt, dass Exweltmeister Gene Tunney auf Wahlveranstaltungen für den späteren Präsidenten Roosevelt sprach. Als Postminister wurde Farley über all die Jahre immer wieder mit seltenen Briefmarken von Schmeling beschickt. Der gute Kontakt hielt. Als Farley gegenüber Roosevelt seine Ambitionen auf eine Präsidentschaft äußerte, lachte Roosevelt ihn nur aus. Farley ging 1940 in die Wirtschaft. Nun war er Aufsichtsratsvorsitzender bei Coca-Cola und zuständig für das Auslandsgeschäft. Aber es sollte noch ein bisschen dauern, bis Max Schmeling und Coca-Cola ins Geschäft kamen.

Max Schmelings zweite Autobiografie mit dem Titel ... 8-9-aus erschien im Juli 1955. Gemeinsam mit dem Fußballidol Fritz Walter, der mit seiner Mannschaft beim »Wunder von Bern« die Ungarn mit derselben Taktik geschlagen hatte wie Schmeling Jahre zuvor seine Gegner im Ring – zermürben und dann gegen Ende überraschen –, gab es eine Signierstunde in Frankfurt am Main. Die Menschen standen Schlange. 250 000 Exemplare von ... 8-9-aus sollten bis 1965 verkauft werden.

Während es geschäftlich für Schmeling langsam bergauf ging, plagten den Exweltmeister Joe Louis weiterhin Geldsorgen. Immerhin schon 42 Jahre alt, stieg er 1955 zum ersten Mal als Wrestler in den Ring. Eine traurige Aktion, die ihm mit 100 000 Dollar vergolten wurde. Kurioserweise sollten die beiden größten Schwergewichtsboxer nach ihm, Muhammad Ali und Mike Tyson, die in ihrer gesamten Boxlaufbahn mit Louis verglichen wurden, ebenfalls als Wrestler antreten, nachdem ihre Boxkarriere bereits zu Ende war.

Im Herbst 1957 erhielt Max Schmeling die Lizenz von Coca-Cola für das Gebiet Hamburg-Ost. Später wurde der Einzugsbereich erweitert. Er gründete in Hamburg-Wandsbek die »Getränke-Industrie Hamburg Max Schmeling & Co. KG«. Er wurde Geschäftsführer,

aber nicht der alleinige Besitzer der Firma, die seinen Namen trägt. »Chef von Coca-Cola Deutschland«, wie oft fälschlicherweise behauptet wurde, war nicht Schmeling, sondern Max Keith, der bereits vor dem Zweiten Weltkrieg damit begonnen hatte, ein großes Netz von Abfüll- und Vertriebsfirmen aufzubauen, von denen Schmeling später nur eine betrieb.

Max Keith hatte Coca-Cola in Deutschland vor allem mit einem Coup bekannt gemacht: Erstattete die Olympischen Spiele 1936 in Berlin mit dem Getränk aus. Jene Spiele, für deren Durchführung sich auch Schmeling eingesetzt hatte. Coca-Cola deckte Athleten und die Zuschauer mit enormen Mengen der »koffeinhaltigen Brause« ein. Während der Nazi-Zeit hatte Keith die Verbreitung der Marke in Deutschland vorangetrieben. Für deutsche Gefangene in Amerika war es nach dem Ende des Krieges eine Überraschung, dass es Cola auch in den USA gab – so gründlich hatte Keith die Herkunft der Limonade in Deutschland kaschiert, um nicht von antiamerikanischen Vorurteilen getroffen zu werden. Der Deutsche Max Keith war 1933, mit 30 Jahren, in den Konzern eingetreten und hatte damit auch gleich einen Glauben gefunden, der stärker war als sein Glaube an Gott oder den Führer. »Die Sache, die von mir und allem, was in mir war, Besitz ergriffen hat und die mich nie mehr verlassen hat, war Coca-Cola. Von diesem Zeitpunkt und bis in alle Ewigkeit war ich mit dem Produkt auf Gedeih und Verderb verbunden«, erinnerte sich Keith 30 Jahre später, an seinem 60. Geburtstag. Da war Schmeling schon zu seinem prominentesten Helfer in Deutschland geworden.

Seit 1929 gibt es Coca-Cola in Deutschland. Keith brachte den Abverkauf von 6 000 Kisten im Jahr 1929 bis zum Ausbruch des Krieges, 1939, auf viereinhalb Millionen Kisten. Zu diesem Zeitpunkt gab es bereits 43 Abfüllanlagen in Deutschland und über 600 Zwischenhändler, die Coca-Cola im Bundesgebiet verteilten, die ersten Franchise-Betriebe in Deutschland.

Kurz nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich konnte Keith den Wirkungsbereich von Coca-Cola nach Österreich und in das Sudetenland ausdehnen. Den Krieg überlebte die deutsche

Coca-Cola GmbH, obwohl sie ein uramerikanisches Produkt verkaufte, durch die Erfindung und Einführung eines neuen, deutschen Produktes: Fanta. Als die Cola-Absätze Ende 1942 langsam ausliefen, hielt Keith das Geschäft mit dem Verkauf dieser Eigenkreation weiter am Laufen. Als der Krieg vorüber war, bekam der erstaunte US-Coca-Cola-Chef Woodruff in Atlanta ein Telegramm von Keith: »Die Coca-Cola GmbH läuft immer noch. Senden Sie die Buchprüfer.«

Als die Amerikaner schließlich nach Deutschland kamen, fanden sie Keith in einer halb zerbombten Abfüllanlage, wo gerade Fanta abgefüllt und verteilt werden sollte. Keith hatte seine persönliche Existenz an das Überleben der Firma gekettet – das sollten ihm die Amerikaner nie vergessen. Bis zu seinem Rückzug aus dem Geschäft konnte er wie ein Diktator über die deutsche Coca-Cola GmbH gebieten. Bis zum Jahr 1954, dem 25-jährigen Firmenjubiläum von Coca-Cola in Deutschland, hatte Keith es bis zum Europachef gebracht. Zu dieser Feier kam auch ein alter Bekannter Max Schmelings nach Deutschland: James A. Farley, ehemaliger Kommissionär der *New York State Athletic Commission* und als Auslandschef von Coca-Cola so etwas wie der Vorgesetzte von Keith. Und der einzige prominente Deutsche, den Farley kannte, war der ehemalige Profiboxer Max Schmeling, dem er vor der NYSAC mehrmals helfen müssen und mit dem der Kontakt nie ganz abgerissen war.

Farley, der immer ein großer Diplomat gewesen war, von dem man sagte, wenn er genügend Zeit habe, könne er sich jeden Namen und jedes Gesicht in den USA merken, wurde von Robert Woodruff eingesetzt, um Coca-Cola zu einer Weltmarke zu machen. Also trafen sich die beiden Männer, Farley und Schmeling, 16 Jahre nach Schmelings letztem großen Kampf in Amerika in Deutschland wieder. Farley war schnell klar, was für ein irrsinniges Werbepotenzial in Schmeling steckte. Ein Deutscher mit Weltruhm, der als Propagandafigur im Dritten Reich zum absoluten Star geworden war und die Nazizeit dennoch einigermaßen unbefleckt überstanden hatte – diese Kombination war, außer vielleicht bei Heinz Rühmann, einzigartig. Also wurde Schmeling 1957 einer der Abfüllanlagenbesitzer in Deutschland.

Die Schmelings hatten sich bis dahin alle Mühe gegeben, eine neue Existenz aufzubauen, aber es blieb mühsam mit den Hühnern, dem Tabak, den Nerzen. Zu dieser Zeit musste Schmeling sogar bei Opel anfragen, ob sie ihm ein Auto zur Verfügung stellen würden, das er eigentlich nicht zahlen konnte. Bei Opel war man großzügig, was Schmeling damit dankte, dass er bis zum heutigen Tage nur noch Opel gefahren ist. Die Arbeitslosigkeit in Deutschland lag 1950 bei 11 Prozent, trotzdem begann das Wirtschaftswunder langsam zu wirken – und die Schmelings konnten einiges an Nerzen verkaufen. Trotzdem blieb es mühsames Stückwerk, was die Schmelings sich zusammenverdienten, bis endlich die Getränke-Industrie Hamburg entstand.

Schmeling bekam von der deutschen Coca-Cola-Zentrale den Bereich Hamburg und Schleswig-Holstein mit Ausnahme des Gebiets Harburg zugeteilt, und obwohl er natürlich das Aushängeschild der gesamten Firma wurde, begann er nun, jeden Tag ins Büro zu gehen und ein ganz normaler Chef zu werden. Freilich ein Chef, der in den folgenden Jahren immer wieder auf Großveranstaltungen, auf Bundespressebällen, bei Olympischen Spielen auftauchte und das Bundesverdienstkreuz vom Präsidenten angeheftet bekam. Aber als Geschäftsführer blieb er weiterhin fleißig, ehrgeizig und bescheiden. Und er musste ordentlich arbeiten: 1959 kam Pepsi-Cola auf den deutschen Markt, das bis heute stärkste Konkurrenzprodukt. Auch Afri-Cola, noch zur Nazizeit als Mitbewerber aufgebaut, und einige andere Brausen machten Coca-Cola den Markt streitig. Aber wenn Schmeling, wie auf dem Ball der Sportpresse 1959, mit dem Werbespruch: »Mach mal Pause – trink Coca-Cola« empfangen wurde, zeigte sich der unschätzbar Wert des berühmten Lizenznehmers über seinen persönlichen Fleiß hinaus. Als Lizenznehmer hatte er mit der Coca-Cola-Werbung nicht das Geringste zu tun, die wurde vom Mutterhaus in Essen gesteuert, aber er war natürlich die bekannteste Werbefigur des Konzerns, nicht nur in Deutschland.

Seine Sekretärin, Frau Peters, musste immer auch Autogrammanfragen, Pressearbeit und Interviewtermine mit koordinieren, aber sonst merkte man Schmeling in der Firma nichts an von seiner frühe-

ren Existenz. Je länger seine Triumphe als Boxer zurücklagen, desto normaler wurde seine Arbeit bei Coca-Cola, obwohl manche Angestellte heute noch besonders stolz sind, für Max Schmeling zu arbeiten.

Die Getränke-Industrie Hamburg war nicht nur eine Verteilfirma für Cola, Fanta und was über die Jahre sonst noch dazukommen sollte, sondern auch eine Abfüllanlage. Die Mitarbeiter haben immer noch persönlichen Kontakt zum Endverbraucher, zu den Handelsketten, den Gastronomiebetrieben. Auch hierfür war sich Schmeling nie zu fein. Mit derselben Energie und Akribie, mit der er sich früher auf seine Gegner vorbereitet hatte, ging er nun den Geschäften nach. »Man muss etwas hundertprozentig tun, wenn man Erfolg haben will«, war sein Leitsatz. Jeden Tag setzte er sich in Hollenstedt in seinen Opel und fuhr nach Wandsbek.

In den folgenden Jahren wuchs die Firma auf eine Personalstärke von 300 Mitarbeitern an. Alle lernte Schmeling persönlich kennen,



Schmeling erarbeitete sich auch in seiner Unternehmerlaufbahn alles selbst und war häufig präsent in seiner Firma: Auf diesem Bild aus dem Jahr 1965 kontrolliert er die Sauberkeit der Flaschen in einer seiner drei Coca-Cola Fabriken.

nicht zuletzt, weil die Fluktuation sehr niedrig war. Wer kam, der blieb meistens. Schmeling arbeitete sich ein. Durch seine guten Kontakte konnte er sich jederzeit mit Größen aus der Wirtschaft treffen. Bei Jagdausflügen wie denen, die Dr. Franz Burda organisierte, hörte Schmeling aufmerksam zu, wenn es um Firmenführung ging. Abends las er Fachbücher über Wirtschaft. Ansonsten behielt er ein Prinzip aus seiner Zeit als Berufsboxer bei: »Zu allen Leuten freundlich zu sein und ein freundliches Wort für jeden übrig zu haben, mit dem ich zusammentreffe.«.

Der Betrieb in der Wandsbeker Straße, wo die Abfüllanlage heute noch steht, wurde fünf Jahre nach dem Start von Schmelings zweiter Karriere im Jahr 1962 gebaut. Logistik und Vertrieb blieben unter einem Dach, damit die Lieferer auch selbst sehen konnten, dass ein Kunde statt der »Bonaqua«-Mineralwasserflaschen, die man zwangsläufig mitbestellen muss, wenn man Cola haben möchte, nicht plötzlich »Adelholzer« im Keller stehen hat. Auch am Wochenende war und ist hier immer Betrieb. Die Mitarbeiter mögen ihren Chef, der im ersten Stock in einem schlichten, nicht allzu großen Büro seinen Posten bezo gen hatte. Schmeling bevorzugte keine Ja-Sager, schätzte aber auch kein ewigen Nein-Sager.

Nachdem Max Keith in der Nazizeit noch die Herkunft seines Produktes hatte kaschieren müssen, war die Yankee-Brause nach dem Krieg tatsächlich in aller Munde. Sie wurde zu einem Sehnsuchtsprodukt. Sie schmeckte nach Erfolg und verkaufte sich fast von selbst. Schmeling beschränkte sich allerdings nicht auf eine Rolle als Repräsentant. Seine Firma bestand aus wenigen Mitarbeitern, die sich um die Buchhaltung, die Verwaltung, die Organisation kümmerten, den Leuten, die in der Abfüllanlage die Abläufe und die Qualität überwachten, und vielen, vielen Außendienstmitarbeitern, die mehrmals täglich und auch am Wochenende auf dem Firmengelände ein und aus fuhren. Schmeling saß also nicht nur in seinem Büro fest, sondern war viel unterwegs auf dem Ladehof und in der Abfüllanlage.

Schmeling ist es wichtig, sich nicht zu wichtig zu nehmen. »Ist ja nur Limonade«, wie man in der Firma gerne sagt. Das Geschäft er-

lebte keine großen Krisen und Einbrüche. Selbst heute, wo der Cola-Konzern weltweit in eine Krise gerutscht ist, läuft die Getränke-Industrie Hamburg stabil. Sie beschäftigt immer noch 170 Mitarbeiter. Die Reduzierung seit den Spitzenzeiten hing vor allem mit Umstrukturierung und der Zusammenlegung von Abfüllstätten zusammen. Der Umsatz liegt heute bei etwa 65 bis 70 Millionen Euro im Jahr.

Bei Betriebsversammlungen und Festen zeigte Schmeling sich seinen Mitarbeitern gegenüber gerne großzügig. So wurden vor wenigen Jahren alle Kollegen zu einer Mitarbeiterversammlung gebeten. Die Stimmung war freundlich, aber nervös, denn auf so einer Versammlung werden meistens gravierende Änderungen verkündet – Umstrukturierungen, womöglich verbunden mit Personalabbau. In diesem Fall erhielten alle Angestellten der Getränke-Industrie Hamburg einen Umschlag, in dem schlicht ein paar hundert D-Mark enthalten waren, verbunden mit Schmelings Dank für den Einsatz für seine Firma. Er hat ein gutes Gespür für solche Gesten. Als Schmeling zu einem Empfang zum damaligen Bundespräsidenten Roman Herzog eingeladen war, bedankte er sich zuerst bei Frau Herzog mit einem Scheck für deren Stiftung für Knochenmarkspender, weil man »nie vergessen soll, dass es die Frauen sind, die solche Veranstaltungen ausrichten«, wie er seinem damals neuen Geschäftsführer und späteren Nachfolger bei Coca-Cola, Heiko Stöhr, erklärte.

Nachdem Stöhr, der 1991 in die Getränke-Industrie Hamburg eintrat, die Geschäfte langsam übernahm, kam Schmeling nur noch viermal die Woche halbtags in die Firma. Schmeling hatte nicht die geeringsten Probleme, sich den Ritualen anzupassen, die Max Keith eingeführt hatte. Schmeling fuhr immer zu den Versammlungen, auf denen Medaillen für besonders gute Umsätze verliehen wurden, er stellte sich in der Kantine in der Coca-Cola-Zentrale in Essen genauso in die Schlange wie seine Kollegen aus dem restlichen Bundesgebiet.

Bereits als Peter Frankenfeld und Lonny Kellner heirateten, baten sie Max Schmeling und Anny Ondra als Trauzeugen. »Wer hätte uns bessere Ehetipps geben können?« Nun, 25 Jahre nachdem sie getraut wurden, reisten Schmeling und Anny Ondra nach Winterthur, wo

Pastor Kurt Lang inzwischen arbeitete. Pastor Lang hatte die beiden 1933 in Bad Saarow getraut. Die beiden erneuerten ihr Eheversprechen. Sie begingen die Silberhochzeit in Langs kleiner Kirche, und abends wurde die Feierlichkeit bei Pastor Lang zu Hause fortgesetzt.

Die Ehe der beiden war 25 Jahre alt geworden, und sie war nie durch Skandale oder Fehlritte getrübt worden. Die beiden schienen das perfekte Paar zu sein, das sich nach all den Jahren immer noch liebte und selten stritt. Bis heute hat es keine andere Darstellung gegeben, kein Skandal ist jemals bekannt geworden. Die beiden schienen sich einfach gesucht und gefunden zu haben. Nur Kinder haben sie nicht bekommen.

Ihre Bedürfnisse und Alltagsangewohnheiten entwickelten sich langsam ein bisschen auseinander, ohne dass es ihre Ehe beschädigt hätte. Anny Ondra, inzwischen 56 Jahre alt, stand weiterhin jeden Morgen mit den Hühnern auf, obwohl die Einnahmen aus der Coca-Cola-Lizenz eine Bewirtschaftung in Hollenstedt bald unnötig machten. Schmeling reiste wieder in der Welt umher, wie zu seinen besten aktiven Zeiten als Boxer. Er reiste alleine, denn Anny Ondra gewöhnte sich Zeit ihres Lebens nicht an das Fliegen. Sie machte sich immer noch Sorgen um ihn, wenn er unterwegs war, deswegen sagte er ihr oft nicht einmal genau, wohin er reiste. Als er sie einmal aus Australien anrief, verschwieg er lieber, dass es von dort gleich nach China weitergehen würde.

Anny Ondras Ängstlichkeit nahm nicht ab, als in Schmelings Abwesenheit ein Einbrecher in Hollenstedt eindrang. Ihr passierte nichts, aber bis zu seiner Rückkehr zog sie hinüber in den »Hollenstedter Hof«. Ein Grund für die Harmonie der beiden waren womöglich getrennte Schlafzimmer. Anny Ondra hatte ein großes, luxuriöses Schlafzimmer, während Schmeling nur ein spartanisches kleines Zimmer brauchte. Ansonsten muss Schmeling immer ein aufmerksamer Ehemann gewesen sein. Anlässlich seines 60. Geburtstags erinnerte sich Anny Ondra daran, dass er immer an sie dachte, »mit Blumen, wenn der Schnee die Erde bedeckte, mit Briefen und Postkarten aus allen Erdteilen«. Sie schien nie verärgert, dass sie die meiste Zeit ihres

Lebens damit zubrachte, auf ihren Mann zu warten. »Das ist nun mal das Schicksal vieler Frauen.«

Anfang 1959 unterzeichnete Schmeling die Aktion seines Freundes Axel Springer »Macht das Tor auf«. Die deutsche Wiedervereinigung wurde zu Springers Lebensaufgabe, und Schmeling war unter den Prominenten, die sich für die Aktion einspannen ließen. Er war auch unter den Verkäufern, die auf Hamburgs Straßen unterwegs waren und die Miniatur des Brandenburger Tors für 20 Pfennig zugunsten der »Macht das Tor auf«-Aktion verkauften. 14 Jahre nachdem er für das Winterhilfswerk der Nazis mit einer Sammelbüchse durch Berlin gezogen war.

Inzwischen gab es keinen Politiker in Deutschland, der sich nicht mit Schmeling fotografieren lassen wollte, dem Weltmeister und Nachkriegshelden in einer Person. Der es geschafft hat, ohne größere ideologischen Schrammen durch die Nazizeit zu kommen und doch ein Deutscher durch und durch zu bleiben. Und wo auch immer er hinkam, präsentierte er Coca-Cola. Kaum ein Pressefoto aus dieser Zeit, auf dem er nicht ein Fläschchen in der Hand hält. Und er war ja immer noch überall eingeladen. Auf jeder großen Boxgala, bei Übertragungen im Fernsehen, bei Bällen der Presse und des Sports – immer war Schmeling da, und selten kam er ohne Anny Ondra und Coca-Cola.

Anny Ondra aber verlor immer mehr die Lust an diesen Veranstaltungen. Während Schmeling ein Gesellschaftstier war, einer, der auch ohne Alkohol gerne lange blieb, ging Anny Ondra immer früher nach Hause, um morgens rechtzeitig aus dem Bett zu kommen. Sie galt als etwas naiv, als arglos und liebenswürdig, und obwohl sie vor allem durch ihr komisches Talent einige Filme zum Strahlen gebracht hatte, war sie selbst nicht zu Witzen aufgelegt. »Anny lacht immer erst am nächsten Tag«, hieß es unter Freunden des Paares. Sie war eine gute Köchin, aber sie achtete immer auf ihre schlanke Figur, wenn auch zu dem Preis, dass es oft abends nur einen kleinen Salat gab, dem Schmeling ab und zu ins Gasthaus zu seinen Skatfreunden entfloh.

1968, zwei Tage nach dem 35. Hochzeitstag von Anny Ondra und

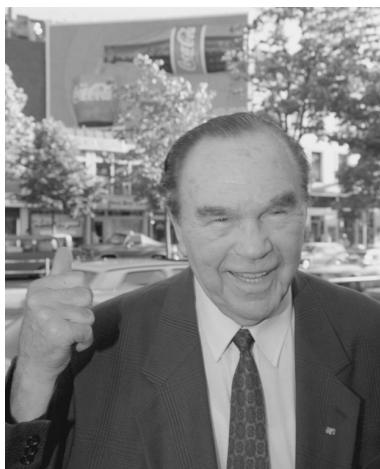
Schmeling, wurde *Blackmail – Erpressung*, ihr größter internationaler Film unter der Regie von Alfred Hitchcock zum ersten Mal im deutschen Fernsehen gezeigt. Anny Ondra wurde vor der Ausstrahlung gefragt, ob Max Schmeling den Film denn schon mal gesehen habe. »Ich bin nicht ganz sicher, aber wir werden ihn uns natürlich gemeinsam im Fernsehen ansehen. Bloß: der Film kann ja nicht mehr gut sein.«

Der Reporter wunderte sich über ihre Meinung. »Der Film, der Ihnen Starruhm international begründet hat?«

»Die Auffassung ist heute halt anders, aber damals fand ich den Film auch sehr schön.«

Bis Ende der neunziger Jahre war Max Schmeling vier Tage die Woche in seinem Büro in der Getränke-Industrie Hamburg anwesend. Das Gebäude ist Mitte der neunziger Jahre komplett renoviert worden. Der gelbe Klinker wurde mit Stahlverkleidungen abgedeckt. Die Firma ist ein so genannter Schaufensterbetrieb – man kann von außen durch riesige Scheiben die Abfüllung beobachten. Wenn man eintritt, führt eine geschwungene Treppe in den ersten Stock, wo die Geschäftsführung sitzt. Es ist alles sehr unaufgeregt hier, ruhig und zurückhaltend.

Schmelings Büro ist immer noch so erhalten, wie es vor der Jahrtausendwende war, als der berühmte Chef zum letzten Mal vorbeigekommen ist. Es sieht aus, als könne Schmeling jederzeit um die Ecke kommen und sich an seinen Schreibtisch setzen. Sein Büro sieht ein bisschen aus wie eine Mischung aus einem Boxer- und einem Coca-Cola-Museum. Im Regal sind



Einen seiner letzten öffentlichen Termine nahm Max Schmeling wahr, als er die mit 100 Quadratmetern größte Leuchtreklame Deutschlands für Coca-Cola auf der Hamburger Reeperbahn präsentierte.

viele kleine Modelle aufgestellt, die im Laufe der Jahre an die Firma geschickt wurden. Ein Fan hat ein Auto aus Cola-Büchsen gebastelt, welches das Kennzeichen »HH-Max« trägt.

An den Wänden hängen Ehrungen, Fotos, die Schmeling mit Mike Tyson zeigen, mit Jimmy Carter und Ronald Reagan. Das berühmte Bild, das ihn gemeinsam mit Jack Dempsey beim Überqueren einer kleinen Teichbrücke zeigt und auf dem sie wie Zwillinge aussehen. Ein Poster der »Great Heavyweights« hängt in einem Rahmen. Darunter Joe Louis, Jack Dempsey, Max Baer. Alle auf diesem Poster, bis auf Schmeling, sind schon lange tot. Eine große Weltkarte hängt ebenfalls dort. Es sind Stecknadeln mit roten Köpfen überall dort eingesteckt, wo Schmeling schon war. Eine einzige Stecknadel trägt einen weißen Kopf. Sie steckt dort, wo Gut Ponickel einst war. Max Schmeling hat es nie wiedergesehen.

KAPITEL 24

Das Alter

Ein Boxer wird alt, er kann sich verletzen, sich aus dem aktiven Sport zurückziehen, gesperrt werden – aber er bleibt immer ein Boxer. So geht es auch Schmeling, auch wenn er mit der Szene lange nichts mehr zu tun haben wollte. Bereits Mitte der sechziger Jahre war die Arbeitslosigkeit in Deutschland auf 1,3 Prozent zurückgegangen. Wer jetzt noch Berufsboxer wurde, kam zwangsläufig aus dem äußersten Rand der Gesellschaft. Niemand wird Profiboxer, weil er den Beruf so schön findet. Berufsboxen ist im freien Westen getrieben von der Idee des sozialen Aufstiegs.

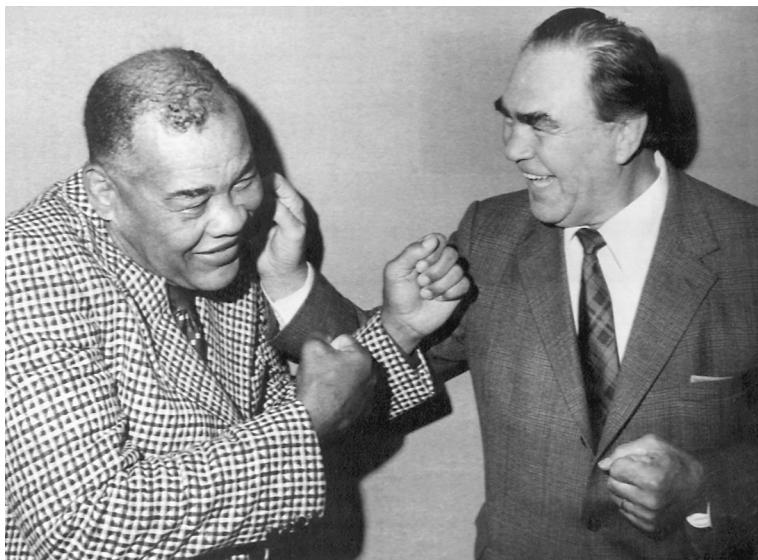
In Deutschland gab es keinen Grund mehr für einen jungen Mann, sich Lederhandschuhe überzuziehen und sein Leben gegen Geld im Ring zu verteidigen. Das deutsche Boxgeschäft verschlechterte sich zusehends, je besser es der Wirtschaft ging. Und international war es nicht viel besser. Als es 1962, zu all den Mauscheleien und Schiebereien, die ohnehin seit Beginn das Boxgeschäft geprägt hatten, auch noch zu einer Aufspaltung des Weltverbands kam, war es mit dem sportlichen Anspruch weitgehend vorbei. Die Weltmeister aus vergangenen Zeiten wurden sofort glorifiziert, weil sie noch um einen Titel kämpfen mussten, weil sie sich gegen die besten durchsetzen mussten und nicht einfach in verschiedenen Verbänden und gegen handverlesene Gegner antreten konnten.

Aus der Rivalität zwischen Schmeling und Louis, die letztlich immer nur ein Medienmärchen war, weil die beiden sich als Boxer wie

als Menschen respektierten, auch wenn sie gegeneinander ausgespielt wurden, konnte man später wunderbar eine Freundschaft zusammen-dichten. Nachdem Schmeling seinen großen Gegner, dessen Name auch seinen unsterblich gemacht hatte, in New York besucht hatte, gab es noch einige Treffen. In einer US-Sendung, die das Leben des zweiten schwarzen Schwergewichtsmeisters Revue passieren ließ, war Schmeling Ehrengast. Bei einem großen Computerduell in den siebziger Jahren, in dem geklärt werden sollte, wer der beste Schwergewichtsweltmeister aller Zeiten war, wurde Schmeling als einziger Deutscher, als einziger Nichtamerikaner überhaupt besetzt. Es wurden alle Stärken und Schwächen erfasst, die Kampfrekorde abgeglichen, die Kampfverläufe gegenübergestellt. Max Schmeling schied bei diesem Duell gegen Muhammad Ali aus. Aber auch Joe Louis wurde nicht der Gewinner. Das war Rocky Marciano, weil es ihm im Gegensatz zu allen anderen gelungen war, unbesiegt zurückzutreten.

Joe Louis machte einige Reisen nach Europa, besuchte Schmeling und Anny Ondra in Hollenstedt. Aus diesen Begegnungen wurde eine respektvolle Bekanntschaft, aber keine wirklich enge Freundschaft, wie oft geschrieben wurde. Über was hätten die beiden sich unterhalten sollen? Über Louis' wahnsinnige Schulden, während Schmeling ein erfolgreicher Geschäftsmann geworden war? Über Louis' Probleme, einer Frau treu zu bleiben? Über seine diversen Ehen? Während Max Schmeling und Anny Ondra eine Musterehe führten, die einem fast schon unheimlich erscheinen konnte? Auch Louis' Drogenprobleme und seine zunehmenden Psychosen waren für den Antialkoholiker Schmeling sicher kein Thema. Außer diesen beiden Kämpfen und der Geschichte, die daraus geworden war, gab es kaum etwas, was die beiden verband. Bei einem von Louis' letzten Besuchen konnte man sehen, was das vor allem war: Er hielt eine Coca-Cola-Flasche in der Hand, während er Schmeling auf dem Trimmrad beobachtete, sie sich gegenseitig Golfschwünge zeigten und Schmeling ihn durch seine Firma führte. Es war, was man heute einen Promotionstermin nennt.

Als Larry Holmes und Trevor Berwick am 11. April 1981 um die Weltmeisterschaft im Schwergewicht kämpften, wurde Joe Louis in



Die enge Freundschaft, die die Medien später gern Louis und Schmeling andichteten, gab es in der Realität nicht. Gleichwohl mochten und respektierten sich beide Boxer und besuchten sich gegenseitig. Für augenzwinkernde Auseinandersetzungen vor der Presse waren sie immer zu haben.

einem Rollstuhl auf die Veranstaltung geschoben. Das Publikum im »Caesars Palace« in Las Vegas erhob sich von seinen Sitzen, um der amerikanischen Legende zu applaudieren. Nach seiner Boxkarriere hatte Louis viel versucht, um wieder auf die Beine zu kommen. Er war nicht nur Catcher geworden, er hatte es auch als Boxpromoter versucht, ein weiteres Mal geheiratet, sich wieder scheiden lassen, wieder geheiratet. Er wurde schließlich als »Greeter« im »Caesars Palace« angestellt. Ein trostloser Job. Er hielt Touristen die Tür auf, ließ sich mit ihnen fotografieren. Er konnte die Miete nicht davon zahlen, ein Volksheld zu sein. In Las Vegas ging er seiner Kokainsucht nach, angeblich gemeinsam mit einem seiner Nachfolger, Sonny Liston, dem Schwergewichtsweltmeister, der seinen Titel gegen Cassius Clay, den späteren Muhammad Ali, verloren hatte. An diesem 11. April, vor dem Holmes-Berbick-Kampf, wurde Louis ein letztes Mal mit Res-

pekt behandelt. Larry Holmes, der überragende Schwergewichtsboxer der Zeit nach Muhammad Ali, besiegte Trevor Berwick an diesem Abend nach Punkten. Am nächsten Morgen starb Joe Louis an einer schweren Herzattacke. Er war nur 67 Jahre alt geworden.

Seine Witwe bat den US-Präsidenten Ronald Reagan, dass Louis die letzte Ehre erwiesen würde, auf dem Soldatenfriedhof Arlington beigesetzt zu werden. Der einzige Zivilist, der bis dahin zwischen den amerikanischen Kriegshelden lag, war John F. Kennedy. Aber Reagan wusste, was er Louis' Bedeutung für die USA schuldig war. Am 16. April 1981 gab Ronald Reagan folgende Erklärung ab: »Joe Louis war mehr als eine Sportlegende – seine Karriere war eine Anklage gegen die rassische Bigotterie und eine Quelle von Stolz und Inspiration für Millionen von weißen und schwarzen Menschen rund um den Erdball.« Louis wurde im Sektor 7A mit militärischen Ehren beigesetzt. Jesse Jackson, der berühmteste schwarze Politiker der USA, schritt hinter dem Sarg her, nachdem er einen Tag zuvor vor 3 000 Gästen eine Rede im »Caesars Palace Sport Pavillion« gehalten hatte.

Hartnäckig hält sich das Gerücht, Schmeling habe die Beerdigung seines einstigen Gegners bezahlt. Das ist eine moderne Legende. Weil er um die finanzielle Situation der Eheleute Louis wusste, hatte Schmeling einen Scheck an die Witwe geschickt. Es war eine schöne Geste, aber kaum genug, um eine Las-Vegas-Beerdigung mit 3 000 Gästen und Frank Sinatra als Grabsänger zu begleichen. Schmeling sagte später, auf diese Legende angesprochen: »Ich habe der Witwe Louis Geld geschickt, ob das für die Beerdigung verwendet wurde, weiß ich nicht.«

Max Schmeling hat sich in seinem Leben an vielen Benefizprojekten und Spendenaktionen beteiligt und versucht, auch andere von seinem Wohlstand profitieren zu lassen. Er gründete 1991 die »Max-Schmeling-Stiftung«, die eine Million D-Mark als Startguthaben erhielt und Teile seines Vermögens an verschiedene karitative Projekte verteilt. Inzwischen hat Schmeling die Einlage immer weiter aufstocken lassen. Sie dürfte nun an die 10 Millionen Euro schwer sein.

Mit ihr finanziert Schmeling unter anderem das »Essen-auf-Rädern«-Programm seiner Geburtsstadt Klein-Luckow. Die Gehälter von zwei Angestellten im Sozialbereich werden ebenfalls jährlich von der Stiftung bezahlt. Weiter gehen Beträge an »Brot für die Welt«, an Bedürftige in Hollenstedt, seinem Wohnort, an notleidende ehemalige Berufsboxer und Sportjournalisten. Aber auch spontane Hilfleistungen, wie nach den Überschwemmungen durch das Oder-Hochwasser 2002, sind möglich.

Zehn Jahre nach seinem Tod wurde Joe Louis in die *International Boxing Hall of Fame* in Canastota, New York, aufgenommen. In der Lobrede auf einen der größten Boxer des 20. Jahrhunderts heißt es: »Obwohl Louis unzählige Highlights in seiner Karriere hatte, ist er hauptsächlich durch seinen Rückkampf mit Schmeling 1938 in Erinnerung geblieben. Die Boxgemeinde verehrte ihn dafür, dass er seine Krone gegen einen Mann riskierte, der ihn erst zwei Jahre zuvor ausgeknockt hatte. Aber weil Schmeling aus Deutschland kam, bekam der Kampf eine breitere Bedeutung. Die Medien porträtierten Schmeling unsauber als Nazi und stellten Louis als ein Symbol für den Rest der freien Welt dar. Der Rückkampf, ebenfalls im *Yankee Stadium*, war schnell vorbei, nachdem Louis einen vernichtenden Knock-out in der ersten Runde erzielen konnte.« Der Reporter Jimmy Cannon schrieb über ihn: »Louis war ein Ziergele seiner Rasse ... der menschlichen Rasse.«

Max Schmeling wurde 1992 in die *International Boxing Hall of Fame* aufgenommen, mit 86 Jahren, als erster und bisher einziger Deutscher. Er war außerdem der älteste noch lebende Boxer, der aufgenommen wurde – und durch seine zweite Karriere als Geschäftsmann auch einer der wohlhabendsten. Er erschien als bislang einziger noch lebender Kämpfer nicht selbst zur Zeremonie, sondern hielt sich an den Rat seiner Ärzte, solche Strapazen zu vermeiden. In der Begründung für seine Ehrung in die Ruhmeshalle des Boxens heißt es: »Der Schwergewichtschampion Max Schmeling, der immer noch zu Unrecht mit Nazi-Deutschland assoziiert wird und als Bösewicht in den USA dargestellt wurde, ist wohl am besten in Erinnerung geblieben durch seine zwei Kämpfe gegen Joe Louis. Sein Titel und sein

Image wurden von Adolf Hitler als Propagandawerkzeug benutzt, um die Überlegenheit der arischen Rasse zu demonstrieren. Aber nach dem, was man inzwischen weiß, war Schmeling immer ein Gentleman und Sportsmann.«

Anny Ondra und Max Schmeling feierten 1983 goldene Hochzeit. Sie wurden beide nach dem Geheimnis ihrer glücklichen Ehe befragt. »Das Leben mit Anny ist zauberhaft«, sagte Schmeling. »Es hat in diesem Leben mit ihr nie Skandale gegeben, sondern immer nur Glück. Und die Liebe zu meiner Frau erhält mich jung.« Anny Ondra sagte: »Man muss mit Anstand älter werden können, dann wird das Alter unwichtig. Immer gut aussehen gehört auch dazu. Das beste Mittel für gutes Aussehen ist Glücklichsein. Wir sind glücklich. Wir haben uns nie angeschrien und eigentlich nie gestritten.«

Dass Anny Ondra schon kurz nach dem Krieg im breiten Schatten von Schmeling verschwunden war, ist ein bisschen verwunderlich, wenn man bedenkt, was für ein Star sie in den dreißiger Jahren war. Andererseits hat sie nie den Eindruck gemacht, als würde sie das bedauern. Und ihr ist das Schicksal erspart geblieben, das Frauen im Filmgeschäft bis heute verfolgt: nicht altern zu dürfen. Bis sie über 30 Jahre alt war, hatte die zierliche Anny Ondra dem Kleinmädchen-schema auf der Leinwand genügen müssen. Wie lange wäre das weitergegangen? Greta Garbo hatte dafür gesorgt, dass keine Fotos und Filmaufnahmen von ihr existieren, die sie anders zeigen als in ihren besten Jahren. Anny Ondra aber ist einfach auf die denkbar beste Art älter geworden: eine stets gut aussehende Frau, die irgendwann eine gut aussehende ältere Dame geworden war. Wenn sie darunter gelitten hat, dass sie kein Star mehr war, konnte man es ihr zumindest nicht anmerken. Und sie musste ja auch nicht mehr irgendeinem Regisseur oder dem Publikum genügen. Nur sich selbst und Max Schmeling. Und das scheint ihr gelungen zu sein. Nur dass sie nie Kinder bekommen konnte, darunter hat sie ein bisschen gelitten. Das Paar hatte sich sogar überlegt, eines zu adoptieren, aber schließlich, »nach so langer Zeit des Alleinseins«, stellte Anny Ondra fest, »dafür sind wir nicht mehr jung genug.«

Am 28. Februar 1987 starb Anny Ondra in ihrem gemeinsamen Haus in Hollenstedt. Sie war müde gewesen in der Zeit vor ihrem Tod und war nur noch selten vor die Tür gegangen. Aber sie schließt schließlich friedlich ein. Da die Ehe von Max Schmeling und Anny Ondra kinderlos blieb, hatten die Eheleute bereits zu Lebzeiten Ondras vereinbart, dass ihr Erbe den »SOS-Kinderdörfern« zufallen wird. Dass der Grabplatz neben ihrem noch so lange frei bleiben würde, hat wohl selbst Max Schmeling damals nicht gedacht.

Werner und Heinz Lewin wurden, nachdem Max Schmeling sie an ihren Vater David übergeben hatte, nochmals in Deutschland festgehalten, als sie ihre Fährtickets abholen wollten. Die Familie landete auf einer Polizeistation in Spandau, wo Schmeling ihnen abermals durch seine Kontakte heraushelfen konnte. Die Lewins versteckten sich noch einige Wochen, bis sie schließlich, jeder mit 10 Reichsmark in der Tasche, nach China ausreisen konnten. Heinz geriet später in japanische Kriegsgefangenschaft und schaffte es schließlich, nach Amerika auszuwandern, wo er sich in »Henri« umbenannte und Hotelunternehmer wurde.

Auf einer Boxgala in Las Vegas, die er zu Ehren Schmelings in den achtziger Jahren gab, verkündete Henri Lewin: »Ohne diesen Mann wäre ich heute nicht hier.« Am nächsten Tag standen 20 Reporter in Lewins Büro und wollten wissen, woher der jüdische Unternehmer den deutschen Boxweltmeister kannte. Henri Lewin erzählte ihnen die Geschichte von sich und seinem Bruder und Schmelings Hilfe. So



Eine Liebe fürs Leben. Anny Ondra und Max Schmeling gingen mehr als fünfzig Jahre gemeinsam durch Dick und Dünn.

wurde sie bekannt. Schmeling hat über dieses Erlebnis nie ein Wort verloren.

Rudolph Schmelings Spur verliert sich schon recht früh im Leben seines Bruders. Max Schmeling erwähnt ihn in seinen Biografien kaum, und nach der Erwähnung des Hotelgeschenks von Max an Rudolph taucht dessen Name im Umfeld seines berühmten Bruders kaum noch auf. Er hat sein Leben nie so recht in den Griff bekommen. Er zog nach Hamburg, in die Nähe seines Bruders, wo Rudolph vor etwa 20 Jahren verstorben ist.

Paulino Uzcudun hatte sich nach seinen letzten vier Niederlagen, eine gegen Primo Carnera, zwei gegen Max Schmeling und die letzte gegen Joe Louis, aus dem Boxgeschäft zurückgezogen. Er wurde Hotelier und Privatier. Am 7. Juli 1985 starb er mit 86 Jahren in Madrid, etwa 200 Meter entfernt von der Redaktion der *Espabox*, der großen spanischen Boxzeitschrift. Er blieb der prominenteste Boxer, den Spanien je hervorgebracht hat. Die letzten Jahre hatte er mit Arterienverkalkung zu kämpfen und gestützt auf Krücken zugebracht. Er konnte sich an seine jungen Jahre und seine Karriere als Boxer kaum noch erinnern.

Die Spur von Sabri Mahir, der vor den Nazis nach Paris geflohen war, verliert sich auch dort. Er hatte nach Franz Diener als Trainer und Manager nie mehr Erfolg mit einem anderen Boxer gehabt.

Ludwig Haymann, der eigentlich zu klug, zu nachdenklich und sensibel für das Boxgeschäft war, versuchte, als er bereits die Boxhandschuhe mit einer Schreibmaschine getauscht hatte, noch mal ein Comeback. Am 15. August 1942 verlor er gegen den Italiener Nemesio Lazzari durch k.o. in der vierten Runde. Ansonsten hatte er sich schnell zu einem strammen Nazi entwickelt, schrieb unfassbar dumme und rassistische Texte im *Völkischen Beobachter*, versuchte in verschiedenen Schriften zu bestimmen, wie ein deutscher Boxer zu kämpfen habe, und schrieb neben seinem eigenen Buch *Deutscher Faustkampf, nicht prizefight – Boxen als Rasseproblem* auch den Begleittext für das Buch *Die Olympischen Spiele 1936*, das Heinrich Hoffmann, Hitlers Leibfotograf, zu den Spielen gemacht hatte. Er starb am 26. Juli 1959 mit nur 58 Jahren.

Rolf Nürnberg, der Journalist des *12-Uhr-Mittag*, der die erste Schmeling-Biografie schrieb und sich in der Weimarer Republik zum Intimfeind des deutschen Meisters entwickelte, bevor die Nazis ihn vertrieben, fand in Amerika keinen Job und konnte nie richtig Fuß fassen. Ein ehemaliger Kollege, Curt Riess, sah ihn zuletzt, als er sich mit dem Verkauf von Zeitungen über Wasser hielt. Nürnberg starb am 23. März 1949 in einer Seitengasse in New York an einem Herzschlag, vermutlich die Folge seines Drogenmissbrauchs.

Paul Samson-Körner, der ehemalige deutsche Meister, versuchte sich als Ringrichter und beim Film, wurde Mitglied der NSDAP und starb bereits am 25. August 1942 an den Folgen eines Unfalls im Berliner Tiergarten, wo er von einem Bus angefahren wurde.

Will »Young« Stribling, der Mann, gegen den Schmeling seine einzige Titelverteidigung als Weltmeister gewonnen hatte, boxte weiter wie zuvor. Er machte oft mehr als einen Kampf pro Monat. Am 3. Oktober 1933 raste er, standesgemäß auf einer Harley-Davidson, ins Krankenhaus, wo er seine Frau und sein neugeborenes Kind besuchen wollte. Auf der Fahrt wurde er in einen Unfall verwickelt und starb wenig später im selben Gebäude, in dem seine Frau gerade sein jüngstes Kind auf die Welt gebracht hatte.

Walter Neusel, der »blonde Tiger«, der seine große Karriere in dem Rekordkampf in Deutschland gegen Schmeling verspielt hatte und den Rückkampf der Veteranen gewinnen konnte, boxte immerhin noch bis 1950. Da war er bereits 43 Jahre alt, hatte 90 Kämpfe bestritten und nur 13 davon verloren. Den letzten gegen Conny Rux, einen neuen Star im deutschen Boxgeschäft, der die Tochter von Olga Tschechowa heiratete, obwohl diese seit der Affäre ihrer Mutter mit Schmeling keine Boxer mochte. Walter Neusel, der nach seiner Boxkarriere in Berlin die Kneipe »Zum blonden Tiger« aufgemacht hatte, starb im Oktober 1964, mit nur 57 Jahren.

Franz Diener war nach dem Verlust der deutschen Meisterschaft gegen Schmeling und seiner vernichtenden Niederlage gegen Haymann noch zu vier weiteren Kämpfen angetreten, zwei davon gegen den späteren Weltmeister Carnera. Den ersten gewann er durch Dis-

qualifikation Carneras, im Rückkampf ging er in der sechsten Runde k.o., beendete seine Boxkarriere und wurde wieder Schlachter. Er war nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst in der sowjetischen Besatzungszone gelandet, aus der ihm Schmeling heraushelfen sollte. In Berlin betrieb er schließlich die Gaststätte »Dieners«, in der man ihn oft hinter dem Tresen finden und mit etwas gutem Willen auch zum Sprechen bringen konnte über die alten Zeiten und seinen Kampf gegen Schmeling. Er starb 1971. Das »Dieners« gibt es heute noch.

Ebenfalls 1971, am 30. August, starb Max Machon, 76 Jahre alt, an einem Herzschlag auf Teneriffa.

Hein Domgörgen, der nach seiner aktiven Laufbahn Trainer geworden war, starb 1972.

Walter Rothenburg, der größte Boxpromoter des Dritten Reiches, brachte es nicht nur als Organisator von Kampfabenden zu Ruhm. Er schrieb Hamburger Schlager wie »An de Eck von de Steenstroot« und »An de Alster, an de Elbe, an de Bill« und für Freddy Quinn dessen großen Hit »Junge, komm bald wieder«. Auch für das Lied »So ein Tag, so wunderschön wie heute« hat er den Text geschrieben. Er war fünfmal verheiratet und verlebte seine letzten Jahre in Ascona, am Lago Maggiore, wo er 1975 starb. Als echter Hamburger wurde er auf dem Ohlsdorfer Friedhof beigesetzt.

Georges Carpentier, der heute immer noch als einer der besten Boxer des vergangenen Jahrhunderts gilt, hat sich nach seinem Rückzug aus dem Boxen als Schauspieler in Filmen und in Musicals sowie als Restaurantbesitzer ernährt. Eine Zeit lang war er Geschäftsführer des »Lido« in Paris. Er blieb bis ins hohe Alter der größte französische Boxstar. Er starb mit 81 Jahren am 28. Oktober 1975 in Paris.

Jack Dempsey, der entgegen seiner Ankündigungen niemals ein Comeback versuchte – viele vermuteten, weil er die Erfolge seiner Schönheitsoperation nicht ruinieren wollte –, blieb ein amerikanischer Volksheld. Um den Makel der Drückebergerei aus dem Ersten Weltkrieg zu tilgen, diente er sich im Zweiten Weltkrieg den Marines als Trainer an. Neben Filmauftritten betrieb er viele Jahre sein Lokal »Dempsey's« in New York, wo häufig Wiegezeremonien vor großen

Kämpfen abgehalten wurden. Er starb am 31. Mai 1983 mit 87 Jahren.

Mit Jack Sharkey, dem Mann, gegen den er Weltmeister geworden war und gegen den er diesen Titel auch wieder verloren hatte, ist Max Schmeling nie warm geworden, obwohl Schmeling dafür bekannt ist, dass er freundschaftlichen Kontakt zu seinen früheren Gegnern pflegte. Viele von ihnen hat er getroffen, wenn er später, für die Coca-Cola Company, in den USA unterwegs war. Einige haben ihn besucht, wenn sie nach Europa gekommen sind. Sie haben sich immer als Abgesandte einer Zeit verstanden, in der das Boxen noch fairer war, noch weniger korrupt und gelddurchflutet. Obwohl das ein wenig zu rosig gesehen wird in der Rückschau.

Jack Sharkey ist am 17. August 1994 in einem Pflegeheim in Epping, einem kleinen Ort in der Nähe seiner Heimatstadt Boston erstickt. Er hat die letzten Jahre seines Lebens nicht gut verbracht. Er war schwer gezeichnet von Krankheiten und konnte sich kaum noch erinnern, wer er eigentlich war. Die Atemwegserkrankung, die schließlich zu seinem Tod geführt hat, quälte ihn sechs Jahre lang. Der Sohn seines Managers Johnny Buckley war der letzte Vertraute, der sich mit ihm über die alten Kämpfe unterhalten durfte. Mit seinen drei Kindern, zwölf Enkeln und 23 Urenkeln sprach Sharkey nicht gern über die alten Zeiten. Sharkey starb mit 91 Jahren und übergab damit einen letzten Titel an Schmeling, den diesem so bald wohl niemand mehr nehmen kann: Max Schmeling ist der älteste noch lebende ehemalige Boxweltmeister aller Zeiten.

Dank

Danke denen, die geholfen haben, dieses Buch besser zu machen:

Johann Buchholz, Güney Dal, Hildegard Frilling, Peter Glaser, Katharina Großmann-Hensel, Olaf Jessen, Dr. Wladimir Klitschko, Ildiko von Kürthy, Gunnar Meinhardt, Sven Michaelsen, Philipp Oehmke, Kerstin Peters, Jürgen Trimborn, Herr Weber von der Hamburger Bücherstube Felix Jud, Dominik Sachsenheimer, Philipp Sachsenheimer, Sybille Scharmann, Fritz Sdunek, Alfred Steffen, Heiko Stöhr, Niklas Suxdorf, Herbert Woltmann, Michael Wulfes.

Anmerkung des Autors

Leider stand Max Schmeling selber nicht zu einem Gespräch zur Verfügung. Mit Hinweis auf seine Gesundheit wurden etliche Anfragen abgewiesen. Dafür muss der Autor Verständnis haben. Spezielle Anfragen wurden von seinem Sekretär beantwortet. Es gibt keinen Grund, dessen Ausführungen anzuzweifeln, aber es sollte darauf hingewiesen werden, dass eine wirklich sichere Einschätzung, beispielsweise von Herrn Schmelings heutigem Gesundheitszustand, auf diese Weise nicht möglich war.

Quellen

- Andre, Sam; Fleischer, Nat: *A pictoral history of boxing*, London 1998.
- Bak, Richard: *Joe Louis: the great black hope*, Dallas, Texas 1996.
- Barnes, Djuna: *Portraits*, Berlin 1985.
- Baumgart, Reinhard: *Damals: Ein Leben in Deutschland*, München 2004.
- Bodner, Allen: *When Boxing was a jewish sport*, London 1997.
- Brecht, Bertolt: *Der Kinnhaken und andere Box- und Sportgeschichten*, Frankfurt a. M. 1998.
- Carpentier, Georges: *Meine Methode des Boxens: Praktische Anleitung zur Ausübung der edlen Kunst der Selbstverteidigung*, Leipzig 1914.
- Carpentier, Georges: *Mon Match avec la vie*, Paris 1954.
- Dal, Güney: *Teestunden am Ring*, München 1999.
- Diener, Franz: *Mein Weg*, Berlin 1928.
- Drews, Tobias (Hg.): *Max Schmeling*, Stuttgart 1996.
- Forster, Mathias: *Max Schmeling: Sieger im Ring – Sieger im Leben*, München 1986.
- Frei, Norbert; Schmitz, Johannes: *Journalismus im Dritten Reich*, München 1999.
- Friedrich, Dorothea: *Max Schmeling und Amny Ondra: ein Doppelleben*, Berlin 2001.
- Grass, Günther: *Mein Jahrhundert*, München 2001.
- Reuth, Ralf Georg (Hg.): *Joseph Goebbels Tagebücher 1924–1945 [in fünf Bänden]*, München 2000.
- Haacke, Wilmont; von Baeyer, Alexander (Hg.): *Facsimile Querschnitt durch den Querschnitt*, München 1968.
- Haffner, Sebastian: *Geschichte eines Deutschen: die Erinnerungen 1914–1933*, München 2002.
- Hamann, Carl Otto: *Ein Leben auf eigene Faust*, Köln 1949

- Haymann, Ludwig: *Deutscher Faustkampf, nicht pricefight: Boxen als Rasseproblem*, München 1936.
- Heller, Peter: "In this corner...!" Fourty-Two World Champions tell their stories, New York 1994.
- Hellmis, Arno: *Max Schmeling: Geschichte eines Kämpfers*, Berlin 1937.
- Zentner, Christian: Adolf Hitlers »Mein Kampf«: eine kommentierte Auswahl, München 1991.
- Jannings, Emil: *Mein Leben*, München 1979.
- Job, Bertram: *Boxen*, Berlin 2003.
- Jürgs, Michael: *Der Verleger: Der Fall Axel Springer*, München 2001.
- Kahn, Roger: *A Flame of pure fire: Jack Dempsey and the roaring 20s*, New York 1999.
- Kellen, Konrad: *Katzenellenbogen: Erinnerungen an Deutschland*, Wien 2003.
- Kluge, Volker: *Max Schmeling: eine Biographie in 15 Runden*, Berlin 2004.
- Kohr, Knud; Krauß, Martin: *Kampftage: Die Geschichte des deutschen Berufsboxens*, Göttingen 2000.
- Kortner, Fritz: *Aller Tage Abend: Autobiographie*, München 1996.
- Kothes, Michael: *Boxen: eine Faustschrift*, Frankfurt a. M. 1999.
- Krausnick, Michail: *Wo sind sie hingekommen?: Der unterschlagene Völkermord an den Sinti und Roma*, Gerlingen 1995.
- Kunstmuseum Düsseldorf: *Alfred Flechtheim: Sammler, Kunsthändler, Verleger*, Düsseldorf 1987.
- Liebe, Ulrich: *Verehrt, verfolgt, vergessen: Schauspieler als Naziopfer*, Weinheim 1995.
- Löffler, Adolf: *In der Weltarena*, Berlin 1941.
- Löffler, Adolf: *Sport ohne Schminke*, Berlin 1939.
- Luckas, Manfred: *Ring Frei!: Ein Lesebuch vom Boxen*, Stuttgart 1997.
- Malitz, Bruno: *Die Leibesübungen in der nationalsozialistischen Idee*, München 1934.
- Maser, Werner: *Hitlers Briefe und Notizen: sein Weltbild in handschriftlichen Dokumenten*, Graz 2002.
- McNeill, Jim: *That night in the Garden*, London 2004.
- Mead, Chris: *Champion Joe Louis, black hero in white america*, New York 1986.
- Meinhardt, Birk: *Boxen in Deutschland*, Hamburg 1996.
- Moeller, Felix: *Der Filminister: Goebbels und der Film im Dritten Reich*, Berlin 1998.
- Müller, Ralf: *Max Schmeling: seine Rolle im nationalsozialistischen Deutschland*, Diplomarbeit an der deutschen Sporthochschule Köln 1996.
- Nasaw, David: *The Chief: The Life of William Randolph Hearst*, London 2003.

- Nürnberg, Rolf: *Max Schmeling: Die Geschichte einer Karriere*, Berlin 1932.
- Oates, Joyce Carol: *Über Boxen: ein Essay*, Zürich 1988.
- Pendergrast, Mark: *For God, Country and Coca-Cola: The definitive history of the american soft drink and the company that makes it*, London 2000.
- Picker, Henry: *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Berlin 1997.
- Pörtner, Rudolf (Hg.): *Mein Elternhaus: ein deutsches Familienalbum*, Düsseldorf 1995.
- Püschel, Walter (Hg.): *Boxen ist doch auch 'ne Kunst: Anekdoten von Max Schmeling*, Berlin 2000.
- Remnick, David: *King of the world: Der Aufstieg des Cassius Clay oder die Geburt des Muhammad Ali*, Berlin 2000.
- Rothenburg, Walter: *Kampf um Meister und Millionen*, Stuttgart 1949.
- Schmeling, Max: ...8–9-aus!, München 1968.
- Schmeling, Max: *Erinnerungen*, Frankfurt a. M. 1977.
- Schmeling, Max: *Ich boxte mich durchs Leben*, Stuttgart 1967.
- Schmeling, Max: *Mein Leben – meine Kämpfe*, Leipzig 1930.
- Stromberg, Kyra: *Djuna Barnes: Leben und Werk einer Extravaganten*, Berlin 1999.
- Swanberg, W.A.: *Citizen Hearst: A Biography of William Randolph Hearst*, New York 1996.

Bildnachweise

ullstein bild, Berlin:

S. 1, 20, 36, 47, 61, 81, 86, 119, 154, 241, 255, 264, 267, 268, 340, 349, 353

Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, Berlin:

S. 110, 177, 216, 221, 289, 323, 333

Süddeutscher Verlag / DIZ Bilderdienst, München:

S. 121, 274

dpa picture-alliance, Frankfurt:

S. 171, 303, 345